Deutschland und Frankreich

von

Ludwig Brunier.

> Daß das edle, ruhige, gründliche Deutschland sich endlich zu einer Nation verschmelze und zur Königin des Continents werde, anstatt des dunstigen, ehrsüchtigen, gesticulirenden, zanksüchtigen, rastlosen und überempfindsamen Frankreichs — das scheint mir das hoffnungsvollste Ereigniß meiner Zeit zu sein.
>
> Carlyle.

Bremen, 1873.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof Nr. 4.

I. Deutschland.

Ich halte die Deutschen für das tiefste und bedeutendste Volk der Erde.

Emerson.

Die Aussprüche Carlyle's und Emerson's, dieser beiden hochbegabten, mit deutscher Geschichte und Literatur innig vertrauten Männer, haben in ihrem für unser Vaterland so schmeichelhaften Inhalte nichts Befremdendes. Denn ein Jeder, der mit philosophischem Weitblicke zu überschauen vermag, was die verschiedenen Völker im Laufe der Jahrhunderte für Bildung und echte Menschlichkeit geleistet, ein Jeder, der die Culturarbeit der europäischen Nationen mit einander zu vergleichen im Stande ist, muß die höchste Achtung für Deutschland fassen und, wo es Zeit und Umstände erheischen, seine Ueberzeugung zum Ausdruck bringen. Aehnlich anerkennenden Aeußerungen werden wir auch bei Franzosen, Italienern, Schweden, kurz, bei allen Völkern Europas begegnen, sobald die ein Urtheil abgebende Persönlichkeit auf höchster Stufe der Bildung steht. Aber Geister ersten Ranges, wie Carlyle, die Baronin von Staël-Holstein und Andere, sind Ausnahmen. Die schnell urtheilende, aber zum Urtheilen meist wenig oder gar nicht berufene große Menge entbehrt jeglichen Weitblicks und plappert das nach, was ihr in Zeitungen und Wochenblättern oft durch feine Dialektik, oft aber auch durch Darstellungen in dem Geschmacke eines Abraham a Santa Clara mundrecht gemacht wird. Der Selbstdenker giebt es noch immer sehr wenige, und die Mehrzahl der Leser schwört auf die Meinung, die man ihnen in ihrem Lieblingsblatte bald in feiner, bald in grober Darstellung vorträgt. Da

haben wir nun das Schauspiel, daß die europäische Presse in ihrer unbestrittenen Mehrheit bei dem ungerechtesten Kriege, der wohl je begonnen worden, auf Seiten des frevelhaften Angreifers stand, und daß die Deutschen, von denen man doch in vollster Wahrheit behaupten darf, sie hätten Niemandem das Wasser getrübt, daß die Deutschen als der grimme Wolf geschildert wurden, der das unschuldige französische Lamm mit Haut und Haaren zu verspeisen beabsichtige.

Es ist auf den ersten Blick nicht so leicht, für diese auffallende Wahrnehmung den Grund aufzufinden. Doch wird man klug thun, auf das deutsche Volk die Erfahrung anzuwenden, die man in Bezug auf einzelne Persönlichkeiten macht, nämlich daß, so oft fast Alle sich gegen Jemanden erklären, dieser, wenn auch nicht allein die Schuld, so doch einen großen Theil der Schuld trage. Dies trifft auch in Bezug auf das deutsche Volk zu. Nicht in dem letzten Kriege gegen Frankreich hatte es Unrecht, sondern in einer langen, beschämenden Vergangenheit. Dieses Unrecht hatte es nicht an Andern begangen, sondern an sich selber. Das deutsche Volk war, um es kurz zu sagen, der Prügeljunge der Nationen geworden, und nun, da der gutmüthige Michel sich einmal nicht Alles gefallen ließ, sondern den übermüthigen, zierlichen Franzosen um und um schwang, da schrieen die zuschauenden Völker über den Grobian und wären, hätten sie nicht deutsche Hiebe gefürchtet, dem unmanierlichen Riesen gern in die Arme gefallen.

Niemals ist wohl beschämender zu Tage getreten, was man einer Nation, die bis dahin von einer beispiellosen Geduld war, zu bieten wagte, als in dem Kampfe Deutschlands gegen Dänemark. Auch in diesem Streite standen die meisten Völker Europas auf Seiten Dänemarks und fanden es ganz natürlich, daß Deutschland zwei herrliche, von urdeutschen Stämmen bewohnte Provinzen dem kleinen Inselstaate abtrete, weil dieser sie brauchen konnte,

und der deutsche Reichskörper nur dazu geschaffen schien, damit Jeder sich daraus Riemen schneide. Und wirklich hatten die fremden Regierungen, die für das kleine, raschhandelnde Dänemark viel zärtlicher fühlten, als für das große, ungelenke, in sich zwiespältige Deutschland, wirklich hatten die fremden Regierungen jenes Londoner Protocoll zu Stande gebracht — einer der schimpflichsten Fußtritte, die je dem deutschen Volke versetzt worden. Doch, weil das deutsche Volk sich daheim Alles gefallen ließ und sich wieder unter den Frankfurter Bundestag, diese fluchwürdigste aller höheren Polizei-Anstalten, gebeugt hatte, so achtete man auswärts noch viel weniger seine Gefühle. Duldete es doch, daß, wie der Habsburgische Kaiser im siebenzehnten Jahrhunderte seine Croaten und Panduren über Deutschland losgelassen hatte, um die das Gewissen rettende und die Volksfreiheit anbahnende Reformation mit Stumpf und Stiel auszutilgen, so im neunzehnten Jahrhunderte ein anderer Herrscher aus diesem für Recht und Freiheit so verhängnißvollen Hause seine Schaaren entsandte, um einen despotischen Vierfürsten, wie Dietrich von Hessen-Cassel, auf den lange verwirkten Thron zurückzuführen! Duldete es doch, daß die fröhlichen Anfänge einer deutschen Flotte öffentlich versteigert, daß beschworene Verfassungen gebrochen, makellose Volksmänner mit Processen, zu denen die Lüge das Anklageobject geliefert, heimgesucht und in schmählicher Haft gehalten wurden, daß mit einem Worte Camarilla, Clerus und Büreaukratie sich auf's Engste verbündeten, um Deutschland auf's Neue zur Unmündigkeit zu verdammen und es so unter alle freieren Nationen tief herabzudrücken!

Wenn die Engländer im Jahre 1864 auf fast leidenschaftliche Weise sich für Dänemark erklärten, während das Recht sonnenklar auf Seiten Deutschlands stand, so war es Geringschätzung gegen den allzu geduldigen deutschen Michel, was sie zu der frechen Forderung verführte, es sollten, obgleich mit dem Tode Frederik's VII.

das Band zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark glücklich gelöst war, für den neugewählten König des kleinen Inselreiches zwei herrliche deutsche Provinzen zum Pathengeschenke dargebracht und zwei Glieder eines Riesenleibes auf's Neue von dem Gesammtkörper abgetrennt und zu einem unnatürlichen Bunde mit einem Diminutivstaate gezwungen werden. Daß sich im deutschen Volke Selbstgefühl regen könne, schien den Engländern ganz undenkbar. Und leider hatten sie, mehr als alle übrigen Nationen Europas, den vollgültigsten Grund, an dem Mannesstolze Deutschlands zu zweifeln. Als die Verbindung Englands mit Hannover im Jahre 1837 erlosch, ließ der Herzog von Cumberland — ein in Großbritannien und Irland sehr wenig geachteter Prinz, weshalb er sich auch vorzugsweise auf dem europäischen Festlande aufhielt — der doch Gelegenheit gehabt hatte, den Segen einer freien Verfassung in seiner Heimath kennen zu lernen, nachdem er kaum den Boden seines ihm vertrauensvoll entgegenkommenden Königreiches betreten hatte, seine erste That, während sonst neue Herrscher von freundlichen und gnädigen Versicherungen überströmen, die sein, das hannoversche Grundgesetz aufzuheben, das gegenüber der britischen Constitution dem Volke nur bescheidene Freiheiten verbürgte. Wahrlich, durften da die Engländer mit Recht erstaunt sein, ja, dies Erstaunen mit verächtlichem Achselzucken begleiten, daß man noch im neunzehnten Jahrhunderte dergleichen ruhig einsteckte. Denn wie benahm sich Deutschland und das hannoversche Volk gegenüber diesem Rechtsbruche? Es duckte sich. Der Bundestag war, wie gewöhnlich, incompetent, wo es sich um Rechte des Volkes gegenüber den Fürsten handelte; die geknebelte Presse mußte es bei'm Murren bewenden lassen — hätte sie zu brummen gewagt, würde man den Maulkorb noch fester angezogen haben — und nur wenige edle Männer von hohem wissenschaftlichen Werthe, denen ihr Gewissen theurer war, als ihr Amt,

zeugten im Angesichte Deutschlands und Europas für Wahrheit, Recht und Staatsbürgerthum. Wenn nun die Hannoveraner ihren König, der bei den englischen Volksclassen, mit Ausnahme der Tories, durch seinen Rechtsbruch so verhaßt geworden war, daß sie ihn bei einem etwaigen Besuche mit faulen Eiern und sonstigen unschmeichelhaften Gegenständen zu empfangen gedachten, wenn nun die Hannoveraner mit der nicht zu zerstörenden deutschen Unterthanenanhänglichkeit ihren König allmälig liebgewannen und sich seinen blinden Sohn gegen alle sonst geltenden Regeln des Staatsrechts zum Nachfolger gefallen ließen, so war den Engländern diese Unterwürfigkeit aus gutem Grunde unbegreiflich und sie hielten sich in ihrer gesicherten Freiheit für Spartaner, die Deutschen aber für Heloten. Erschien ihnen durch die neuesten hannoverschen Verhältnisse das deutsche Volk als ein solches, mit dem seine Regenten anfangen konnten, was ihnen beliebte, so rief ihnen das an Hannover angrenzende Hessen-Cassel, wo der Kurfürst seinen Unterthanen auf's Schroffste begegnete, jenen fluchwürdigen Menschenhandel des achtzehnten Jahrhunderts in's Gedächtniß, wo sie von dem herzlosen Ahnherrn eines herzlosen Sprößlings Soldaten gekauft hatten, um mit diesen nordamerikanisches Rechtsbewußtsein zu Boden zu schlagen. Freilich hätten die Engländer bei dieser Verdammung, in die alle ehrlichen Leute miteinstimmen werden, vielleicht gut gethan, sich zu erinnern, daß ihr eigener König als Kurfürst von Hannover Menschenhandel trieb und mit dem für seine verkauften hannoverschen Landeskinder verdienten Sündengelde seine Privatschulden bezahlte. Und wenn sie auf das an Hannover angrenzende Hessen-Cassel, so lange ihr König zugleich Kurfürst von Hannover war, vorzüglich ihr Auge richteten und allerdings dort den lächerlichen Anblick hatten, wie der Seelenverkäufer, als er kaum auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt war, trotz seines Geizes eine Prämie aussetzte für

diejenigen Officiere, die ihm zuerst in eigenem Zopfe würden aufwarten können — einen falschen anzubinden, hatte er sogleich bei seiner Rückkehr anbefohlen — so konnten sie zu Hause auf ihren Prinz-Regenten und späteren König Georg IV. wahrlich auch nicht stolz sein; denn, obgleich dieser den Anspruch auf den Titel des „ersten Gentleman von Großbritannien und Irland" erhob, so war er doch in Wahrheit einer der versoffensten, liederlichsten und kleindenkendsten Kerle in den drei Königreichen. Allerdings waren die Engländer vor den Hessen darin im Vortheile, daß ein so lächerlicher Befehl, wie der mit den Zöpfen, bei ihnen nicht gegeben werden konnte. Auch war es löblich, daß die Bürger Albions überall, weil sie sich unter starkem nationalen Schutze wußten, so sicher auftraten, und daß namentlich ein junger Engländer, um den ebenso lächerlichen, als despotischen Kurfürsten zu ärgern, sich einen bis zur Erde herabbammelnden Zopf umband und mit diesem fortwährend unter den Fenstern des alten Seelenverkäufers umherspazierte, ohne daß dieser wagte, an dem kecken Sohne eines freien Landes Rache zu nehmen. Seume, der selbst unter die hessischen Soldaten gepreßt und höchst unfreiwillig nach Nordamerika befördert wurde, nennt den damaligen Landgrafen und späteren Kurfürsten: „Den großen Menschenmäkler".

Doch genug und abergenug der Beispiele, wo die Deutschen den Anblick einer Sclavenheerde darboten, mithin von den auswärtigen Völkern, wie sie es verdienten, mit Geringschätzung angesehen wurden!

Diese frühere Geringschätzung der Deutschen von Seiten der andern Völker erklärt auch zu nicht geringem Theile das Hinneigen der meisten Nationen zu Frankreich während des letzten Krieges. Sie konnten sich nämlich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Volk, das ihnen bis dahin so klein vorgekommen, plötzlich so groß sein sollte.

Bei dem parteiischen Verhalten fast ganz Europas gegen Deutschland haben wir uns natürlich am meisten über die Feindschaft Derjenigen verwundert und betrübt, die zur großen germanischen Völkerfamilie gehören. Es war diese geistige Parteinahme für Frankreich eine eben solche Unnatur, wie die Stellung Burgunds während der englisch-französischen Kriege auf Seiten Albions. Betrachten wir zuerst die Schweiz, dies alte Reichsland, deren Bewohner fast zu zwei Drittheilen Deutsche sind, und die dem reichen Strome deutschen geistigen Lebens so Vieles verdankt! Die in der Schweiz allgemein verbreitete Meinung, es könne von Deutschland nur staatliche und kirchliche Unterdrückung kommen, wird durch den leidigen Umstand entschuldigt, um nicht zu sagen, nur zu erklärlich gemacht, daß das dunkle Oestreich bis zum Jahre 1866 sich vor die deutsche Intelligenz stellte, so daß diese nicht hindurchzuleuchten vermochte. Diese ungünstige Beurtheilung der Schweizer haben demnach die Deutschen theilweise verschuldet, weil sie, die geistig so Vorgerückten, einen geistig so zurückgebliebenen Staat an ihrer Spitze duldeten. Die seit Langem eingenistete Vorstellung, daß Deutschland auf politischem und religiösem Gebiete stets dem Rückschritt und der Verfinsterung huldige, konnte aber in den wenigen Jahren von 1866 bis 1870, von welchem Augenblicke an ja das, gleich der Pallas, mit leiblicher und geistiger Rüstung gleich vortrefflich ausgestattete Preußen das mit den Jesuiten liebäugelnde Oesterreich abgelöst hatte, diese festgewurzelte ungünstige Meinung konnte nicht so schnell ausgetilgt werden. Ueberdies war gegen Preußen wegen des unglücklichen Streites um Neufchâtel in der Schweiz eine große Mißstimmung zurückgeblieben. Würden die Völker nicht immer weit mehr von starkerregten Gefühlen in ihren Urtheilen beeinflußt, als von dem gerecht abgewogenen Für und Wider, so hätte die Schweiz nicht allein keinen Grund gehabt, auf Preußen zu zürnen, sondern wäre durch die Billigkeit sogar ge-

zwungen gewesen, ihm dafür zu danken, daß es, um Blutvergießen zu ersparen, auf ein sonnenklares Recht verzichtete. Ueberhaupt war in der Schweiz seit der Zugehörigkeit Neufchâtels zu Preußen immer eine Erbitterung gegen den norddeutschen Staat rege gewesen. Da nun Neufchâtel naturgemäßer zu der Schweiz, als zu Preußen gehört, so kann man Gott danken, daß das richtige Verhältniß seit nun anderthalb Jahrzehnten besteht und nach menschlicher Berechnung für immer bestehen wird. Aber wir wollen doch gegenüber so vielen unwahren Behauptungen früheren schweizerischen Uebelwollens hier hervorheben, daß Neufchâtel preußischerseits stets mit der größten Gerechtigkeit regiert ward, und daß der König dem Fürstenthume keinen Groschen kostete. Es war eine Lieblingsredensart in den französischen Zeitungen der Schweiz, daß die arme und sandige Mark Brandenburg sich mäste an dem, was das wohlhabende Neufchâtel hergeben müsse. Seufzend sprachen die französischen Zeitungen der Schweiz von den großen Summen, die aus Neufchâtel in die „Sables de Brandenbourg“ flössen. Diesen falschen Behauptungen gegenüber ist festzustellen, daß der König von Preußen als Fürst von Neufchâtel eine Civilliste von 270,000 Livres bezog, die er dem Rechte nach allerdings für sich hätte verwenden können. Doch geschah dies niemals, sondern fast regelmäßig ward die gesammte Summe für Neufchâtel ausgegeben. Als im Jahre 1819 einst der König von Preußen, nachdem er seinen Pflichten in Neufchâtel vollkommen genügt, 1500 Livres übrig behielt, so war er über diesen ungewohnten Reinertrag höchst erfreut und glaubte kein Unrecht zu thun, wenn er diese geringfügige Summe für sich verwende. Er kaufte sich dafür eine Uhr in Lachauxdefonds.

Uebrigens hängt man in der Schweiz nicht blos den Preußen, sondern auch sämmtlichen Deutschen gern etwas an, und bei dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich stand, wie schon be-

merkt, die Mehrzahl der Schweizer nicht auf Seiten des stammverwandten Volkes, sondern der Welschen. Nun, Zuneigung läßt sich ebenso wenig gebieten, als Abneigung, aber zur Gerechtigkeit kann sich der Einzelne, wie ein ganzes Volk, zwingen, sobald es nicht Leidenschaft bei seinem Urtheile walten läßt, sondern die Vernunft. Wenn nun die Schweizer früher meist mit Achselzucken auf die kleinstaatlichen Verhältnisse Deutschlands blickten und vermeinten, sie wären den Deutschen in der Arena der Freiheit mit Siebenmeilenstiefeln vorangeeilt, so hatte dies doch nur eine sehr einzuschränkende Wahrheit. Ist es nicht zu leugnen, daß Tausende und aber Tausende von Deutschen ihre politischen Wünsche über die engen Grenzen des Fürstenthums, in dem sie geboren waren, häufig nicht hinaustrugen, so blühte doch auch in der Schweiz der Cantönligeist mit einer Stärke und Behaglichkeit, daß von einem Allgemein-Gefühl, bis zum Sonderbundskriege wenigstens, nicht viel die Rede war. Wenn es in Deutschland einen Sturm von Unwillen erregte, daß ein Kleinstaat, der durch den Ochsenkopf, den er im Wappen führt, dem etwas schwerfälligen deutschen Witze auf die Beine hilft, daß Mecklenburg den Gutsbesitzern das allerdings durch manche Bedingungen eingeschränkte Recht verlieh, ihre Hintersassen prügeln zu lassen und wenn in Folge der, dadurch hervorgebrachten, allgemeinen Indignation dies bedenkliche Recht von der Regierung wieder eingezogen ward, so verdammte man im Canton Uri, der ebenfalls mit einem Ochsen als Wappenthier begnadet ist, einen Schriftsetzer, der einige Aeußerungen über die katholische Religion gewagt hatte, die nicht nach dem Geschmacke der Ultramontanen waren, daß er über die Bank gelegt und mit einer Anzahl Stockhiebe für seine unchristlichen Redensarten bestraft werde. Der Stier von Uri war demnach viel grimmer und prügellustiger, als der Stier von Mecklenburg.

Da die Schweiz durch ihr wenig freundliches Verhalten gegen Deutschland uns gleichsam auffordert, sie einmal recht genau darauf anzusehen, ob sie auch ein Recht habe, sich hoch über uns zu stellen, so wollen wir doch noch hinzufügen, daß, wenn die Stockstreiche, die in Uri eine ultramontane Behörde durch einen ultramontanen Büttel verabreichen ließ, uns sehr mittelalterlich bedünkten, wir förmlich in Verlegenheit kommen, ein hinlänglich verdammendes Wort für folgenden Vorfall zu finden:

In Aargau entwischte ein gewandter Dieb, ein zweiter Jack Sheppard, allzu häufig dem Gefängnisse. Die dortige Behörde verlor nun zuletzt die Geduld und griff zu einem sehr einfachen Mittel, ein neues Entweichen des Diebes unmöglich zu machen. Sie ließ den Dieb hinrichten.

Uns scheint, als ob die Deutschen da wohl sagen dürften: „Seht, wir Unfreien sind doch bessere Menschen!"

Wenn man in Uri einen unbescholtenen Mann, der in religiösen Dingen freisinnig dachte, auf öffentlichem Markte über die Bank legte und mit Stockschlägen bearbeitete, so war in Unterwalden jegliches Hochgefühl dermaßen abhanden gekommen, daß, als eine nicht unbeträchtliche Summe zu einem Winkelried-Denkmale gesammelt worden, die Mehrzahl der Cantonbewohner sich dahin erklärte, wie eine Statue keinem Menschen nütze, wie man aber sehr etwas Zweckmäßiges ausrichten werde, falls man das vorhandene Geld für einen Winkelried-Oelfonds verwende, mit anderen Worten, zur Straßenbeleuchtung. Wahrlich, der Fürst Pückler-Muskau, der immer behauptete, daß unser nur für das Nützliche Sinn habende Zeitalter bald dahin kommen werde, die Leichen nicht zwecklos in die Erde zu verscharren, sondern sie als Dünger zu verwenden, wird, als er von diesem Winkelried-Oelfonds las, geglaubt haben, der Augenblick, wo seine Prophezeiung zur Wahrheit werde, nahe mit Riesenschritten heran.

Wir könnten noch manches vorbringen, was der Schweiz nicht gerade angenehm zu hören sein würde, und wir hätten einigermaßen eine Aufforderung hierzu, in Berücksichtigung, daß man in dem schönen Alpenlande gegen Deutschland in seinem Urtheile so unschön verfuhr. Doch wir finden keinen Geschmack an dergleichen Aufmutzungen und haben, wie es uns scheint, Proben genug gegeben, die darthun, daß die Schweiz zu einem Pharisäer-Stolze uns gegenüber keineswegs berechtigt ist. Uebrigens erinnern wir uns, daß schon Heine einen unverschämten Schweizer, der die Deutschen als Fürstenknechte bezeichnet hatte, in seiner bekannten schneidigen Weise folgendermaßen abfertigte: „Die eigentlichen Fürstenknechte und Leckerkramverfertiger sind überall Schweizer und werden vorzugsweise so genannt." — Wenn man eingedenk ist, daß die Schweizer sich bei dem Könige von Neapel und dem Papste bis vor Kurzem als Kriegsknechte verdingten, und daß die Conditoren in den Hauptstädten Europas häufig Schweizer sind, so hatte Heine bei seinem bissigen Ausfalle die Wahrheit unbestritten auf seiner Seite. Auch das Recht hatte er für sich, indem wir zwar die Unbilde verzeihen dürfen, ja, sollen, die uns selber angethan wird, aber niemals die unserer Nation zugefügte, zumal, wenn die Nation eine so gute, gebildete und getreue ist, wie die deutsche.

Gehen wir jetzt zu den Holländern über, der nach den Schweizern uns zumeist verwandten germanischen Nation, und die überdies ebenfalls zum großen Reichskörper gehörte! Auch sie haben bei unserem Kriege gegen Frankreich sich höchst unfreundlich benommen, und es ist demnach ebenfalls am Orte, sie ein wenig genauer in's Auge zu fassen und zu untersuchen, ob wir an ihrer Kälte gegen uns irgendwie Schuld tragen.

Wenn die Holländer es noch in unangenehmer Rückerinnerung bewahren, daß die Hauptmacht Deutschlands im Jahre 1787 in einem leichten und ungestörten kriegerischen Spaziergange von der

ganzen Republik Besitz nahm, die allerdings gegen Ludwig XIV. sich auf's Hartnäckigste zu vertheidigen wußte, so sind die Preußen doch deshalb nicht zu verdammen, daß sie schon damals Proben von jener affenähnlichen Geschwindigkeit gaben, die ihnen von den Wiener Publicisten im Jahre 1866 so übel genommen ward. Daß ferner die Deutschen trotz ihrer großen Gutmüthigkeit den Ruhm, die Buchdruckerkunst erfunden zu haben, nicht den Holländern abtreten wollen, obgleich diese steif und fest behaupten, daß ihrem Lorenz Coster*) dies unsterbliche Verdienst zukomme und ihm deshalb auch in Haarlem ein Standbild errichteten, dies, däucht uns, kann einer nur zu gerechten Nation ebenfalls nicht als Schuld angerechnet werden. Auch können wir mit dem besten Willen nicht zugeben, daß, wie ein aufgeblähter Sohn der Niederlande behauptete, die deutsche Sprache nur ein „verdorbenes Holländisch" sei. Im Gegentheil rückt man der Wahrheit viel näher mit dem Satze, daß das Holländische eine Mundart des Deutschen sei, aber keine allzu wohltönende. Wir sind uns demnach gar keines andern Unrechts gegen die Holländer bewußt, als daß wir auf der Wahrheit bestehen bleiben und sie haben niemals unter Deutschlands Zuchtruthe geseufzt, wohl aber unter französischer. Als sie mit Frankreich vereint waren, stockte bekanntlich ihr Handel gänzlich, ihre Colonien gingen verloren und die alte Wohlhabenheit des Landes drohte in das Gegentheil umzuschlagen. Daß sie nun von ihren französischen Quälgeistern befreit wurden, das verdanken sie doch dem Winterfeldzuge der Preußen unter Bülow. Wie groß die

*) Uebrigens hat jüngst ein holländischer Gelehrter, Dr. van der Linde in einem von großem Fleiße zeugenden Buche, das den Titel führt: „De Haarlem'sche Coster-Legende", nachgewiesen, daß an dieser Behauptung seiner Landsleute kein wahres Wort sei. Freilich ist zu fürchten, daß die Nationaleitelkeit dies nicht glauben wird und daß die Holländer sich ebenso erbosen, wenn man die Verdienste ihres Lourens Janszoon Coster" bestreitet, wie die Schweizer, wenn man an der Wirklichkeit ihres Wilhelm Tell zweifelt.

französische Unterdrückung gewesen sein muß, kann man daraus abnehmen, daß bei dem Jubel über die Befreiung von den verhaßten Drängern die sonst so sittsamen Holländerinnen für einen Augenblick sich wie unzüchtige Pariserinnen bei'm Cancan geberdeten. Da sie nämlich bei der Wiederaufrichtung eines selbständigen Hollands an die damit verbundene Rückkehr der Oranier dachten, die, als Gegensatz zu dem verabscheuten Napoleon, damals sich der höchsten Volksgunst erfreuten, so hatten sie die Leibfarbe dieses Fürstengeschlechts, das Orange, sogar auf ihre Strumpfbänder übertragen. Es machte nun einen nicht wenig seltsamen Eindruck, wenn eine Schaar Holländerinnen bei plötzlich ausbrechendem Volksjubel ihre Kleider in die Höhe hoben, mit den Beinen in der Luft strampelten, damit ihre orangefarbenen Strumpfbänder bemerkt würden und dabei aus Leibeskräften schrieen: „Orange boven, Orange boven!“ Dies Alles schien gänzlich in der Erinnerung der Holländer erloschen zu sein, als der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach und sie geberdeten sich, als ob ihnen einst von den Deutschen die größtmögliche Unbilde widerfahren sei und sie durch die Franzosen wären befreit worden. Wir müssen hoffen, daß, wie die Gerechtigkeit zuletzt immer siegt, so auch den Holländern endlich die Augen aufgehen und sie erkennen werden, wo sie ihre wahrhaften Freunde zu suchen haben. Bis dahin wollen wir es uns ruhig gefallen lassen, daß sie uns „Muff“ schimpfen. Sollten wir aber einmal Lust verspüren, die Schranke vornehmer Ablehnung wegzuräumen und in den Wald hineinzurufen, wie es heraus erschallte, dann wollen wir uns doch besinnen, daß Friedrich der Große kein allzu anziehendes Bild von den Holländern entwarf, indem er sie folgendermaßen schilderte:

„Figurez-vous un peuple d'escargots,
Toujours glacés, animaux aquatiques,
Qui dans une heure articulent deux mots.“

Doch geziemt es uns Deutschen, im Bewußtsein unseres Rechts und unserer Stärke, wohl am Besten, wenn wir die gegen uns herrschende Voreingenommenheit der Holländer verzeihen und von ihnen erwarten, daß sich ihre Abneigung mit der Zeit in Zuneigung verwandeln und sie sich an das mächtige, stammverwandte Volk anlehnen werden, daß in seiner Großmuth so willig vergiebt.

Hätten wir übrigens den Holländern das viele Böse, das sie gegen die Deutschen vorbrachten, mit Bösem vergelten wollen, so würde es uns an Stoff zu hämischen Gegenbemerkungen wahrlich nicht gefehlt haben. Wir hätten nur daran zu erinnern brauchen, daß, während sie zu Hause brave Männer das Schaffot besteigen ließen, weil diese sich vermaßen, die Lehren des Christenthums nach eigenem Geiste auszulegen, sie in Japan, um dort Handel treiben zu können, außer daß sie sich vielen Demüthigungen aussetzten, das Christenthum vollkommen verleugneten und auf die Frage, ob sie ein Christ seien, die Antwort gaben: „Ich bin ein Holländer." Man behauptet sogar, wie sie in Japan, bevor sie zum Handel zugelassen wurden, einen feierlichen Schwur ablegen mußten, daß sie keine Christen seien und wie sie sich ebenfalls dazu bequemten, das Kreuz, als Symbol des Christenthums, anzuspeien und mit Füßen zu treten. Auch beschuldigte man den holländischen Residenten Kookebecker, er habe bei der Niedermetzelung der in Japan noch heimlich fortbestehenden Christen der nach Blut lechzenden Regierung in Jeddo seinen Beistand geleistet. Auf die, unsern nicht allzu liebevollen und sicher nicht allzu liebenswürdigen niederländischen Vettern Schuld gegebene Verleugnung des Christenthums bezieht sich die Stelle im Candid, wo Voltaire einen holländischen Matrosen sprechen läßt:

„Auf vier Reisen nach Japan habe ich viermal unsern Herrn Christus mit Füßen getreten."

Wenn die Holländer noch nach andern Beweisen verlangen sollten, daß sie keinen Grund haben, sich den Deutschen gegenüber als Pharisäer zu spreizen, so befinden wir uns nicht in Verlegenheit, ihnen mit diesem Artikel aufzuwarten.

Trafen wir während unsers Riesenkampfes mit Frankreich bei den Schweizern und Holländern auf entschiedene Mißgunst, so begegneten wir bei den übrigen germanischen Nationen wahrlich keinen wärmeren Gefühlen. Ja, in Dänemark stießen wir sogar auf unverhüllten Haß. Dänemark war noch im Wiederkäuen der Unbilde begriffen, die ihm seiner Meinung nach dadurch angethan worden, daß Deutschland zwei Provinzen, die zu ihm gehörten, an sich genommen hatte. Es erinnerte sich nur an das vermeintliche, ihm in jüngster Zeit widerfahrene Unrecht und vergaß ganz, was ihm aus Deutschland nicht blos an wissenschaftlichem Marke und an literarischer Begeisterung zugegangen war; es vergaß auch, was deutsche Staatsmänner und Beamte an Talent und Fleiß in dänischen Diensten aufgewandt hatten. Den makellosen Namen eines „Bernstorff“ werden die Dänen als einen Wohlthäter ihres Landes immer segnen müssen, mögen sie auch dem unglücklichen Struensee das ihm nicht zu versagende Verdienst reinsten Wollens absprechen, einzig, weil er ein Deutscher war. Sonst müßten sie es doch immer als hochsinnig anerkennen, daß ein Minister in seiner allmächtigen Stellung — denn als Günstling eines Königs, der vermöge der Lex regia ganz unumschränkt regierte, konnte er thun, was ihm beliebte — daß ein Minister, der durch keine gesetzlichen Schranken gehemmt ward, sich freiwillig einen Zügel anlegte, die vollste Preßfreiheit zugestand und das dänische Volk zu dem ehrenvollen Vermögen heranzubilden suchte, allmälig seine Angelegenheiten selber zu verwalten. Zum Dank schlug man ihm dafür den Kopf ab, ebenso, wie man in Schweden den Baron von Görtz das Schaffot besteigen ließ, als er das durch den Eigensinn Karl's XII.

an den Rand des Abgrunds gebrachte Reich wieder aufzurichten unternahm. Den Deutschen ward meist immer mit Undank gelohnt, wenn sie mit dem Ueberschusse ihrer Kraft bei der Beglückung fremder Völker sich anstrengten.

Der Deutschenhaß, der dem Baron Görtz das Haupt abschlug, ist in Schweden und Norwegen noch keineswegs erstorben, sondern hat sich im Jahre 1870 auf höchst widerwärtige Weise bemerklich gemacht. Weil wir Schleswig und Holstein, zwei edle Glieder eines gewaltigen Körpers, nicht zur Vergrößerung eines Duodezstaates hergeben wollten, deshalb haßt man uns nicht blos in Dänemark, sondern auch in Schweden und Norwegen. Und man vergißt ganz dabei, daß, wie Skandinavien uns die gereinigte christliche Lehre verdankt, so die deutsche Literatur ebenfalls seit Langem den wohlthätigsten Einfluß auf die geistigen Erzeugnisse der Schweden und Norweger ausübt, und daß sie in Bezug auf Handel und Verkehr von Deutschland überaus abhängig sind. Alle diese intellectuellen und materiellen Bande, mit denen Skandinavien an Deutschland gekettet ist, haben wir von jeher jeden Zwanges, jeder geistigen Ueberhebung zu entkleiden gewußt und für alle unsere Gutmüthigkeit und Zartheit haben wir nichts geerntet, als daß die deutschen Siegesdepeschen, wenn sie in Stockholm und in anderen Städten der beiden nordischen Reiche angeheftet waren, mit den unwürdigsten Schmähreden begrüßt, ja, in der Stockholmer Börse abgerissen und mit hohnvollen Bemerkungen über den deutschen Kaiser — und doch sind wohl selten größere Thaten in bescheidnerem Style gemeldet worden — mit den unwürdigsten Epitheta in Bezug auf die erhabenste Person in Deutschland begleitet wurden.

Wie wir in Dänemark Haß, in Schweden und Norwegen Hohn und Abneigung antrafen, so begegneten wir auch in England dem alten Verbündeten der Freiheitskriege, großer Kälte und schlecht

verhehlter Mißgunst. Freilich hatte England in den letzten Jahrzehnten unendlich von dem Selbstbewußtsein verloren, durch das es sich früher auszeichnete und zu dem es vermöge großer Leistungen in der Vergangenheit wohlberechtigt war. Wie es seit dem Jahre 1814 in seinen Streitigkeiten mit Nordamerika fast regelmäßig nachgab, weil es sich von der großen transatlantischen Republik in vielen Beziehungen abhängig wußte, so ließ es sich seit dem Krimkriege von Frankreich in die zweite Stellung herabdrücken. England begann mit der Unterordnung, als es bei dem Besuche, den Kaiser Napoleon im Jahre 1855 der Königin Victoria abstattete, dem Waterloo-Saale seinen Namen raubte, damit der Neffe des Besiegten sich durch jene Bezeichnung nicht beleidigt glaube. Dann schien es überhaupt Alles aus seinem Gedankengange ausmerzen zu wollen, was an die jahrhundertalte Feindschaft Englands und Frankreichs erinnern konnte. Wie es den Namen des Waterloo-Saales über Bord warf, so schien es auch gänzlich vergessen zu haben, daß Wellington trotz heldenmüthigen Widerstandes doch am Abende des achtzehnten Juni 1815 von Napoleon geschlagen war und daß es dem wundergleichen Vordringen Blücher's, der nach der schweren Niederlage von Ligny zwei Tage später wieder vollkommen kampfbereit dastand, daß es dem preußischen Feldmarschalle Blücher zum großen Theile einen Sieg verdankte, auf den es mit so besonderem Stolze zu blicken pflegte.

Und bekam England nicht durch Deutschland den einzigen großen Componisten, dessen es sich rühmt? Wir meinen Händel. Hierbei verkennen wir keineswegs, daß England uns in Shakespeare, der ebenso allen gebildeten Deutschen theuer und vertraut ist, wie den Briten unser Händel, wir geben gern zu, daß der Schwan von Avon in seinem herrlichen Liebesgesange von Romeo und Julie, in seinem tiefsinnigen Hamlet, seinem erschütternden

Lear und vielen anderen herrlichen Schöpfungen, seien sie von ernstem, seien sie von heiterem Charakter, uns mit schöner und kräftiger Seelenspeise überreich genährt hat und daß aus der, meist auf ernste und würdige Ziele hinstrebenden, englischen Literatur uns noch fortwährend ein befruchtender Strom zugeführt wird, wofür wir oft als Gegengeschenk nicht gleich Gutes zu bringen vermögen. Namentlich will es uns scheinen, als ob England im Roman uns entschieden voranstehe. Doch wir würden uns mit einem stammverwandten Volke auch gar nicht so peinlich auseinandersetzen, sondern uns freuen, daß bei dem in Manchem übereinstimmenden Genius beider Nationen eine gegenseitige Aushülfe sich darbietet, insofern, wenn in Deutschland auf einem Gebiete der Literatur Ebbe herrscht, die englische Fluth ihm befruchtende Keime hinzuträgt und umgekehrt; wir würden uns über alles Große und Schöne bei den Enkeln der Angelsachsen innig gefreut und jede gute Gabe gern von ihnen entgegengenommen haben, wissend, daß wir früher oder später uns dankbar zu beweisen vermögen; wir hätten niemals ein Inventar unserer gegenseitigen Leistungen für nöthig befunden, wären wir hierzu nicht durch das mehr als unfreundliche Benehmen Englands im deutsch-französischen Kriege gezwungen worden.

Wagte doch eine Londoner Zeitung in den ersten Monaten des letzten Feldzuges dem im Grunde so gutmüthigen Charakter der Deutschen Grausamkeit anzudichten. Statt unser, die wir uns zu vornehm fühlen, um den deutschen Nationalcharakter gegen eine Lüge zu vertheidigen, möge der nordamerikanische General Sheridan, der lange im deutschen Hauptquartier weilte, den Mund öffnen und die von ihm gethane Behauptung wiederholen, daß die Deutschen wohl zu siegen, aber ihren Sieg nicht zu benutzen verstehen. Sheridan meinte hiermit, daß die Deutschen so erstaunlich milde gegen die Franzosen verführen und es nicht über's Herz bringen könnten, ihnen die Lebensadern zu unterbinden, so daß ihre ganze staatliche

Maschine in's Stocken geriethe und endlich ganz still stehe. So hätten es die siegreichen Nordstaaten gegenüber den Südstaaten gemacht, aber Deutschland verfahre viel zu rücksichtsvoll und zimperlich. Und gegenüber diesem unzweideutigen Zeugnisse eines berühmten nordamerikanischen Feldherrn wagten englische Zeitungen, indem sie zugaben, daß sich unter den deutschen Soldaten so gebildete Bestandtheile befänden, wie in keinem anderen Heere Europas, gegenüber dem für die Milde der deutschen Kriegsführung so unzweideutig sprechenden Urtheile Sheridan's wagten englische Zeitungen zu behaupten, in jedem deutschen Professor, wenn er einmal zum Gewehr gegriffen habe und in den Kampf ziehe, mache sich schnell die Blutgier geltend und rege sich die Mordlust des dreißigjährigen Krieges.

Einmal können wir den englischen Zeitungen, die in deutschen Professoren, welche aus schwungvollem Idealismus die Wahlstatt mit dem Katheder vertauschten, blutgierige Instincte aus dem dreißigjährigen Kriege wittern, antworten, daß die Gräuel dieses ein Menschenalter anhaltenden Trauerspiels einzuschreiben sind in das Schuldbuch der Kroaten und Panduren, die der glaubenswüthige Ferdinand II. über Deutschland losließ und dann auch den namenlos verwilderten Schweden, deren fromme und strenge Zucht nach dem Tode ihres edlen Königs gänzlich in Abnahme gekommen. Ferner aber möchten wir den englischen Zeitungen warnend zurufen, in einem gläsernen Hause nicht mit Steinen zu werfen. Wie, sie wagen an dem musterhaften Verhalten des deutschen Heeres in Frankreich Ausstellungen zu machen, sogar den gelehrten Bestandtheilen desselben blutgierige Instincte unterzuschieben, während sie in allen Kriegen, wo es sich für sie um Sein oder Nichtsein handelte — und wahrlich, in dem letzten großen Kriege stand es so um Deutschland — mit einer kaltblütigen Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit verfuhren, wie wir Aehnliches zum Glück nur selten antreffen in der ganzen

Weltgeschichte! Nachdem Cromwell das empörte Irland zu Boden geworfen hatte, da bot die grüne Insel, als er sich wieder nach England einschiffte, einen Anblick dar, wie wenn die verhängnißvollen Reiter der Apokalypse über das Eiland dahingesprengt wären. Als im achtzehnten Jahrhunderte die Anhänger des Hauses Stuart sich in Schottland erhoben hatten, da wurden nach der Niederlage bei Culloden die edelsten Schotten in schimpflichster Weise zur Richtstätte geschleift und dort auf barbarische Art vom Leben zum Tode gebracht. Im neunzehnten Jahrhunderte endlich, als der große Aufstand in Indien zu Boden geworfen wurde, da wetteiferten die Engländer, die doch Christen waren und deshalb nur strenge Richter sein durften, aber keine Rächer, da wetteiferten die Engländer mit Nena Sahib an teuflischer Wuth gegen die Besiegten. Und nach solchen jüngsten Beispielen wagen englische Zeitungen sich mit hämischen Bemerkungen an das musterhafte Verhalten eines Kriegsheeres, wie keine Wahlstatt bisher ein ähnliches gesehen?!

Es war uns wahrlich keine angenehme geistige Beschäftigung, in dem Schuldbuche der stammverwandten germanischen Nationen umherzusuchen, statt uns ihrer mannigfachen Tugenden zu erfreuen. Doch ihr unentschuldbares Benehmen in Betreff unsers heldenmüthigen Vertheidigungskampfes, wo freie germanische Selbstbestimmung gegen romanischen Cäsarismus in die Schranken gerufen ward — ein Kampf demnach, den wir für das germanische Princip, mithin für sämmtliche germanische Völker führten — ihr Uebelwollen, ihr Kaltsinn, ihre offenbare Ungerechtigkeit zwingen uns, ihnen ihr Unrecht gegen das so edle und bescheidene Deutschland vorzuhalten. Wir hätten sonst, im stolzen Bewußtsein, daß es Deutschland an Vorzügen nicht fehlt, daß es demnach fremde Vorzüge ohne Erröthen anerkennen darf, gern dem Gesetzeswalten des in der Freiheit älteren Englands unsere volle Achtung, ja, Bewunderung gezollt, dabei wünschend, es möchte bei uns ebenso

werden. Wie die vornehmsten Engländer, bis zum Erben der Krone hinauf, sich vor dem Gesetze und der großen Jury der Volksmeinung zu beugen verstehen, sahen wir in einem Vorfalle der jüngeren Jahre, wo der Prinz von Wales freiwillig vor den Richter trat, um sich gegen eine gehässige Beschuldigung zu vertheidigen, die von Vielen bis dahin geglaubt worden. Hier that der englische Kronerbe sogar einen Schritt mehr, als das Gesetz verlangte. Er beugte sich vor der sittlichen Macht, die dem im Großen und Ganzen moralischen und religiösen englischen Volke innewohnt. Obgleich nach diesem glänzenden Beispiele es kaum noch nöthig ist, ein zweites anzuführen, so wollen wir doch ein von Lord Palmerston gegebenes in die Erinnerung zurückrufen. War doch „Old Pam", obgleich in Irland geboren, der treueste Ausdruck des englischen Volkscharakters.

Am 23. April 1856, zu einer Zeit also, wo die Volksbeliebtheit Palmerston's ihren Höhepunkt erreicht hatte und er als erster, von dem Parlamente hochgehaltener Minister die mächtigste Persönlichkeit Großbritanniens und Irlands war, langte der populäre Held auf der Waterloo-Road-Station an, um von hier aus einen Ausflug außerhalb Londons zu machen. Der Zug setzte sich gerade in Bewegung. Lord Palmerston, obgleich schon im Greisenalter, war doch noch äußerst rüstig und er beschloß deshalb, um nicht mehrere Stunden auf den nächsten Zug warten zu müssen, sich schnell in einen Wagen hineinzuschwingen. Ein Schaffner, der Lord Palmerston erkannte, beeilte sich, einen Wagen aufzureißen, in dem sich Lord Granville befand. Als letzterer den alten und doch noch so jugendlichen Lord Palmerston mit Windesschnelle herankommen sah, streckte er ihm beide Hände entgegen, um ihm den Sprung in den Wagen zu erleichtern. Palmerston setzte zum Sprunge an und wäre sicher glücklich in die weichen Kissen des Wagens gelangt, wenn das Gesetz in Gestalt eines Policeman

den Premierminister nicht bei'm Rockschooße gefaßt hätte. Der Policeman hatte Lord Palmerston sehr gut erkannt, aber als Wächter des Gesetzes es mit dem schönen Stolze des Engländers verschmäht, sich dadurch, daß er ein Auge zudrückte, bei dem mächtigen Manne liebes Kind zu machen. Auch wäre diese Berechnung eine ganz verfehlte gewesen. Denn Lord Palmerston, in seinem Eifer, den von ihm beabsichtigten Ausflug rechtzeitig anzutreten, hatte bei seinem Rennen ganz vergessen, daß er gegen das Gesetz verstoße. Als ihm nun der ernste Policeman entgegentrat, der mit Würde ihm zurief: „Mylord, das Gesetz verbietet es!" — da schwankte der erste Beamte eines freien Volkes keinen Augenblick, sondern blieb in bester Haltung zurück, indem der Verdruß, erst mehrere Stunden später den Ausflug machen zu können, reichlich durch die Freude aufgewogen ward, daß man in Altengland von Menschenfurcht nichts wisse.

In welchem beschämenden Gegensatze zu dieser Ehrfurcht vor dem Gesetze von Seiten des ersten Würdenträgers in England, steht das Benehmen des Polizeipräsidenten von Hinckeldey in dem schändlichen Processe gegen Waldeck, wo man einen höchst braven Mann, der allerdings in eine einseitige Richtung verrannt war, vermöge unwahrer Beschuldigungen in ein mehrmonatliches Gefängniß gebracht hatte! Als der ehrwürdige Greis, der in seiner Eigenschaft des obersten Richters das Zeugenverhör leitete, auch an den vorgeforderten Polizei-Präsidenten von Hinckeldey Fragen richtete, die diesem nicht zusagten, da schlug Letzterer, der doch als Wächter von Sitte und Anstand fungirte, voller Zorn so mit der Faust auf den Tisch, daß sämmtliche Acten einen Tanz begannen. In England würde der Richter den widerhaarigen Polizei-Präsidenten sofort in's Gefängniß haben abführen lassen. Doch in Berlin war Herr von Hinckeldey während seiner allmächtigen Periode nicht minder gefürchtet, wie Robespierre in Paris, nachdem dieser seine sämmt-

lichen Gegner dem Beile der Guillotine überliefert hatte. Und wie den Hohenpriester des Fallbeils, als ihn endlich die Strafe für sein kaltblütiges Morden erreichte, der Gefängnißwärter voller Scheu nicht aufnehmen wollte, so hätten sie in Berlin sicher vor dem dictatorischen Hinckeldey dieselbe Angst geäußert.

Wenn wir zum Schlusse unserer Betrachtungen über England der dort eingewurzelten Ehrfurcht vor Gesetz und Recht unsere vollste Anerkennung zu Theil werden ließen, so genügten wir nichtsdestoweniger unserer Pflicht, dem stolzen Albion seinen Standpunkt klar zu machen. Es muß ihm nämlich zum Bewußtsein gelangen, daß Deutschland, das Mutterland sämmtlicher germanischen Nationen, von jetzt an, zwar mit Bescheidenheit, die unausbleibliche Begleiterin wahren Verdienstes ist, aber sonst doch sehr entschieden wieder den Reigen zu führen begehrt im Völkerconcerte. Und hierzu hat es ja die edelste Berechtigung. Denn wer könnte Deutschland und seinen beiden mächtigen Ausstrahlungen, England und Nordamerika, dieser germanischen Trinität, bestreiten, daß sie den heiligen Geist echter Freiheit und Menschlichkeit am Besten verbürgen?!

Wie wir das befremdende und für Herzen, die gegen nationale Blutsverwandtschaft nicht erkaltet sind, betrübende Schauspiel hatten, daß sämmtliche Völkerschaften germanischer Abstammung bei dem gerechtesten Kriege Deutschlands auf Seiten des romanischen Erbfeindes standen, so hatten wir das für den flüchtigen Blick nicht minder auffallende Schauspiel, daß die Völkerschaften romanischer Abstammung ihrer überwiegenden Mehrheit nach dem germanischen Sieger zujubelten. Aber, wenn Frankreich die romanischen Schwesternationen ebenso gegen sich hatte, wie Deutschland die germanischen, so lagen hierzu die vollgültigsten Gründe vor und während Deutschland sich über das unbegreifliche Verhalten der ihm verwandten Völker mit Indignation äußern durfte, so fehlte Frankreich dazu in ähnlichem Falle jegliche Berechtigung. Denn blicken wir

zuerst auf Spanien, dessen Throncandidatur doch den Vorwand zu dem von Frankreich lange geplanten Kriege hergab, so war das übermüthige Einsprechen des gallischen Nachbarn in die innern Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel schon vollkommen ausreichend, um den Haß einer auf ihre Unabhängigkeit stolzen Nation begreiflich zu machen. Indeß hatten außer dem übermüthigen Einmengen Frankreichs in spanische Angelegenheiten schon zweimal im neunzehnten Jahrhundert französische Heere sich über die Pyrenäen ergossen. Welche verzweifelten und welche oft ruhmvollen Kämpfe hatten die Spanier gegen Napoleon I. bestanden, der auf der pyrenäischen Halbinsel schalten und walten wollte, wie bei sich zu Hause! Und dann hatte Spanien ja noch im Jahre 1823 sich durch ein französisches Heer seine constitutionellen Rechte entreißen und Ferdinand VII. zur unbeschränkten Gewalt zurückführen sehen — einen König, der an Grausamkeit, Hinterlist und Feigheit seinesgleichen suchte. Später aber, als Spanien sich von der wollüstigen Tochter dieses abscheulichen Königs im Jahre 1868 glücklich befreit hatte, da verhinderte Frankreich in der Person Napoleon's III. fortwährend, daß es sich unter den europäischen Regentenhäusern einen würdigen Herrscher aussuche. Napoleon III., den Einflüsterungen seiner Gemahlin sehr zugänglich, wollte durchaus den Sohn der vertriebenen Isabella auf den Thron Spaniens zurückführen. Wenn er einmal, seiner Gemahlin zu Liebe, den jungen Alfons begünstigte, so hatte er doch auch sicher den Nebengedanken, daß der Prinz von Asturien, der ihm den Thron verdanke, für immer ein Vasall Frankreichs bleiben werde. Als nun Spanien sich an die Wünsche Napoleon's wenig kehrte und auf den Prinzen von Hohenzollern sein Auge warf, da war dies bekanntlich der Zünder, der an Frankreich, das in Bezug auf Deutschland seit dem Tage von Sadowa eine Pulvertonne war, angelegt ward und in dem vulkanischen Lande ein Feuerwerk zuwege brachte, wie es toller

nicht gesehen werden konnte. Aber wie sehr die ursprüngliche Spannkraft Spaniens durch eine Reihe der nichtswürdigsten Könige und durch eine fluchwürdige Pfaffenherrschaft abgenommen und wie ein Volk voll edlen Stolzes und mit schönen Anlagen ausgestattet sich in eine träge Masse verwandelt hatte, das ersah man aus dem unthätigen Verhalten der doch zumeist Betheiligten bei dem Ausbruche des letzten großen Krieges. Während Deutschland für den von französischer Seite versuchten Nasenstüber den Gegner mit einer Niederwerfung bestrafte, wie er sie bisher nie erlebt hatte, steckte Spanien die ihm von Frankreich gegebene Ohrfeige ruhig ein und blickte dem Riesenkampfe, der sich in Folge der von ihm beabsichtigten Throncandidatur entsponnen hatte, mit einer Gemüthsruhe zu, als ob es auch nicht im Geringsten dabei betheiligt wäre. Wenn sich nun das spanische Volk in seinen ungebildeten Schichten gänzlich gleichgültig bei dem Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich verhielt, so war es in seinen unterrichteten Bestandtheilen von dem Uebermuthe, den Frankreich in Bezug auf die Madrider Königswahl gezeigt hatte, doch peinlich getroffen und diese jubelten den Erfolgen der deutschen Waffen zu, denn durch sie schien ihnen auch die eigene Schmach gerächt. Die denkenden und gebildeten Spanier standen also bei dem Kampfe der Deutschen und Franzosen auf Seiten der ersteren.

Dasselbe war in Italien der Fall. Bei'm Beginn des Krieges glaubten allerdings der König Victor Emanuel, sowie seine Minister, an einen unbedingten Sieg der Franzosen. Die vielfachen kriegerischen Erfolge des fränkischen Volkes seit Ludwig XIV. bis zu den Tagen von Solferino und Puebla umgaben dasselbe ja mit dem Nimbus der Unbesiegbarkeit. Da nun Victor Emanuel sich daran gewöhnt hatte, bei jedem Winke aus Paris einen unterthänigen Diener zu machen, so war er auch schnell mit dem Gedanken vertraut geworden, dem fränkischen Imperator gegen Deutschland Heer-

folge zu leisten. Zum Glück für den, so unverdient von Fortuna angelächelten, ehemaligen kleinen Sardenkönig bewahrten ihn die schnellen Siege der Deutschen vor einer verkehrten Parteinahme. Das italienische Volk im Großen und Ganzen stand aber im Gegensatze zu seinem Könige und jener kleinen Schaar, die stets vor Frankreich schwanzwedelte, auf Seiten Deutschlands. Seit dem Tage von Mentana war eine breite Blutspur zwischen Italien und Frankreich und wenn ersteres nicht hinlängliche Kraft besaß, um die gewünschte Rache nehmen zu können, so fühlte es sich den tapfern Deutschen dankbar verpflichtet, daß diese es ihm ermöglichten, künftig auf der apenninischen Halbinsel Hausherr zu sein, wie es ihm doch zukam. Jetzt war Italien sicher, daß, wenn es auf's Neue die Hand nach Rom ausstreckte, die Rothhosen nicht wieder erscheinen würden, um zu versuchen, welche Wunder das Chassepot thue. Doch nicht blos die große Masse des italienischen Volkes stand aus Haß gegen Frankreich auf Seiten Deutschlands, sondern auch die unterrichteten Classen dieser so hochbegabten, aber leider durch ihre früheren despotischen Regierungen und einen verfinsternden Klerus in ihrer geistigen Entwickelung stets zurückgehaltenen Nation. Wie sehr die gebildeten Italiener erkannten, daß in dem Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich es sich um Licht und Finsterniß, um freie Selbstbestimmung der Völker und Cäsarismus handele, wie sehr alle edleren Seelen Hesperiens ahnten, daß Deutschland Ormuzd und Frankreich Ahriman sei, und daß mit dem Siege Deutschlands die Sonne der Humanität über Europa aufgehen werde, während mit dem Triumphe Frankreichs eine Prätorianerherrschaft in Aussicht stehe, das geht aus mannigfachen publicistischen Kundgebungen auf der apenninischen Halbinsel hervor. So lasen wir in dem „Diritto", einem Blatte, das ungefähr die Farbe der Berliner National-Zeitung hat, folgende, wie uns dünkt, wahre Betrachtungen.

„Europa hat als eine weit schrecklichere Gefahr die siegreiche Uebermacht des centralisirten, herrschsüchtigen, katholischen und jacobinischen Frankreichs zu befürchten, als die des bündnerischen und decentralisirten Deutschlands mit seinen offenbaren Tendenzen zu liberaler Demokratie."

In dem „Diritto" lesen wir auch deutlich, wie Italien das übermüthige Gebahren Frankreichs nur mit Zähneknirschen erduldete, und wie es von Deutschlands Billigkeit hofft, keinen neuen Zwingherrn fürchten zu müssen. Es heißt dort nämlich:

„Die Siege Frankreichs gaben uns einen argwöhnischen, unduldsamen, freiheitsfeindlichen Herrn, Deutschlands Siege verschaffen uns einen sichern Bundesgenossen."

Wenn wir von den romanischen Völkern, als im Allgemeinen auf deutscher Seite stehend, gesprochen haben, so schlossen wir in unsere Betrachtung jene Barbaren nicht ein, welche die Moldau-Wallachei bewohnen und die, obgleich sie sich als „Romanen" brüsten, doch, gleich den jetzigen Griechen, größtentheils aus slavischen Elementen hervorgingen. Diese Moldau-Wallachen, deren vornehme Classen über die größte Sittenlosigkeit und die liederlichste Geldwirthschaft eine Art französischen Firnisses gebreitet haben, während das Bürgerthum, wie in allen slavischen Staaten, kaum vorhanden ist und das niedere Volk an Aberglauben, Unwissenheit und Unreinlichkeit seinesgleichen sucht, diese Moldau-Wallachen haben durch die rohe Unterbrechung der deutschen Siegesfeier in Bukarest hinlänglich dargethan, daß sie die Deutschen hassen. Und warum? Wahrscheinlich deshalb, weil ein deutscher Fürstensohn mit den edelsten Absichten und nicht ohne die Fähigkeit, Tüchtiges zu leisten, fände er unter einem so verkommenen Volke nur gewissenhafte Vollstrecker seiner verständigen Befehle, zu ihnen kam und ihren Augiasstall vergeblich zu reinigen suchte. Diese Moldau-Wallachen sind für die romanischen Völker doch ein

zu unwürdiges Anhängsel, als daß wir dieselben damit beschweren möchten. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß sämmtliche romanische Nationen in cadenti domo stehen, d. h. daß sie im Allgemeinen sich zum Niedergange neigen, und daß die Führerschaft der Menschheit zu staatlicher und sittlicher Vervollkommnung, sowie zur religiösen Aufklärung, vom Weltgeiste den Völkern aus germanischem Stamme anvertraut wurde.

Uebrigens wollen die Romanen von den Moldau-Wallachen als nahen Verwandten nichts wissen; sonst hätte Lamartine sie wohl nicht als „Sarmates grossiers“ bezeichnet. Bei der Störung des deutschen Siegesfestes in Bukarest haben sie sich allerdings grobkörnig genug gezeigt und bewiesen, daß sie wohl Fensterscheiben zu zertrümmern, aber kein geistiges Licht zu entbinden verstehen.

Uebrigens dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in dem Stören der deutschen Sieges- und Friedensfeier von Seiten roher Sarmaten sich noch jene Geringschätzung geltend machte, deren äußere Kundgebung sich selbst die kleinsten und verkommensten Völkerschaften gegen die Deutschen erlaubten, weil diese sich zu Hause von ihren Fürsten wie Negersclaven behandeln ließen und wegen ihrer fabelhaften Geduld unter den Nationen sprichwörtlich geworden waren. Dem Himmel sei Dank, daß diese unwürdige Periode hinter uns liegt! Konnte doch schon einer der herrlichen Gebrüder Grimm schreiben: „Von der Freiheit zwitschern jetzt in Deutschland die Vögel auf den Dächern.“ Freilich währte es sehr lange, bevor dies süße Wort laut und vernehmlich in Deutschland erschallen durfte. Die in den deutschen Freiheitskriegen sich an den hellen Laut des Himmelswortes gewöhnt hatten, mußten, wie Görres, in Frankreich eine Zuflucht suchen, oder, wie Fritz Reuter und viele Hunderte edler deutschen Jünglinge und Männer, in Festungen und Polizeigewahrsamen es büßen, daß sie den Traum eines großen Vaterlandes zu träumen gewagt. Nur die Noth mit ihrem Wetterschlage hat ein

einiges Deutschland zuwege gebracht. Hätte man warten wollen, bis selbstbewußte Volksstämme ihre Fürsten gezwungen, den Glanz eines großen Vaterlandes dem schwachen Leuchten des von ihnen beherrschten Bruchtheils vorzuziehen, man würde eher erlebt haben, daß die französische Anmaßung oder die englische Scheinheiligkeit ein Ende genommen. Daß die deutschen Potentaten kein nennenswerthes Opfer für die Größe des Gesammtvaterlandes bringen mochten, bewies die, im Jahre 1863 von dem Kaiser von Oesterreich veranlaßte Fürstenzusammenkunft in Frankfurt am Main. Die Fürsten waren mit sehr vielen opferwilligen Redensarten, aber mit keiner opferwilligen Thatsache bei der Hand. Es war ähnlich, wie 1848, nur daß sie damals Größeres gelobten, weil sie größere Furcht hatten. Damals beklagte Karl Beck, daß sie so viel mehr an sich, als an Deutschland dächten, in folgenden, ebenso schönen, wie wahren Versen:

„Sie sollten rollen ihre Bahnen,
Um Dich in treuer Mondespflicht;
Doch jedes Lichtchen zählt die Ahnen,
Die Fahnen und die Unterthanen,
Und hieße gern das große Licht.“

Niemals wäre Deutschland zu einem so herrlichen Ganzen, das die Welt theilweise mit aufrichtiger Genugthuung, theilweise mit kaum verhehlter Mißgunst betrachtet, gediehen und emporgekommen, hätte es sich nicht um den gesunden preußischen Kern zu crystallisiren vermocht. Und weil zu Preußens Größe seine Fürsten so wesentlich beitrugen, weil der Große Kurfürst, der Große Friedrich und der Kaiser Wilhelm in Tapferkeit und Pflichttreue mit einander wetteiferten, weil ihr Herz dem Herzen des Volkes zu nahe schlug, um je dessen reinen und edlen Schlag verkennen zu können, so ist mit Recht das Geschlecht der Hohenzollern an die Stelle der Habsburger getreten, die mit einzelnen leuchtenden Ausnahmen sich

stets den Dunkelmännern zugesellten und die, weil sie die vielsprachigen Völker Oesterreichs nicht anders regieren konnten, als durch Geistesverfinsterung und Willkürregiment, sich immerdar bestrebten, das zu den höchsten intellectuellen Aufgaben befähigte Deutschland in gleicher Unmündigkeit zu erhalten. Und selbst nach den Freiheitskriegen, wo doch die Tapferkeit des deutschen Volkes und nicht die Genialität irgend eines Purpurgeborenen über Napoleon gesiegt hatte, ward durch den Machiavellismus des die sämmtlichen deutschen Fürsten gängelnden Metternich jede freie Regung erstickt und bleierner Geistesdruck über eine Nation gebreitet, in der so schöne und reiche Keime nur der freundlichen Sonne harrten, um lustig hervorzubrechen. Dreimal begingen die Habsburger an Deutschland nicht zu sühnendes Unrecht und deshalb machte die Gerechtigkeit der Geschichte dem abscheulichen Umstande ein Ende, daß sie, die Deutschland als solchem von jeher Todfeinde gewesen, in dem von ihnen so schwer geschädigten Reiche den Ehrenplatz einnahmen.

Die Glaubenswuth Ferdinand's II. entzündete den dreißigjährigen Krieg, der halb Deutschland in eine Wüstenei verwandelte*). Und ungefähr ein Jahrhundert später entzündete die Rachsucht Maria Theresia's, dieser sonst trefflichen Fürstin, den siebenjährigen Krieg, während dessen die Russen im Norden und Osten, die Franzosen im Süden und Westen Deutschlands Städte plünderten, Dörfer anzündeten, Saaten zerstampften. Wenn Napoleon III., als er den ungerechten Feldzug gegen Deutschland eröffnete, aus der Mitte der von ihm bezahlten und deshalb ihm stets nach dem

*) Wie Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg bis in's Lebensmark getroffen ward, gelangte, Dank der farbigen und dabei so treuen Schilderung Gustav Freytag's zur Kenntniß vieler Tausende von Lesern. — Deutschland war durch den dreißigjährigen Krieg so entvölkert worden, daß ein fränkischer Kreistag am 14. Februar 1650 beschloß, es sollte jeder Mannsperson gestattet sein, sich zwei Weiber zu nehmen.

Munde sprechenden Staatskörper den beruhigenden Satz Montesquieu's hörte: nicht Derjenige verschulde den Krieg, der ihn erkärt, sondern Derjenige, der ihn zu vermeiden unmöglich gemacht, so paßte dieser für den treulosen Bonaparte unwahre Satz so recht für Friedrich den Großen. Denn wäre er nicht seinen, das Aergste planenden Feinden zuvorgekommen, sie hätten später, nachdem sie alle ihre Kräfte gegen ihn vereinigt, die Zerstückelung Preußens, die sie bis in's Einzelne vorberathen, sicher zu Stande gebracht. Und mit der Machtlosigkeit Preußens wäre dem vielgetheilten Deutschland das Schicksal Polens bereitet worden. Jenes Wort Maria Theresia's, sie wolle lieber ihren Unterrock, als Schlesien, verlieren, ist mehr als historische Anekdote; es kennzeichnet auf's Deutlichste die Gesinnung der im Allgemeinen edlen, aber in diesem besonderen Falle durch Rachsucht unweiblich gewordenen Kaiserin. Sagt dieses Wort doch, daß die sonst so züchtige Kaiserin lieber ein zur Verhüllung höchst nothwendiges Kleidungsstück zeitweise entbehren, als auf eine angestammte Provinz ihres Reiches verzichten wolle. Und wenn sie auch nicht ihren Unterrock verlor, so verlor sie doch sehr an ihrer weiblichen Würde, als sie, um nur ihrer Rache gegen den verhaßten Preußenkönig Genüge zu thun, sich zu zwei, so geringe Achtung verdienenden Frauenspersonen, wie es die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Marquise von Pompadour waren, freundlich, wenigstens nicht ablehnend verhielt. Die von der mit den Jahren immer bigotter werdenden Maria Theresia eingesetzte Keuschheitscommission hätte bei der französischen und russischen Buhlerin sich wahrhaft nützlich zu erweisen vermocht. Denn die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die nicht blos aus dem Becher der Wollust nippte, sondern tiefe Züge daraus that, trank überdies den Wein — böse Spötter behaupten, sogar den Branntwein — mit dem ewigen Durste eines Kaisers Wenzel, so daß sie, gleich ihm, auch an häufiger Trunkenheit litt und ihre Minister oft

Tagelang keine Unterschrift von ihr erlangen konnten. Die Marquise von Pompadour ist aber hinreichend bekannt, so daß sie nicht weiter charakterisirt zu werden braucht. Zu solchen Bundesgenossinnen bequemte sich die tugendhafte Maria Theresia, nur um die Rache kosten zu können, ein Gericht, das, wenn es munden soll, bekanntlich kalt gegessen werden muß.

War nun die Bundesgenossenschaft Maria Theresia's mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland und der Marquise von Pompadour ihrer weiblichen Würde wenig angemessen und konnte es einem auf Tugend haltenden Volke, wie dem deutschen, nicht gleichgültig sein, die erste Frau des Reiches in solcher Gesellschaft zu sehen, so steigerte sich der Mangel an Sittlichkeit, oder vielleicht nur Schicklichkeit, zu einem Verbrechen gegen beschworene Eide, als vom deutschen Kaiser, der am Altare Gottes gelobt hatte, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, den Russen und Franzosen, um sie nur zum Anbeißen eines so gefährlichen Wildes, wie es Friedrich der Große war, anzulocken, die fettesten Bissen von dem deutschen Reichskörper versprochen wurden. Dieser Treulosigkeit gegen deutsches Land haben sich die Habsburger wiederholt schuldig gemacht. So, als sie in dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts von Bonaparte vernichtend geschlagen wurden, sagten sie willig der französischen Republik die Rheinprovinzen zu, wenn dieselbe sie nur mit einem Fuße in Italien stehen lassen wollte. Zur wohlverdienten Strafe haben sie dann im Jahre 1866 für die am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen Deutschland begangene Treulosigkeit alles hesperische Land verloren, sammt dem Vorsitze im deutschen Reiche. Und auf wie schmähliche Weise verloren sie Italien, indem sie es an Kaiser Napoleon III. abtraten! Auch dies geschah ja wieder von einem Habsburger, um die Franzosen wo möglich über Deutschland herfallen zu machen. Wahrlich, Deutschland hat den hinreichendsten Grund, Gott auf's Innigste zu

danken, daß es endlich von einer Dynastie geschieden ward, die nie ein Herz hatte für das Reich, an dessen Spitze sie stand und die es gern wieder in die Netze der Römlinge zurückgeführt hätte.

Beschwor der Glaubenseifer Ferdinand's II. im siebenzehnten Jahrhundert über Deutschland den dreißigjährigen Krieg herauf; entzündete die Rachsucht Maria Theresia's im achtzehnten Jahrhunderte den siebenjährigen Krieg, so brachte im neunzehnten Jahrhundert der despotische Hang Franz des Zweiten und die jeden höheren Fluges baare Gesinnung Metternich's, Deutschland um alle Früchte der Freiheitskriege. Es war demnach nur gerecht, daß im Jahre 1866 endlich das Band Deutschlands mit Oesterreich gelöst ward, das dem letzteren keinen Segen gebracht und das erstere schwer geschädigt hatte. Natürlich behielt Deutschland für seine ungefähr zehn Millionen Brüder, die es der bedenklichen Zukunft Oesterreichs überantworten mußte, ein warmes Herz und gab ihnen die innigsten Segenswünsche mit, es möchte ihnen gelingen, in dem Staate, dessen gebildetstes und tüchtigstes Element sie unbestritten ausmachen, zu der ihnen gebührenden und meist vorenthaltenen Stellung zu gelangen. Haben sie es doch bis dahin dulden müssen, oder vielmehr höchst tadelnswerther Weise geduldet — denn wo fände eine Regierung die Macht, einem nach Millionen zählenden Volksstamme das Ungerechteste zu bieten, wenn dieser in feiger Geduld nicht Alles über sich ergehen ließe? — haben die harmlosen Deutschen Oesterreichs doch bis dahin geduldet, daß ihre rastlos experimentirende und niemals ein festes, unverrückbares Ziel im Auge behaltende Regierung mit Ungarn, Czechen, Slowaken und Wallachen, diesen gegenüber den Deutschen auf so niedriger Culturstufe stehenden Völkerschaften, schön that, während sie das treueste und als festesten Kitt gegen die Staatszerbröckelung dienende Urelement gleichgültig bei Seite schob. O, die Deutschösterreicher haben sich, schlimmer noch als die Deutschen im Mutterlande,

Unerträgliches gefallen lassen und es wäre wohl Zeit, wenn sie mit ihrem heimischen Dichter, Karl Beck, sprächen: „Die Zeiten der Hundedemuth, sie sind vorüber, die leidigen!"

So bot die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich und die Unterordnung eines dem Lichte zustrebenden Volkes unter ein lichtscheues Herrschergeschlecht, so bot die Verbindung Deutschlands und der Habsburger für den Freund des Fortschritts ein herzbeklemmendes Schauspiel dar.

Einen wie viel erfreulicheren, durch Helle und belebende Wärme wohlthuenden Anblick gewährte von jeher das Verhältniß der Hohenzollern zu Deutschland! Was haben die Hohenzollern in ihren drei bedeutendsten Vertretern, in dem großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Siegreichen, für Deutschlands Ansehn geleistet und sein Wiedererstehen aus staatlicher Verkommenheit! Ohne die Hohenzollern und Preußen wäre Deutschland längst zum geographischen Begriffe geworden, zu welchem Metternich gern für ewige Zeiten Italien verdammt hätte

Wenn man bedenkt, wie die Franzosen und Schweden, vom Selbstgefühle geschwellt, am Ende des dreißigjährigen Krieges dastanden, während das arme Deutschland, aus tausend Wunden blutend und durch religiösen Hader feindlich geschieden, einen erbarmenswürdigen Anblick darbot; wenn man in's Auge faßt, daß mit Ludwig's XIV. aufgehendem Gestirne die deutschen Fürsten im Süden und Südwesten zu Trabanten Frankreichs wurden, oder, um es mit weniger zarten Worten zu sagen, daß sie, gleich dem elenden englischen Könige Karl II., sich von Ludwig XIV. durch große Summen bestechen ließen, so daß ihre Handlungen sich nicht nach dem Vortheile ihrer Länder, sondern nach dem Vortheile ihres Soldherrn richteten; wenn der Blick durch solche Unwürdigkeiten betrübt wird, so erquickt andrerseits den Geist die Erwägung, daß es doch einen deutschen Fürsten gab, der voll und ganz die deutsche

Würde wahrte und der niemals Ludwig dem Vierzehnten Zugeständnisse an Ehre machte. Und dies war der Große Kurfürst. Konnte er auch zu seinem Schmerze Deutschland gegen den Uebermuth des gallischen Nachbarn nicht sicher stellen, weil erkaufte oder furchtsame deutsche Mitfürsten sich zu der Höhe seiner Entschlossenheit nicht emporzuheben vermochten, so konnte er doch den Schweden, deren übermüthiges Schalten in Deutschland unerträglich geworden war, den so lange verdienten Denkzettel geben und er that dies in kräftigster Weise bei Fehrbellin. Der Große Kurfürst und der Große Leibnitz, dieser auf dem Boden der Wissenschaft, jener auf dem Felde des Staates, lassen den Deutschen, der sonst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts das Auge beschämt zu Boden senken müßte, wieder ein wenig freier emporblicken.

Auch Leibnitz — wie denn wahrhafte Größe nicht denkbar ist, ohne daß sie ihre starken Wurzel in vaterländischen Boden gesenkt hätte — auch Leibnitz trug den Kopf voller Pläne, wie der traurigen Gestalt des deutschen Vaterlandes ein Ehrenmantel umgehängt werden könne.

Und im achtzehnten Jahrhunderte sind es die Großthaten Friedrich's *), die dem Deutschen wieder ein freieres Athemholen möglich machen, während sonst die Elendigkeit der damaligen staatlichen Verhältnisse ihm einen vollen Zug der Lunge kaum gestatteten. Wie die Großthaten Friedrich's auf alle edleren deutschen Herzen, auch wenn sie in einer noch ganz jungen Brust schlugen, veredelnd und erweiternd wirkten, das schildert uns G o e t h e in der Erzählung von seiner Kindheit. Mochte auch K l o p s t o c k über Friedrich's des Großen Gleichgültigkeit gegen die deutsche Literatur

*) J o h a n n e s v o n M ü l l e r nennt, vielleicht etwas überschwänglich, den siebenjährigen Krieg den größten, „welcher seit Hannibal und Scipio geführt worden."

grollen, so hatte doch der geniale König wohlthätig genug dahin gewirkt, daß der deutsche Volksstamm von auswärtigen Nationen nicht mehr verachtet ward, und, was schlimmer gewesen wäre, davor bewahrt blieb, sich selber zu verachten. Wäre den Plänen Maria Theresia's durch die preußischen Siege nicht Einhalt geboten und wären die Franzosen und Russen nicht verhindert worden, sich deutsches Reichsland nach Belieben zuzueignen, so wäre es um ein mit den schönsten Mitteln ausgerüstetes Volk geschehen gewesen und dasselbe hätte sich verdammt gesehen, seine Kräfte für fremde Nationen zu verwenden, wo ihm mit Geringschätzung und Undank wäre gelohnt worden. Die deutsche Literatur hatte, wie Schiller es ausspricht, nicht zu beklagen, daß sie vor dem Throne Friedrich's schutzlos und ungeehrt dastand, sie gestaltete sich deshalb nur um so lebensvoller und blieb vor jener kalten Regelmäßigkeit bewahrt, die an den sonst glänzenden Dichtern im Zeitalter Ludwig's XIV. für den ungebundenen deutschen Geschmack kein reines Behagen aufkommen läßt.

Im neunzehnten Jahrhundert aber, wo endlich die Nationen die Weltbühne betreten und nicht mehr das Ganze dazu dient, daß sich von seinem dunklen Grunde einzelne leuchtende Theile abheben, im neunzehnten Jahrhundert, wo die von Carlyle gefeierten Heroen nicht mehr eine willenlose Heerde sich nachreißen, ist es das sich 1813 erhebende preußische Volk, das wiederum einen hellen Ruhmesschimmer über Deutschland ausbreitet. Und in diese Ruhmesthaten des preußischen Volkes spielt schon vorbedeutlich die Kraft und die Begabung des übrigen Deutschlands mithinein, so daß der Weiterblickende zu schließen vermag, was die geeinten Glieder einer solchen Nation dermaleinst Großes und Herrliches werden zu leisten im Stande sein. Da tritt uns der aus Süddeutschland stammende Reichsfreiherr von Stein entgegen, der in den Jahren der Unterdrückung durch eine Reihe wohlthätiger Staatseinrichtungen

Preußen fähig macht, den Kampf mit dem fränkischen Imperator anders zu bestehen, als im Jahre 1806, wo das Volk gegen einen sich spreizenden Militarismus*) willenlos und rechtlos zurücktrat. Da ist der aus niedersächsischem Bauernstamme hervorgegangene Scharnhorst, der durch sein Krümpersystem und den weiten militairischen Rahmen, in den er sämmtliche Schichten des Volkes einreiht, es möglich macht, daß nach dem Gottesgerichte in Rußland Preußen mit einem Heere dasteht, von dem die Welt und es selber keine Ahnung gehabt hatte. Und in diesem Heere war es der aus Mecklenburg stammende Blücher, der die Soldaten am Besten zum Siege führte, während der Sachse Theodor Körner die feurigsten Kriegslieder sang und durch seinen kühnen Reitertod den Dichter und Krieger gemeinsam verklärte. Also schon damals begriffen alle edleren deutschen Herzen, wo das eigentliche Heil des Gesammtvaterlandes zu suchen sei und bereits im Jahre 1813 ward durch prophetische, ihrer Zeit voraneilende Geister jener durch Preußen in's Leben zu führende Bund geschlossen, den das Jahr 1870 in blutiger Herrlichkeit verwirklichte.

Was Preußen in den Freiheitskriegen Großes geleistet, ist von Arndt schön und kräftig zum Ausdruck gebracht worden. Arndt sagt dort, wo er das preußische Volk im Jahre 1813 charakterisirt, Folgendes:

„Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig, denn sie haben nie vorher, weder mit

---

*) Was ein übermüthiges Soldatenthum sich vor der Schlacht von Jena gegen das Bürgerthum erlaubte, davon giebt uns Varnhagen von Ense in seinem Lebensbilde: „Hans von Held," eine sehr anschauliche Vorstellung.

einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen."

Also das preußische Volk tritt erst mit den Freiheitskriegen in edler Selbständigkeit auf die Weltbühne. Bis dahin hatte es ein sehr geschicktes und brauchbares Werkzeug in der Hand seiner Beherrscher abgegeben, hatte sich aber für ein Collectivwesen von Verstand und freiem Willen allzu sehr gängeln lassen. Erst seit den Freiheitskriegen dürfen wir von einem preußischen Volke sprechen, einem Volke, daß sich dann innerhalb der nächsten fünfzig Jahre zu der herrlichen deutschen Nation erweitern sollte.

Und was Deutschland den Großthaten des preußischen Volkes in den Freiheitskriegen verdankt, spricht Arndt ebenfalls sehr kräftig und sehr wahr in folgenden Worten aus:

„Daß Deutschlands Bewohner nach Vernichtung der französischen Uebermacht frei athmen, daß sie fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß sie ihre Kinder wieder mit Freuden ansehen konnten — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden."

Wie übrigens in der gehobenen Stimmung der Freiheitskriege alle höheren und edleren Naturen das Einssein von Preußen und Deutschland richtig begriffen, verkündet Rückert in folgender Strophe eines seiner geharnischten Sonette:

„Borussia, in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf Dich gerichtet,
Denn nicht ist zwischen Dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, Dein's ist sein Geschicke."

Wenn nun mit vollem Rechte oft geklagt und gezürnt worden, daß das preußische Volk nach den so glänzenden Kriegsthaten der Jahre 1813, 1814 und 1815 eine so unwürdige staatliche Stellung fand,

indem ein patriarchalischer Absolutismus von mitbeschließenden Vertretern der Gesammtheit nichts hören wollte; wenn dies Zurückstoßen des Volkes in politische Unmündigkeit allerdings berechtigten Tadel hervorruft, so ist doch andrerseits zu bedenken, daß damals gewichtige Gründe gegen eine Constitution sich geltend machten, und daß höhere Zweckmäßigkeit die Billigkeit zur Seite drängte. Einmal ist es sehr fraglich, ob während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts im preußischen Volke so viel Mannswürde und Selbstbewußtsein vorhanden war, daß Vertreter desselben der Regierung gegenüber das Recht und die Freiheit zu betonen gewußt hätten, und dann ist es sogar gewiß, daß die Aneignung und Aufsaugung der neugewonnenen sächsischen Hälfte und der Rheinprovinz, wenn den damals einer Vereinigung mit Preußen stark widerstrebenden Elementen eine parlamentarische Stimme eingeräumt worden wäre, sich lange nicht so glatt und schnell vollzogen haben würde, als es unter der im Allgemeinen sehr wohlwollenden absoluten Regierung zu Stande gebracht ward. Und dann konnte ein unfertiges und dabei mit so schwierigen Aufgaben betrautes Preußen, ein Preußen, das stets auf der Wacht stehen mußte, den äußeren Kampf innerer Gegensätze kaum gestatten. Denn mag immer die Rede Friedrich Wilhelm's IV., mit der er den vereinigten Landtag im Jahre 1847 eröffnete, viel zu auslaufend, mögen namentlich seine mittelalterlichen Titulaturen und manche, im Texte enthaltenen, romantische Schrullen sehr wenig nach dem Geschmacke der Zuhörer gewesen sein, die größtentheils, wie die Ostpreußen, der scharfen und klaren Denkkraft des Königsberger Philosophen huldigten; ein Satz in dieser zu doctrinären Ansprache war jedenfalls von unbestreitbarer Wahrheit, nämlich, daß Preußen in seinem langgestreckten, theilweise zerstückelten Gebiete, das gegen Rußland im Nordosten und gegen Frankreich im Südwesten den Schutzwall Deutschlands zu bilden habe, daß Preußen in starker, einheitlicher Hand gehalten werden

müsse, und daß es deshalb den Unschlüssigkeiten und Widersprüchen eines constitutionellen Regimentes nicht dürfe preisgegeben werden. Es bleibt ewig anzuerkennen und sollte nie der dankbaren Erinnerung des deutschen Volkes entschwinden, daß Preußen der großen und schwierigen Aufgabe, zweien so zu Uebergriffen geneigten Mächten, wie Frankreich und Rußland, Einhalt zu gebieten, während mehrerer Jahrzehnte in so achtbarer Weise genügte. Aber diese Aufgabe, nur durchführbar durch die berühmte preußische Sparsamkeit und die Pflichttreue eines bei geringer Besoldung Großes leistenden Beamtenthums, diese Aufgabe wäre doch auf die Länge selbst so redlichen und so willigen Schultern zu drückend geworden. Deshalb ist es ein für alle Folgezeit glückliches Ereigniß, daß Bismarck mit dem hellen Auge des Staatsmannes erkannte, wie sich das preußische Volk nicht länger mit der Möglichkeit und der Anlage zur Größe begnügen dürfe, sondern wie es auswachsen und zu seiner vollen Höhe emporschnellen müsse. Denn, wie aus dem eifrigen, aber auf falscher Fährte befindlichen Saulus ein Paulus ward; wie bei Paulus sich der Haß gegen das Christenthum in die innigste Liebe zu dieser geläuterten Religion verwandelte, so war bei Bismarck umgekehrt — auch durch eine Erleuchtung, wie bei allen großen Männern — die von ihm mit der Muttermilch eingesogene Verehrung für Oesterreich, der blinde Glaube, daß dieser Staat zum Heile Deutschlands nothwendig sei, plötzlich geschwunden, um der ganz entgegengesetzten Meinung Platz zu machen. Bismarck hatte deutlich erkannt, daß Deutschland, welches er immer geliebt, wenngleich es in seiner traurigen, verkümmerten Gestalt dem nach Kraft und Frische Begehrenden gegen das sich plastisch abhebende Preußen zurückgetreten war, er hatte deutlich erkannt, daß an dem Dualismus von Oesterreich und Preußen das Ganze zu Grunde gehen müsse. Und das Ganze war in seinen Augen das um den gesunden Kern sich krystallisirende

Deutschland. Da galt bei dem eisernen Manne kein Bedenken, keine Furcht vor einem Verkennen bei dem größeren Theile seines eigenen Volkes; er nahm das Schwert und befreite Deutschland von der österreichischen Umschlingung, in der es allmälig staatlich, geistig und religiös zu Grunde gegangen wäre.

Wenn der Prinz Friedrich Carl, als er im Jahre 1866 mit seinem Heere in Böhmen einrückte, in der Proclamation, welche er erließ, von dem „treulosen Oesterreich" sprach, so hatte dies Wort, insofern es auf die langen und unablässigen Wühlereien hinwies, die von Wien aus gegen Preußen betrieben worden, während man sich dem Berliner Cabinette gegenüber meist von der freundlichsten und herzlichsten Seite zeigte, so hatte diese Anklage eine nicht zu bestreitende Wahrheit. Denn Beispiele von österreichischer Treulosigkeit in Bezug auf Preußen giebt es so zahlreiche, daß man blind zugreifen kann und allenthalben die Hände voll hat. Fassen wir einmal den Congreß von Utrecht in's Auge! Dort verlangte Preußen als eine wohlverdiente Entschädigung für opfervolle Leistungen einen Theil des Oberquartiers Geldern. Frankreich und die Niederlande hatten nichts dagegen einzuwenden und England unterstützte sogar das preußische Verlangen auf's Bereitwilligste. Man war demnach zu der Erwartung berechtigt, daß die Sache gar keine Schwierigkeiten finden werde. Denn von dem kaiserlichen Hofe, dem Preußen der treueste Verbündete gewesen, mußte man doch annehmen, daß er eine so willfährige Stimmung von Seiten der anderen Mächte benutzen werde, um dem bewährten Bundesgenossen den Lohn für seine Anhänglichkeit und Beständigkeit zu gewähren. Aber diese so wohlberechtigte Annahme ward gänzlich zu Schanden. Denn als die preußische Forderung in einem Protokoll sicher gestellt werden sollte, so verweigerte der Graf Sinzendorf, der Gesandte des Kaisers, beharrlich seine Unterschrift. Die Gesandten Englands und Hollands sollen, um die Sache zu Ende

zu bringen, ihn flehentlich um seine Unterschrift gebeten, aber seinen Widerstand nicht haben brechen können*). Da riß dem englischen Gesandten zuletzt die Geduld und er erklärte dem Grafen Sinzendorf, es blieben ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, ob er unterzeichnen wolle oder nicht. Verweigere er nach Ablauf des festgesetzten Zeitraums seine Unterschrift, so werde man dem Könige von Preußen das ganze Oberquartier Geldern überlassen. Dieser Schreckensschuß wirkte. Graf Sinzendorf unterzeichnete, behielt aber die Bestätigung des Kaisers vor, wohl wissend, daß diesem jede Vergrößerung und Stärkung Preußens bis in den Tod zuwider sei. Wie richtig der Graf Sinzendorf die Gesinnung seines kaiserlichen Herrn errathen hatte, beweist der Umstand, daß eine Ratification von Wien aus niemals erfolgte.

Und wie treu hatte sich der derbe, aber brave und rechtliche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen stets gegen den Kaiser gezeigt, mithin ein solch' hinterrückiges Benehmen von Seiten Oesterreichs am allerwenigsten verdient. Als Friedrich Wilhelm I. hörte, daß der König von England sich mit dem Gedanken einer Gesandtschaft an ihn trage, so beeilte er sich, in London die Erklärung abgeben zu lassen, daß, falls in den ihm zu machenden Mittheilungen etwas gegen Kaiser und Reich vorkomme, man besser thue, die Kosten zu sparen und die Gesandtschaft zu Hause zu behalten, da jeder Versuch, ihn von seinem Freunde und Verbündeten abwendig zu machen, vergeblich sein werde. Eine ähnliche, sehr unumwundene Erklärung gab der preußische König dem französischen Gesandten in Berlin. Friedrich Wilhelm I. schreibt über diese Erklärung den 13. April 1729 an General Seckendorf, er

*) Es heißt in einem französischen Berichte über diesen Vorfall: „Le comte de Sinzendorf regimbait. Les plénipotentiaires des états se joignirent aux Anglais, pour porter ce ministre Impérial à condescendre à un tel traité. Ils le prièrent même, pour ainsi dire, les mains jointes pour cela.

habe zu dem französischen Gesandten gesagt, daß er nicht betrogen zu werden wünsche und auch Niemanden betrügen wolle. „Also declarirte ich" — dies sind die eigensten Worte des Königs — „daß sie mich von Kaiser und Reich nicht detachiren würden, und daß ich mit dem Kaiser so étroit in alliance stände, daß ich von ihm nicht als mit dem Tode scheiden würde.

In dem Wusterhauser Vertrage vom 20. October 1726 erklärte sich Friedrich Wilhelm I. zum treuesten Bürgen der pragmatischen Sanction und erneuerte seine Verpflichtung in dem geheimen Berliner Vertrage vom 23. December 1728. Doch blieb es nicht bei'm bloßen Versprechen, sondern der König ward der ehrlichste und eifrigste Vertheidiger der pragmatischen Sanction, den man nur finden konnte. Da Hessen sich damals nicht so im Schlepptau des österreichischen Hofes befand, als im neunzehnten Jahrhundert und Schwierigkeiten machte, eine Bürgschaft für die pragmatische Sanction zu übernehmen, so ward Friedrich Wilhelm I. bei seiner Treue für den Kaiser hierüber sehr unwillig und schrieb in seiner derben Weise an Seckendorf, wie folgt:

„Was die Hessen anbelangt, die müssen die pragmatische Sanction annehmen, wollen sie nit, muß man kurz Fricassé machen, daß kein Stückchen herauskommen kann, denn was will das sagen, wo die Kleinen nit wollen dem Vaterlande getreu sein."

Doch preußische, oder vielmehr damals brandenburgische Willigkeit gegen das habsburgische Kaiserhaus trat schon im siebenzehnten Jahrhundert leuchtend hervor und fand auch in dem Tractate von 1686 einen bezeichnenden Ausdruck. In diesem Tractate, wo sich der Kaiser Leopold I. als „Unüberwindlichster Fürst" titulirt, obgleich er vor den Türken aus seiner Hauptstadt geflohen war, die ihm erst wieder durch Sobieski erschlossen wurde, in diesem Tractate beklagen der Kaiser Leopold und Kurfürst Friedrich Wilhelm in sehr verständiger Weise, daß das heilige römische Reich

deutscher Nation durch die Uneinigkeit seiner Glieder so vielen Schaden genommen. (War es doch damals, wo der Uebermuth Ludwig's XIV. keine Grenzen kannte.) Hierauf wird angelobt, daß eine aufrichtige, beständige nachbarliche Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten bestehen solle. Diese Freundschaft solle „von beiden Theilen vertraulich und ohne Falsch unterhalten werden.“ Einer solle „des Andern Nutzen und Bestes suchen.“ Wenn „ein Theil etwas in Erfahrung bringe, so zu des Andern Präjudiz und Schaden gereiche, so solle er solches vertraulich communiciren.“ Dann kommt der Tractat aus diesen allgemeinen Angelobungen, wo es noch immer von dem guten Willen des einen oder des andern Theils abhing, ob man die Theorie in die Praxis verwandeln wollte, dann kommt es zu der ganz bestimmten Abmachung, daß „die beiderseitigen Gesandten und Ministri allerorten, sowohl zu Regensburg, als auch anderswo, sowohl innerhalb wie außerhalb des Reichs, instruirt werden sollen, daß sie zum Besten desselben, auch beider hoher Häuser, sowohl im Votiren, als im Negociiren, sich untereinander wohl verstehen, mit einander communiciren, auch die Vota confirmiren möchten; falls aber Sachen vorkämen, wo sie abweichender Meinung wären, sich auch nach vorhergegangener Communication nicht einigen könnten, so solle jedennoch mit allem Glimpf votirt und gehandelt werden.“

Wie verfuhr Oesterreich so gänzlich im Gegensatze zu diesen feierlich eingegangenen Verpflichtungen! Kaiser Leopold gab Brandenburg vollständig in dem Frieden Preis, den er mit Ludwig XIV. abschloß. Der stolze Selbstherrscher in Versailles bestand nämlich unerschütterlich darauf, daß Schweden, das unverrückt auf seiner Seite geblieben, alle Besitzungen, die es in Deutschland während des Krieges verloren hatte, wieder erhalten sollte. Da der Kaiser Leopold das ihm so treu und dienstfertig gewesene Brandenburg schmählich im Stiche ließ, so konnte dieses allein gegen den über-

mächtigen französischen König nichts ausrichten und kam um den Preis aller seiner Anstrengungen. Der Kaiser Leopold tröstete sich über seine Treulosigkeit mit dem Satze, wie eine Vergrößerung Brandenburgs für Oesterreich von großer Gefahr sei und wie er nicht begünstigen dürfe, „daß sich im Norden Deutschlands ein neues Königreich der Vandalen bilde.“

Man ersieht aus den obigen Anführungen deutlich, wie es an herzlichen Abmachungen, die das festeste und innigste Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich bewirken konnten, nicht gebrach. Preußen hat es auch an sich nicht fehlen und die That dem Worte folgen lassen, während Oesterreich meist hinterrücks und undankbar gegen Preußen verfuhr. Das berühmte, oder vielmehr berüchtigt gewordene Wort des Fürsten Schwarzenberg: „L'Autriche étonnera le monde par son ingratitude,“ das er in Bezug auf Rußland gebrauchte, als dieses das österreichische Selbstgefühl durch den Bericht des Feldmarschalls Paskiewitsch: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät,“ so tödtlich verwundet hatte, dies Wort des Fürsten Schwarzenberg charakterisirt das österreichische Verhalten im Großen und Ganzen. Wie der Einzelne, dessen Leben einer sichern und würdigen Grundlage entbehrt, nicht sicher und würdig vorgehen kann, sondern durch allerlei Verlegenheiten und Kleinlichkeiten hierhin und dorthin gerissen wird, so ist es auch mit Staaten, die gänzlich des Schwerpunktes entbehren. Und mit keinem der europäischen Großstaaten verhält es sich in dieser Hinsicht so ungünstig, als mit Oesterreich, das aus lauter Bruchtheilen sich feindlich abstoßender Nationalitäten zusammengesetzt ist. Deshalb wollte es kein würdiges und einheitliches Ganze an seinen Grenzen dulden, weil dadurch seine eigene, so fragwürdige Gestalt noch trauriger in's Auge gefallen wäre. Aus diesem Grunde lastete es wie ein Alp auf Italien und verfolgte jeden Gedanken an italienische Einheit mit Stock, Kerker und Todtschießen. Und ebenso, wie auf

Italien, lastete Oesterreich auf Deutschland und hinderte jegliches festere Zusammenfassen, was doch so nothwendig gewesen wäre, um gegen zwei so bedenkliche Nachbarn, wie Frankreich und Rußland, besser gerüstet zu sein. Auch strebte es stets dahin, jeden stolzen und freien Gedankenaufschwung bei unserm, zur kühnsten Speculation so befähigten Volke im Keime zu ersticken; denn es begriff, daß eine Nation, die auf der Höhe der Idee stehe, unmöglich an ihrer Spitze eine Regierung dulden könne, die mit einer Beharrlichkeit, vermöge deren sie in edlen Dingen Großes zu leisten im Stande war, stets in den Niederungen des Obscurantismus ihre Zelte aufschlug. Und als es sich nun im Jahre 1866 darum handelte, ob Licht, ob Finsterniß; ob Preußen, ob Oesterreich, da herrschte in Deutschland noch bei vielen, selbst wissenschaftlich gebildeten Männern eine solche Unklarheit in Bezug auf staatliche Begriffe und politische Entscheidung, daß sogar in Baden, einer der vorgeschrittensten deutschen Provinzen, ein Minister mit den kindlichsten Anschauungen zu Tage trat. Heinrich von Treitschke, dem Gottschall mit Recht ein Os magna sonaturum nachrühmt, fertigte die Kurzsichtigkeit dieses badenschen Ministers gebührend ab; nur hätten wir gewünscht, daß dem beredten Publicisten, der ja über die Fülle des Cicero und die Kraft des Demosthenes gebietet, auch etwas von dem Spotte Voltaire's zur Verfügung gestanden. Denn was soll man sagen, wenn ein Minister, der doch die Geschichte seines Volkes kennen muß, zu behaupten wagt, Oesterreich sei der Stolz Deutschlands. Verlor Deutschland unter dem Vorsitze Oesterreichs nicht ein Reichs-Bollwerk nach dem andern? Ward ihm nicht durch österreichische Machinationen jede Erweiterung seiner politischen Rechte und Freiheiten verkümmert? Suchte Oesterreich nicht durch den stets gepflegten Bund mit Rom das Volk religiös zu verdummen, damit sein Geist sich niemals zu Ansprüchen in der staatlichen Sphäre erhebe?

Wohl wissen wir, daß Oesterreich sich auf das stolze A. E. I. O. U. stützt, von dem die Einen die Erklärung geben: „Austria est imperare orbi universo,“ die Andern: „Austria erit in orbe ultima.“ Die erste Erklärung ruft ein mitleidiges Achselzucken hervor. Wann hätte Oesterreich je so dagestanden, daß es den Gedanken erweckte, es wäre zur Beherrschung des Erdkreises berufen? Allerdings hatte das habsburgische Kaiserhaus glückliche Heirathen abgeschlossen und dadurch ungeheure Ländermassen zusammengehäuft. Darauf geht ja der Spruch: „Bella gerant alii; tu, felix Austria, nube.“ Aber zum Glück lassen sich verschiedene Nationen nicht so zusammenkuppeln, wie ein Prinz und eine Prinzessin. Trotzdem, daß der schöne Max die reiche Erbtochter Karl's des Kühnen geheirathet hatte, vermochte er doch nicht nach dem Tode dieses übermüthigen Fürsten zu verhindern, daß Burgund dem schlauen Ludwig XI. zur Beute fiel. Ja, mußte Max nicht ruhig den Schimpf einstecken, daß Karl VIII., als der schon alternde Habsburger wiederum eine Erbtochter heimführen wollte, nämlich Anna von Bretagne, die dem römischen Könige bereits durch Procuration angetraute Gemahlin gewaltsam verhinderte, nach Deutschland zu reisen und dieselbe in sein Ehebette zwang? So wenig vermochte Oesterreich damals gegen Frankreich auszurichten. Und selbst unter Kaiser Karl V., wo das Haus Habsburg doch anscheinend auf einer Höhe stand, die alle übrigen fürstlichen Familien weit überragte, selbst damals kamen Noth und Schwäche zu kläglichem Vorschein. Als Franz von Sickingen Karl V. bei einer Unterredung — Sickingen sollte seine in kaiserlichem Dienste verwandten Truppen entlassen und war aus eigenen Mitteln nicht im Stande, die rückständige Löhnung für sie aufzubringen — als nun Franz von Sickingen Karl V. ersuchte, gnädigst den Befehl geben zu wollen, daß das ihm geschuldete Geld ausgezahlt werde, da erröthete der Herrscher, in dessen Reiche die Sonne nicht unter-

ging, vor Verlegenheit, weil er wußte, daß dies so gerechte Verlangen unerfüllt bleiben müsse. Es befand sich der Kaiser Karl V. diesmal in der Lage, in der sich sein Großvater, der sonst so wackere, aber in Bezug auf Heirathen gar zu berechnende Max I., sich fast sein ganzes Lebelang befunden hatte, nämlich daß die tiefste Ebbe in seinem Schatze herrschte, wenn anders bei Herrschern, die eigentlich nie über große, bereitstehende Summen zu verfügen hatten, von einem Schatze überhaupt die Rede sein kann. Und bei dem Urgroßvater Karl's V., bei Kaiser Friedrich III., war es in Bezug auf das Geld noch viel kläglicher bestellt. Wie dürftig und schäbig sah der Kaiser und sein Gefolge aus, als er mit Karl dem Kühnen die von diesem erbetene Unterredung hatte! Bei dem burgundischen Herzoge und seinen Rittern glänzte Alles von Sammet, kostbaren Federn, Gold und Edelsteinen, während der Kaiser und sein Gefolge an Don Quixote und dessen Knappen erinnerten. Und doch hätte der burgundische Herzog von dem Cäsar, der kein Geld hatte, aber Ehren und Würden verleihen konnte, für sein Leben gern den Titel eines Königs eingetauscht! Der gar zu große Abstand zwischen der Pracht des Herzogs und der Dürftigkeit des Kaisers wirkte denn auch so beschämend auf den Letzteren, daß er und die Seinigen bei Nacht und Nebel verschwanden, was allerdings nicht fürstlich und vornehm, wohl aber menschlich verzeihlich war.

Die Geldnoth zieht sich durch die Geschichte Oesterreichs fast ohne Unterbrechung hin. Was hatten die kaiserlichen Feldherren zu dulden, denen für ihre Soldaten fast nie der Sold rechtzeitig zugesandt ward und die deshalb in ihren Bewegungen sich stets gehindert sahen, ganz abgerechnet die zöpfigen, aus der Ferne gegebenen, für die augenblickliche Sachlage gar nicht passenden Vorschriften des hochweisen Hofkriegsraths. Eben weil es in der österreichischen Kriegscasse stets am Besten fehlte, stieß ja Montecuculi den Angstruf aus: „Geld! Geld! Geld!“ Und wie sah sich der Prinz Eugen

durch eben dies Hinderniß in seinen klügsten und kühnsten Entschlüssen behindert! Verlief doch der für Oesterreich in der größeren Hälfte so glorreiche spanische Erbfolgekrieg gegen das Ende traurig und matt, als England mit Frankreich Frieden geschlossen hatte und jetzt Eugen ohne Geld und ohne den nothwendigen Nachschub von Truppen sich den Feldherren Ludwig's XIV. allein gegenüber befand, Feldherren, die trotz der Erschöpfung ihres Vaterlandes dennoch mit Allem reichlich versehen wurden. So lahm war Oesterreich am Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Und war es etwa frisch und mit Geld wohl versehen, als dieser schreckliche Krieg ausbrach? Weit gefehlt. Der Anfang war so kläglich, als das Ende. Ja, schon das Vorspiel war tragikomisch. Denn, als es galt, den Erzherzog Karl noch vor dem Ableben des spanischen Königs, das bei dem schwächlichen körperlichen Zustande des Letzteren jeden Augenblick eintreten konnte, mit einem Heere nach Madrid zu entsenden, wie es von den dortigen Machthabern angerathen worden, da fehlte es in Wien so sehr an Geld, daß an die Ausführung dieses Vorschlages gar nicht gedacht werden konnte. Mochte man sich auch noch so sehr schämen, so mußte man doch gegen die österreichische Partei am spanischen Hofe mit der Sprache heraus. Diese that sehr verwundert, daß man für ein so großes Ziel nicht große Mittel aufbieten wolle. Auch zeigte sie ihr hochmüthiges Befremden über ein so gänzliches Entblößtsein von Geld und der Möglichkeit, sich das Fehlende zu verschaffen. Freilich war das hochmüthige Befremden von Seiten der Spanier in Bezug auf die Mittellosigkeit Oesterreichs kaum berechtigt, da unter den letzten Habsburgern in Madrid die Noth eine weit größere war, als in Wien. Denn in letzterer Stadt gab es doch noch einen theilweise reichen Adel und einen wohlhabenden Bürgerstand, während in Madrid bei der heillosen Mißregierung der geistig immer mehr verkümmernden Habsburger durch alle Classen der Gesellschaft hindurch höchst dürftige, ja,

unter der theilweise hungernden Aristokratie, oft tragische und meist tragikomische Scenen sich zutrugen. Und warum in Wien sowohl, wie in Madrid, diese heillosen Zustände, namentlich in Bezug auf den gänzlich mangelnden Credit des Staats? Weil die Regierung trotz großer geistiger Beschränktheit Alles allein abmachen wollte, weil sie die früheren ständigen Freiheiten zerstört hatte, weil sie den Klerus als eine große Verdummungsmaschine gebrauchte, weil, mit einem Worte, man sich in Madrid, wie in Wien, gegen den heiligen Geist des Fortschritts und der Veredelung versündigte, ohne den es für Staaten und Individuen kein Heil giebt und keine Zukunft. So sah denn der Erzherzog Karl, der, wenn er gehörig ausgerüstet und rechtzeitig in Madrid angelangt wäre, sich die Krone Spaniens vielleicht ohne Kampf auf's Haupt hätte setzen können, so sah sich der Erzherzog wegen Mangels an Geld nicht im Stande, das Geziemende würdig in Angriff zu nehmen.

Als auch der Admiral von Castilien, der ebenfalls wünschte, daß ein Sproß aus dem Hause Habsburg dem kinderlosen spanischen Könige folgen möge, auf die Ankunft des Erzherzogs Karl nebst einem Heere von mindestens zehntausend Mann drang, so mußte man von Seiten des Wiener Cabinets auf's Neue mit dem verschämten Eingeständnisse heraus, daß es mit dem Gelde hapere. Man suchte aber die kläglichen Verhältnisse in etwas zu verhüllen, indem man vorgab, der größere Theil jener abzusendenden Truppen bestehe aus Lutheranern*). Diese würden nun jedenfalls in Spanien sehr schlecht empfangen werden. Doch diesen Einwand, oder vielmehr Vorwand schlug man von Madrid aus siegreich zu Boden. Es ward nämlich von dort geantwortet, daß die Vorurtheile in

---

*) Es war dies durchaus unwahr, da der glaubensfinstere Ferdinand II. schon dafür gesorgt hatte, daß es in Oesterreich nicht allzu viele Lutheraner gab.

Spanien von Seiten der Katholiken gegen die Akatholiken sehr im Schwinden seien. Man verhehle sich in Spanien nicht, daß die Lutheraner ebenso gut Menschen seien, wie die Katholiken und man stelle sie sich nicht mehr als Waldteufel mit Bocksfüßen vor. Ja, man habe sogar häufig ihre Offenheit und Treue schätzen lernen, so daß man nur wünschen könne, es möchten sich unter den Katholiken recht viele finden, die ihnen glichen. Doch die Sache kam nicht vom Fleck, obgleich die den Habsburgern befreundete Partei in Madrid alles Mögliche that, um die Ankunft des zur Erbfolge berechtigten Erzherzogs zu beschleunigen. So brach denn der 1. November (1700) herein und mit ihm das längst erwartete Abscheiden des zuletzt fast in Blödsinn versunkenen spanischen Königs, des bedauernswerthen Enkels kräftiger, aber durch Hang zum Despotismus und durch Zwang auf religiösem Gebiete unheilvoll wirkender Vorfahren.

Der Erzherzog Karl war noch immer in Wien, als die Nachricht vom Ableben des spanischen Königs anlangte; doch wurden jetzt endlich Anstalten getroffen, daß er sich auf den Weg machen konnte, den er schon längst hätte durchmessen sollen. Allein der arme Erzherzog, der mit Geld sehr schwach versehen war — freilich, wo nichts ist, hat nicht blos der Kaiser sein Recht verloren, sondern er kann auch nichts hergeben — der arme Erzherzog, der durch die stürmische See gezwungen ward, längere Zeit im Haag zu verweilen, kam dort bald in die größte Verlegenheit und mußte, um nur die nothwendigsten Ausgaben bestreiten zu können, bei einem Juden seine Juwelen für sechszigtausend Thaler verpfänden. Daß der durch häufige Geldnoth vorsichtig gewordene Erzherzog an eine baldige Auslösung der Juwelen nicht glaubte, geht daraus hervor, daß der Jude verpflichtet ward, dieselben nicht vor zwei Jahren zu verkaufen. Für diese Demüthigungen mag sich der Erzherzog Karl einigermaßen entschädigt haben, als er in London, wo er der

Königin Anna seine Aufwartung machte, die Freiheit erhielt, eine ganze Reihe schöner Hoffräuleins mit einem Kusse zu beehren.

Nachdem wir von den Geldverlegenheiten berichtet haben, von denen Oesterreich und österreichische Fürsten mit ängstlicher Beharrlichkeit heimgesucht wurden — freilich lediglich durch ihre Schuld — wollen wir einen Punkt besprechen, auf den wir durch die Proclamation geführt werden, die der Erzherzog Karl an das spanische Volk erließ, als er glücklich in Lissabon gelandet war. In dieser Proclamation nämlich forderte er die Spanier auf, sich die Franzosen vom Halse zu schaffen. Hätte er ehrlichen Kampf und offene Feldschlacht im Auge gehabt, so wäre an dieser Aufforderung nichts auszusetzen gewesen. Aber weit gefehlt, daß der Erzherzog zu Maßregeln rieth, die das Licht des Tages vertragen konnten. Nein, er forderte die Spanier mit unzweideutigen Worten zu einer Wiederholung der sicilianischen Vesper auf. Erst werden die Franzosen und der von ihnen eingesetzte König in den schwärzesten Farben gemalt und dann wird es wehmüthig beklagt, daß die sonst so leichtsinnigen Gallier doch diesmal wahrscheinlich zu vorsichtig sein würden, um zum zweiten Male eine sicilianische Vesper über sich kommen zu lassen. Diese klare Aufforderung zum Morde erscheint so ungeheuerlich, daß es die Vorsicht gebietet, den Text in seinem ganzen Umfange hier wiederzugeben. Die bezügliche Stelle lautet:

„Pour conclure, figurons nous l'Espagne et les provinces de sa domination sous le joug des Français, les moeurs corrompues, la religion et la piété méprisée, les honnêtes gens insultés, les peuples réduits à la besace, les grands bas et rampans, les étrangers maîtres des forces et des richesses du pays, le roi gouvernant à la Ottomane, ses favoris, officiers, soldats et autres ministres de son pouvoir, exerçant a la rigueur ce que Samuel prédisait au peuple d'Israël, déshonorant les familles, s'emparant de ce qu'ils trouvent à leur gré,

et ne répondant aux plaintes, que par des moqueries ou de nouveaux affronts, sans qu'il y ait aucun espoir de délivrance, puisque les Français ne manqueront pas de se précautionner contre les Vêpres semblables à celles de Sicile.“

Man muß gestehen, daß diese Aufforderung von Seiten eines Prinzen, der aus einem Hause stammt, das stets sich mit seiner Legitimität und seinen legitimen Maßregeln gebrüstet, daß diese Einladung zu einer zweiten Auflage der sicilianischen Vesper, mild ausgedrückt, nicht von großer Menschenfreundlichkeit zeugt.

Wie kein Individuum, bei den mannigfachen Schwächen der menschlichen Natur, das Recht hat, sich in die Brust zu werfen, so hat es auch kein Staat. Ist diese Aufforderung von Seiten des Erzherzogs Karl an die spanische Nation, sich die Franzosen durch Mord vom Halse zu schaffen, vollkommen ausreichend, um das Haus Habsburg für immer des Rechtes zu berauben, daß es sich seiner legitimen Maßnahmen rühme, so kommen doch noch andere Fälle hinzu, die unwiderleglich darthun, wie man von österreichischer Seite vor revolutionairen Maßregeln durchaus nicht zurückbebte, wenn dieselben irgendwie Erfolg verhießen. So donnerte Oesterreich in einer Denkschrift, die den Titel führte: „Brief an Mylord,“ welche Denkschrift in deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache erschien — mithin war für ihre Verbreitung hinlänglich gesorgt — so donnerte Oesterreich in einer vom Grafen Sinzendorf den englischen Ministern überreichten, demnach officiell anerkannten Denkschrift gegen den Absolutismus Ludwig's XIV. Es ward in dieser Denkschrift dem französischen Könige vorgeworfen, daß er die ständischen Rechte, die sein Volk ihm gegenüber noch besitze, nicht im Geringsten achte, und daß für ganz Europa nicht eher Heil erblühen werde, als bis in Frankreich wieder eine constitutionelle Monarchie bestehe. „Eine constitutionelle Monarchie“, hatte in dem Munde einer Regierung, die den Ungarn ihre sämmtlichen consti=

tutionellen Rechte verkümmerte, etwas höchst Unwahres, nicht aus innerer Ueberzeugung Hervorgegangenes, sondern war etwas für einen bestimmten Zweck Gemünztes. Man gönnte dem Feinde in seinem Staatskörper ein Gift, das man aus dem eigenen mit sehr drastischen Mitteln auszutreiben wußte. In wie deutlichen Worten Oesterreich für Frankreich die constitutionelle Monarchie forderte, geht aus folgender Stelle der Denkschrift hervor:

„Nach allem Diesen muß zugegeben werden, daß, welche Maßregeln auch ergriffen werden mögen, man niemals vollkommene Sicherheit gegen die Unternehmungen eines mächtigen und despotischen Königs haben wird. Das Wesentliche ist daher, die gegenwärtigen Umstände zu nützen, um in Frankreich die Regierung auf den alten Fuß einzurichten und die Reichsstände herzustellen, damit der König in Zukunft keinen Krieg ohne sie unternehmen, keine Steuern ohne ihre Zustimmung erheben kann. Obgleich die heutigen Franzosen, zur Sclaverei geboren, durch die lange Dauer der Regierung Ludwig's XIV. daran gewöhnt zu sein scheinen, so ist es doch undenkbar, daß sich nicht bei ihnen aufgeklärte und patriotische Männer finden sollten, welche im Stillen den Verlust ihrer Privilegien beklagen, den Werth derselben kennen und wissen, wie man nach und nach sie, ohne daß sie es wagen durften, sich zu beklagen, unter das schmähliche Joch gebeugt hat, welches sie niederdrückt.

Alle Stände sind entwürdigt. Die Geistlichkeit, ihres früheren Glanzes beraubt, gelangt nur durch Cabale und Gunst zu hohen Würden; ihr Benehmen zeigt nichts anderes, als ein blindes Aufgeben aller Rechte der Kirche zu Gunsten der Anmaßung des Königs und der Gewaltherrschaft der Minister; ihre Predigten nichts anderes, als feige Schmeichelei, welche das Wort Gottes zum Vorwande herabwürdigt, den König zu loben; ihre Schriften endlich nichts, als eine unwürdige Vertheidigung der grausamsten Verfolgungen und der ungerechtesten Usurpationen. — Der Adel, welcher in dem

Staate einen so hohen Rang einnahm, auf seinen Landgütern sich so schöner Vorrechte erfreute und für welchen der Hof so große Rücksichten hatte, ist so weit heruntergebracht, daß er vor einem Intendanten der Provinz knechtisch kriechen muß, daß er kein anderes Heil als im Dienst, keinen anderen Unterhalt, als die Almosen des Hofes findet.

Der dritte Stand seufzt unter einer Unterdrückung, welche nie ihres Gleichen hatte und sein äußeres Elend dient nur dazu, sein Joch zu erschweren, indem er dem Könige Soldaten liefert.

Das Parlament endlich, unter den früheren Regierungen so bewundert wegen seines Eifers für die Vorrechte und Freiheiten des Landes, dieser immerwährende Vermittler zwischen dem Volke und dem Könige ist nur noch ein hohles Schattenbild von dem, was es war und ein dienstbares Werkzeug, um die Ungerechtigkeiten und Bestechungen des Hofes gut zu heißen. Es ist das Interesse aller guten Franzosen, Antheil an dem Kampfe zu nehmen, der geführt wird, um sie in ihre alten Vorrechte wieder einzusetzen."

In den vielen literarischen und oratorischen Angriffen, die auf die französische Monarchie seit 1789 von Seiten der Liberalen und Demokraten eröffnet wurden, dürften sich keine beißenderen Stellen finden, als in dieser, vom Wiener Cabinette beeinflußten Denkschrift.

Sogar die Königin Anna entging nicht den Angriffen des Wiener Cabinets, weil sie Frieden mit Frankreich geschlossen hatte und Oesterreich sehr wohl fühlte, daß es trotz der ungeheuren Niederlagen Ludwig's XIV. dennoch diesem unbeugsamen und die letzten Kräfte seines Volkes zusammen raffenden Selbstherrscher allein nicht gewachsen sei. In der Denkschrift, die das Wiener Cabinet verbreiten ließ und in der es auseinandersetzte, weshalb es nicht gemeinsam mit England habe Frieden schließen können, wird die Königin Anna eine „ohnmächtige und unverständige Fürstin" genannt.

Wie das Wiener Cabinet im achtzehnten Jahrhundert kein Bedenken trug, einer Königin, die nach dem Vortheile ihrer Unterthanen zu handeln für gut fand und nicht mehr den Oesterreichern die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, sehr wenig schmeichelhafte Epitheta an den Kopf zu werfen, so nahm es im Jahre 1846 keinen Anstand, gegen den aufständischen Adel Galiziens das Landvolk aufzuhetzen, damit es statt der sich thatlos verhaltenden Regierung das Rächeramt übernehme. Graf Montalembert, der bei strengkatholischer Glaubensrichtung doch voll edelsten Freiheits- und Gerechtigkeitssinnes war, beschuldigte öffentlich in der französischen Pairskammer den Fürsten Metternich und die Vollstrecker seiner Befehle, daß sie schuld seien an allen den Gräueln, die in Galizien das Auge der Menschheit und Menschlichkeit betrübten und umflorten. Er nannte diese von Wien aus angezettelten Morde „die Septembertage der Monarchie".

Während also im achtzehnten Jahrhundert ein österreichischer Erzherzog die Spanier aufforderte, sich die Franzosen durch eine zweite sicilianische Vesper vom Halse zu schaffen, bebte das Wiener Cabinet in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht davor zurück, die Danton'schen Gräuel in Galizien nachzunahmen, damit die Republik die Schande der Septembertage nicht allein habe.

Auch bei der Niederwerfung der Böhmen und den häufigen Aufständen der Ungarn, die stets aus vollwichtigen Ursachen hervorgingen, nämlich, weil verbriefte Rechte derselben angetastet wurden, auch bei den häufigen Empörungen der verschiedenen, zu einem österreichischen Staate zusammengeschweißten Völkerschaften ist von dem Wiener Cabinette mit Härte, ja, wir dürfen sagen mit Grausamkeit, verfahren worden. Wie viele Häupter fielen auf dem Schaffote in Prag, als die Schlacht am weißen Berge den finstern Ferdinand auf den böhmischen Thron zurückführte! Wie viel Blut sogenannter Empörer, die aber glaubten, für heimisches Recht auf-

gestanden zu sein, floß während der Jahrhunderte, die Ungarn zu Oesterreich gehörte! Wie durchbebte noch im Jahre 1849 das Morden Haynau's mit Schauder und Entsetzen das mitleidige Herz Europas! Rief doch Karl Beck mit dem schönen Freimuthe, der nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht des Dichters ist, dem Kaiser Franz Joseph zu:

„Den Aerzten, wie den Königen,
Sind viel der Leichen eine Schande."

Durch große Milde hat sich nun die österreichische Regierung niemals ausgezeichnet und da Milde im Allgemeinen ein Charakterzug des deutschen Volkes ist, so bildete dies schon einen schneidenden Gegensatz in einem so engen Verhältnisse.

Und doch sollte Oesterreich nach der Behauptung des badenschen Ministers der Stolz Deutschlands sein!

Meinte vielleicht der süddeutsche hohe Beamte bei seiner, je genauer man sie betrachtet, desto unhaltbarer werdenden Behauptung, daß Deutschland sich die Siege nicht dürfe entgehen lassen, die Oesterreich im Laufe der Jahrhunderte davon getragen? Nun, mit diesen Siegen sieht es, wenn man scharf hinblickt, auch gerade nicht allzu glänzend aus. Von Frankreich ward es fast immer besiegt und nicht minder von Preußen, das früher an Einwohnerzahl und Geviertmeilen so weit hinter ihm zurückstand. Allerdings hat es im achtzehnten Jahrhundert häufige Siege gegen die Türken erfochten; doch sind diese dem Feldherrntalente des Prinzen Eugen gutzuschreiben und dann darf auch nicht vergessen werden, daß der Halbmond damals schon sehr im Abnehmen begriffen war. Und trotzdem ließ sich Oesterreich von der, wenn auch morsch gewordenen, doch übermüthig gebliebenen Türkei Unerträgliches gefallen. Spie doch ein Pascha dem Grafen Neipperg in's Gesicht, ohne daß man von Wien aus, wo der schwache Karl VI. nur daran dachte, seiner Erbtochter papierne Bürgschaften für ihre Thronbesteigung zu

verschaffen, diese Schmach in blutiger Weise rächte. Da hat doch Karl X., obgleich er auch sehr bigott und höchst beschränkten Geistes war, für die Ohrfeige, die der Dey von Algier dem französischen Consul gab, königlich einzutreten gewußt. Sind also die österreichischen Siege gegen die Türken unter Eugen meist dem Feldherrngenie des Letzteren gutzuschreiben, so sehen wir, als in den achtziger Jahren die Oesterreicher und Russen vereint gegen die Türken fochten, die Krieger Katharina's den Reigen führen und die Soldaten Joseph's gewöhnlich von den Moscowitern in's Schlepptau genommen werden. Und als die Oesterreicher gegen das Ende des Jahrhunderts, nachdem sie in Italien von dem jugendlichen Bonaparte so gründlich geschlagen worden, die ägyptische Expedition Frankreichs benutzten, um wieder Fuß zu fassen auf der apenninischen Halbinsel, da wandten sie sich um Hülfe nach Rußland und dieses schickte seinen Suwarow, der bei allen Schrullen und Sonderbarkeiten doch ein bedeutender Feldherr war. Oesterreich erkämpfte nun allerdings Erfolge, aber wiederum in's Schlepptau genommen von einem fremden Staate. Wahrhaft groß steht es nur einmal da in der Geschichte und zwar 1809; doch folgte ja dem Siege von Aspern die Niederlage von Wagram.

Deutschland, stets großer Erfolge gewiß, wo es einig ist, Deutschland bedarf der österreichischen Siege, die, wie wir nachgewiesen, nicht allzu zahlreich und wenig in's Gewicht fallend sind, keineswegs zu seinem Ruhme, der nur strahlen, oder sich verdunkeln kann durch das Verdienst, oder die Schuld seiner eignen Söhne.

Es ist wirklich demnach kaum zu begreifen, was der badensche Minister gedacht haben mag, als er so kecklich behauptete, Oesterreich sei der Stolz Deutschlands.

Auf dem Felde der Schlachten ist dies, wie wir nachgewiesen haben, keineswegs der Fall. Auf dem Gebiete des Staates noch viel weniger. Denn die sämmtlichen, unter österreichischer Herrschaft

vereinigten Völkerschaften sahen sich bis in die neueste Zeit mehr polizeilich, als politisch regiert und die alten Freiheiten der Ungarn wurden auf jede Weise gekränkt, oder zeitweise mit Stumpf und Stiel ausgetilgt. Wie es Männern erging, die höherer, edlerer Empfindungen fähig waren und diese, wie sie nicht anders konnten, durch die Schrift bekannt machten, davon zeugt Hormayr, der in das gräuliche Gefängniß von Munkacs geworfen ward, nachdem die Polizei ihn viele Tagemärsche mit sich fortgeschleppt hatte; davon giebt Kunde das rührende Buch Silvio Pellico's, in welchem er seine auf dem Spielberge vertrauerten Kerkerjahre so ergreifend zu schildern weiß. Noch ein anderer Italiener, der vor deutscher Bildung eine so tiefe Verehrung kundgiebt und seinem Volke die schönsten Geistesblüthen unsrer Dichter in gelungenen Uebersetzungen bekannt macht, Antonio de Marchi nämlich, schmachtete in österreichischem Kerker und zwar in Komorn. War demnach der Name eines Deutschen in Italien der verhaßteste, so lange Oesterreich an der Spitze unseres so gedankentiefen und im Grunde so freiheitsliebenden Volkes stand, so verwandelte sich diese Abneigung und Geringschätzung in die höchste Achtung und Zuneigung, seitdem Italien, belehrt durch seine bedeutenden Männer, erkannt hat, daß Deutschland und Oesterreich von einander verschieden sind, wie Tag und Nacht.

Bietet nun die weltliche Regierung Oesterreichs einen kläglichen Anblick dar, so erweckt das geistliche Regiment den berechtigsten Unwillen. War doch dort von jeher dem Pfaffenthum gestattet, das Volk auf jede Weise zu verdummen. Reisende, die vor der Josephinischen Periode — diese in ihrer zu großen Hast und bei'm Mangel jeglichen Verständnisses von Seiten des politisch so lange geknechteten und religiös so beharrlich verdummten Volkes brachte auch keinen Segen — Reisende, die vor der Josephinischen Periode Oesterreich besuchten, waren erstaunt, wie die Geistlichkeit dort überall

von Land und Reichthümern sich den Löwenantheil zugeeignet hatte. Die Kirchen, Abteien und Klöster nahmen in Wien den sechsten Theil der Stadt ein und da sie sämmtlich von weltlicher Jurisdiction eximirt waren, so kann man sich denken, wie viele Opfer dort das Pfaffenthum dem Baal, d. h. ihrem engherzigen Dogma, schlachtete. Daß die Wissenschaft mit gefeiten Waffen gegen die geisttödtende Geistlichkeit hätte streiten können, daran war nicht zu denken, da die Jesuiten, die über die Censur wachten, jedes Buch vernichteten, das irgendwie ihren Lehrsätzen widersprach. Mit welchen vernichtenden Hieben wandte sich nicht Voltaire gegen die österreichische Censur! Da er die Jesuiten und das ganze lichtfeindliche Pfaffenthum schon hinlänglich in früheren ätzenden Schriften verarbeitet hatte, so wählte er sich zum Sündenbocke den bekannten Leibarzt Maria Theresia's, van Swieten, der allerdings als Censor auch ein Scharfrichter der Gedanken war. Da van Swieten in Holland geboren war, so bezeichnete ihn Voltaire als eine in einem großen Sumpfe zwischen Fröschen zur Welt gekommene Mißgeburt, der mithin ein warm schlagendes Herz und jede höhere Empfindung abgehe.

Daß in einem Staate, wo die Jesuiten die Censur besorgten, von religiöser Freiheit nicht die Rede sein konnte, leuchtet ein. Ueberdies haben wir bereits gesagt, daß Ferdinand II. unter den deutschen Habsburgern denselben Grundsatz vertrat, wie Philipp II. unter den spanischen. Er wollte nämlich lieber über gar keine Unterthanen herrschen, als über Ketzer. Und dieser Grundsatz vererbte sich auf seine meisten Nachkommen. Da es nun Ferdinand dem Zweiten nicht gelungen war, sämmtliche Anhänger des gereinigten Glaubens zu vertilgen, so hatten die armen Protestanten in Oesterreich gar Schreckliches auszustehen. Vor Allem in Ungarn, wo sie weit zahlreicher zurückgeblieben waren, weil dort der finstere Ferdinand nicht ganz so willkürlich zu verfahren wagte, wie in seinen

deutschen Erbstaaten. Die Behandlung der ungarischen Protestanten war zeitweise eine so empörende, daß die Generalstaaten, als sie, im spanischen Erbfolgekriege mit Oesterreich verbündet, hoffen durften, daß man auf ihre Vorstellungen Rücksicht nehmen werde, für ihre verfolgten Glaubensbrüder ein kräftiges Wort einzulegen sich gedrungen fühlten. Hatte doch ein holländischer Admiral bei einem Besuche in Neapel 23 ungarische reformirte Prediger auf den dortigen Galeeren angetroffen, die ihn anflehten, sie aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien. Mit welcher fanatischen Härte die österreichische Regierung gegen die Akatholiken in Ungarn verfuhr, erzählt Johannes von Müller in folgenden Worten:

„Emerich Tököly und andere hungarische Herren, besonders durch Bedrückung protestantischer Glaubensformen zu dem äußersten Mißvergnügen getrieben, riefen Mohammed IV. zum Schutz der hungarischen Verfassung."

Die Ungarn wurden demnach durch religiösen Druck, den die österreichische Regierung gegen sie ausübte, so zur Verzweiflung gebracht, daß sie bei dem Großtürken Schutz suchten. Die ungarischen Stände verlangten in ihrem cahier des doléances, „daß man katholischerseits mit Wegnehmung der evangelischen und reformirten Kirchen, sowie mit Verschickung der evangelischen Geistlichen auf die neapolitanischen Galeeren aufhören möge."

Als demnach der Großherzog von Toscana im neunzehnten Jahrhundert die Madiai's, weil sie in der Bibel gelesen hatten, auf die Galeere schickte, so blieb er nur einer Gewohnheit treu, die das Haus, aus dem er stammte, in Bezug auf die Protestanten seit altersher für löblich und preiswerth gehalten hatte.

Gleich den ungarischen Protestanten, wurden auch die böhmischen Akatholiken mit allen Qualen der Dante'schen Hölle heimgesucht. Tieck, der sonst, gleich den übrigen Mitgliedern der romantischen Schule, für den Fortschritt und die freie Bewegung des

Volkes wenig Verständniß hatte, Tieck erkannte doch ganz richtig, welchen unheilbaren Schaden Ferdinand II. den eines politischen und religiösen Aufschwungs durchaus nicht unfähigen Bewohnern Böhmens durch die Unterdrückung des Protestantismus zugefügt habe und er sah überhaupt kein Heil für Böhmen unter der Herrschaft Oesterreichs.

Man hat mit dem Ausdrucke: „austro-jesuitisch," sehr richtig den durch Jahrhunderte fortgesetzten Beistand bezeichnet, den das Haus Habsburg den Jüngern Loyola's zu Theil werden ließ. Durch das mit Rom in der Mitte des lichthellen neunzehnten Jahrhunderts abgeschlossene Concordat bekundete die österreichische Regierung ihre Herzensneigung und nimmermehr wäre der enge Bund mit Rom trotz seiner unheilvollen Wirkungen gelockert worden, wenn die vernichtenden Niederlagen von Solferino und Königsgrätz nicht dazu gezwungen hätten, den bisherigen Pfad zeitweise zu verlassen. Und wie das Haus Habsburg bei sich daheim stets den Klerus nach seinem Belieben schalten und walten ließ, so erweiterte es auch im Ryßwicker Frieden bereitwillig die Befugniß Ludwig's XIV., die protestantischen Elsässer in Römlinge zu verwandeln. Der westphälische Friede hatte für die an Frankreich abgetretenen Bewohner des Elsasses auch in Bezug auf ihre protestantische Religion Fürsorge getroffen; doch Leopold I., der ein diensteifriger Zögling der Jesuiten war, gab im Ryßwicker Frieden alle gesetzlichen Bürgschaften preis und gestattete so dem von Frau von Maintenon und seinem Beichtvater gegängelten Ludwig XIV., seine gewaltsamen Bekehrungsversuche auch bei seinen deutschen Unterthanen in Scene zu setzen.

Welchen Nutzen und welchen Ruhm Deutschland je von der Zusammengehörigkeit mit Oesterreich gehabt, ist trotz der Versicherung des badenschen Ministers unerfindlich.

Wenn der an hoher Stelle gestandene, aber dadurch nicht zum Weitblick gelangte Badenser gesagt hätte, daß Preußen der Stolz Deutschlands sei, so würde er zwar nur ausgesprochen haben, was von jedem richtig Urtheilenden längst erkannt war, mithin hätte seine Bemerkung nicht das Verdienst des Geistvollen und zuerst Begriffenen gehabt, aber ihr wäre doch die Anerkennung unbedingter Wahrheit gesichert geblieben. Denn halten wir es auch für überflüssig, die strahlenden Perioden unter dem großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Siegreichen — die herrliche Zeit der Freiheitskriege vor allem nicht zu vergessen — hervorzuheben, eben weil sie sich selber hervorheben, so wollen wir dagegen die außerordentliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des preußischen Gemeinwesens in solchen Zeitläuften rühmend erwähnen, wo thatlose Romantik am Ruder stand und die überall sich reich darbietenden Kräfte nicht zu nützen wußte. Selbst in der nächtigen Periode, die auf den Morgenrausch des Jahres 1848 folgte, selbst damals zeigte sich überall das gesunde und tüchtige Element, das der staatlichen Schöpfung des großen Kurfürsten zu Grunde liegt. Als im Jahre 1849 in den deutschen Kleinstaaten Alles schwankte und wankte, durfte man mit Recht sagen: Borussia mole sua stuat, denn Preußen stand fest und konnte überall bei seinen deutschen Nachbarn aushelfen. Für das unruhige Treiben in Mecklenburg-Strelitz und Dessau genügte der bewältigende Anblick einiger preußischen Kürassiere und Ulanen; doch für Sachsen, Baiern und Baden mußten größere Truppenkörper in Bewegung gesetzt werden und sie wurden den um Hülfe bittenden Nachbarn nicht vorenthalten.

Gegen den Dresdener Aufstand wirkte das Kaiser Alexander-Regiment; die Pfalz, welche Baiern nicht zurückzuerobern vermochte, bewältigte ein preußisches Armeecorps und in Baden ward der republikanische Aufstand, der nicht unbeträchtliche Streitkräfte in's

Feld zu stellen vermochte, durch ein größeres Heer zu Boden geworfen. Es sind dies traurige Erinnerungen, die wir nur unter peinlichen Gefühlen heraufbeschwören. Jene Waffenerfolge sollen nicht unter die preußischen Siegesthaten eingereiht werden, denn der Staat der Hohenzollern hat Glanz und Ruhm genug im Kampfe mit auswärtigen Feinden erworben und denkt nur ungern an kriegerische Vortheile, die er über deutsche Brüder davontrug. Ueberdies zählte der badensche Aufstand außer Kinkel viele andere edle deutsche Männer unter seinen Streitern, denen das Schwert durch die nicht unbegründete Furcht in die Hand gedrückt ward, es möchte das deutsche Volk nach der kurzen Erhebung des Jahres 1848 ebenso wieder zu einer kläglichen politischen Null herabgedrückt werden, wie es ihm nach den Freiheitskriegen geschah. Diese nach allen Seiten gespendete Hülfe Preußens ward von uns einzig deshalb erwähnt, um daran die Bemerkung zu knüpfen, wie es im Innern kräftig und gesund war, selbst als der bleierne Flügel der Reaction vom Manteuffel'schen Ministerium aus über alle einzelnen Verwaltungszweige sich zu legen begann. Ein so tüchtiges und hochgebildetes Volk, wie das preußische, stößt eben mit der Zeit jede verdunkelnde Decke, mag auch ein verbündeter Bureaukratismus und Klerus sie noch so fest halten wollen, von seinem in Sonne zu badenden Haupte; freilich bleibt es zu beklagen, daß es mit den gegen die Dunkelmänner zu führenden Hieben nach rechts und links oft allzu lange zögerte.

Wie Preußen trotz des Absolutismus seiner Könige auf prüfende Geister, die den Staat in allen seinen Einrichtungen und Ausstrahlungen überschauten und sich nicht aus einzelnen flüchtigen und vorübergehenden Erscheinungen ein Urtheil bildeten, seit langem den Eindruck eines gewissenhaft und geschickt verwalteten Gemeinwesens machte, das beweist auch der Ausspruch der Baronin von Staël-Holstein. In dem vortrefflichen Buche nämlich,

durch das sie den Franzosen ein genaueres Verständniß von Deutschland zu eröffnen suchte, äußert sie mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und mit der durch den Gegenstand entbundenen Wärme, wie folgt:

„C'était l'un des pays de l'Europe où l'on honorait le plus les lumières; où la liberté de fait, si ce n'est de droit, était le plus scrupuleusement respectée. Je n'ai pas rencontré dans toute la Prusse un seul individu qui se plaignît d'actes arbitraires dans le gouvernement, et cependant il n'y aurait pas eu le moindre danger à s'en plaindre.“

Ferner sagt Frau von Staël an einer andern Stelle:

„Les écrivains philosophes ont eu souvent d'injustes préjugés contre la Prusse; ils ne voyaient en elle qu'une vaste caserne, et c'était sous ce rapport qu'elle valait le moins. Ce qui doit intéresser à ce pays, ce sont les lumières, l'esprit de justice et les sentimens d'indépendance qu'on rencontre dans une foule d'individus de toutes les classes.“

Daß viele hervorragende Geister, die für Recht und Freiheit erglühten, unter andern auch Herder, gegen das Preußen im letzten Drittel des achtzehnten und in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sehr erbittert waren, weil sie dasselbe als eine ungeheure Caserne betrachteten, diese von Frau von Staël schon angeführte und von den meisten freisinnigen Schriftstellern getheilte Ansicht ist kaum zu widerlegen, denn liberale Gemüther hatten für ihre Abneigung gegen das damalige Preußen nur zu triftige Gründe. Der Militairstaat behandelte nämlich den Stand der Civilisten mit großem Hochmuthe und wetteiferte häufig in großspurigem Wesen mit den ehemaligen Strelitzen und den noch dermaligen Janitscharen. Wurde doch ein Herr von Held, ein Beamter mittleren Ranges, vom General von Puttkammer auf der Straße wie ein dummer Junge angefahren, weil er den Herrn Officier nicht gegrüßt

hatte. Als nun Herr von Held bescheidentlich einwandte, daß er den Herrn General wiederholt gegrüßt, aber, da dieser seine Höflichkeit nie beachtet, geglaubt habe, damit endlich aufhören zu sollen, da ward der übermüthige Soldat fast wüthend und bedeutete dem in seinen Augen mehr als frechen Civilisten, er habe stets vor einem Militair den Hut zu ziehen, aber niemals Anspruch darauf, daß man seinem pflichtschuldigen Verhalten weitere Beachtung schenke. Der von dem preußischen Militairstaate auf den Civilstand ausgeübte Druck war übrigens außerordentlich langlebig. Denn er hörte keineswegs mit der Schlacht von Jena auf und erhielt erst in den durch den Frühling des Jahres 1848 verbreiteten Freiheitsideen ein wohlthätiges Gegengewicht.

Auch der Feldmarschall von Müffling, der theilweise der neuen Zeitrechnung huldigte und ein sehr braver Mann war, lieferte den Beweis, wie er sich als Militair über den Civilisten erhaben glaubte. Er trieb in seinen alten Tagen mit Leidenschaft Geographie, wogegen man gar nichts einwenden konnte. Weniger zu loben war es, daß er in diesem Fache, was er doch nur nebenbei betrieb, worin er mithin nur Dilettant sein konnte, sich für einen Meister hielt und die Männer der strengen Wissenschaft belehren zu können glaubte. So ließ der Feldmarschall plötzlich den ausgezeichneten Geographen Berghaus für den nächsten Sonntag zu sich entbieten, weil er ihm eine Vorlesung über das Klima des nördlichen Afrikas, oder Gott weiß worüber sonst, zu halten gedachte; genug, der Feldmarschall wollte über einen Gegenstand, den Berghaus viel besser verstand, als die belehrungswüthige Excellenz, ex cathedra sprechen. Berghaus erschauerte bei dieser entsetzlichen Aussicht, fand aber nicht den Muth, dem Feldmarschall sagen zu lassen, daß, falls derselbe ihm etwas mitzutheilen habe, er sich zu ihm bemühen möge. Nein, Berghaus gehorchte, wie ein Soldat, der Aufforderung des Feldmarschalls, zog sich seufzend am Sonntag-Morgen einen Frack

an und wanderte gebeugten Sinnes zu dem unbarmherzigen Krieger, der, auf einen Stuhl deutend, sofort ein Heft von beängstigendem Umfange hervorholte, sich in Positur setzte und mit dröhnender Stimme von Dingen zu lesen anfing, die Berghaus sich längst an den Schuhen abgelaufen hatte. Nichtsdestoweniger hörte der berühmte Geograph anscheinend mit größter Geduld zu und dankte, als das Ende seiner Pein endlich gekommen war, dem Herrn General-Feldmarschall unter vielen Bücklingen für seine gnädige Belehrung.

Der in der Geographie sich so sattelfest dünkende Feldmarschall wollte auch über Alexander von Humboldt das Licht seiner Weisheit leuchten lassen. Doch war er wenigstens so höflich, den hochberühmten Mann nicht zu sich zu entbieten, sondern seinen Adjutanten zu ihm zu entsenden, freilich mit einem furchtbaren Hefte, das er dem Vater des Kosmos vorlesen sollte. Alexander von Humboldt fand, trotz seiner feinen weltmännischen Bildung und einer oft himmlischen Geduld gegenüber von unnützen Menschen und unnützen Briefen, die ihm seine Zeit wegstahlen, doch dem Adjutanten und seinem entsetzlichen Hefte gegenüber — die zu große Gefahr schlug seine zu große Höflichkeit zu Boden — den Muth zu der entschlossenen Erklärung, daß er über das Klima Afrika's vollständig unterrichtet sei und an die Lunge des Herrn Officiers, die wahrscheinlich schon anderswo in Anspruch genommen werde, keine Zumuthungen stellen wolle.

Wenn im achtzehnten Jahrhundert der General von Puttkammer den Herrn von Held wie einen Schuhputzer behandelte, so entbot der Feldmarschall von Müffling im neunzehnten Jahrhundert den berühmten Geographen Berghaus wie einen Schuljungen zu sich, ihn mit einer grausamen Vorlesung abstrafend. Man sieht, wie sehr es in Preußen noththat, daß durch eine freisinnige Verfassung und eine gemeinsame Gesetzgebung, der sich Alle zu beugen haben,

der demüthigende Begriff eines „Unterthan“ sich in das, Selbstbewußtsein gewährende Wort „Staatsbürger“ verwandelte.

Aus unserer Darstellung ergiebt sich, wie wir durchaus nicht verhehlen, wie in Preußen bis vor zwanzig Jahren ungefähr noch viel Rauhes und Unausgeglichenes vorhanden war. Doch in dem letzten Jahrzehnte hat das Volk erstaunliche Fortschritte in staatsbürgerlichem Selbstbewußtsein gemacht und wird jetzt, mit dem übrigen Deutschland immer inniger zusammen wachsend, manches Löbliche von dort lernen und zwar um so bereitwilliger, da es so vieles Löbliche zu lehren vermag. Fürst Bismarck, wie alle großen Männer immer bescheidener werdend, je mehr ihn Gott mit Erfolgen segnete, Bismarck gestand ja bereitwillig zu, wie Preußen in den Verhandlungen des Bundesrathes auch von dem kleinsten deutschen Bundesstaate etwas habe lernen können. „Der eingefrorene Dünkel“ demnach, den Heine den Preußen, die zu seiner Zeit allerdings oft unliebenswürdig genug auftreten mochten, vorwarf, ist seit den großen Ereignissen von 1866 und nun gar seit 1870 weder dem Staate als solchem, noch seinen Machthabern und niedern Werkzeugen anzumerken. Vom Kaiser Wilhelm bis zum untersten Troßknecht herab finden wir das freudige Gefühl der Kraft, aber zugleich das demüthige Bewußtsein, wie ohne die Hülfe von oben alles menschliche Thun eitel und ohne Frucht ist.

Wenn manche englische, im Ganzen mit Verstand geschriebene Zeitungen, die während der ersten Hälfte des deutsch-französischen Krieges im Herzen mehr auf Seiten ihrer jungen Bundesgenossen von der Krim her standen, als daß sie der alten Alliirten gegen Napoleon I. eingedenk gewesen wären; wenn manche englische Zeitungen das kecke Wort aussprachen, die preußische Bildung verhalte sich zu der französischen doch so untergeordnet, wie einst die macedonische zu der griechischen, so bewiesen sie in dieser waghalsigen Behauptung — denn wir wollen nicht annehmen, daß sie gegen

ihre bessere Ueberzeugung sprachen — daß ihr Blick in die Höhe, wie in die Weite, nicht sicher genug trage, um die Culturarbeit zweier großen Völker — ist doch Preußen in der Beurtheilung dessen, was es für die Civilisation gethan, von Deutschland nicht zu trennen — nach ihren verschiedenen Richtungen hin scharf und genau zu begrenzen.

Hätten die englischen Zeitungen — man liebt ja in England so sehr statistische Nachweise — einfach erwogen, wie viele Bruchtheile des französischen Volkes lesen und schreiben können und wie viele in Preußen, so würden sie in dem als Griechenland bezeichneten Frankreich Millionen angetroffen haben, denen die Grundelemente aller Bildung fehlen, während in Preußen die gänzlich Unwissenden sich nur nach Tausenden beziffern. Auch hätten die englischen Preisrichter, die bei geringem Weitblick vermessen ein Urtheil über den Culturgrad zweier Nationen abgaben, nur um drei Jahrzehnte in ihrer Betrachtung zurückgehend, sich ein wenig an die Schaar der auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft hervorstrahlenden Männern erinnern sollen, mit denen der romantische Friedrich Wilhelm IV. sich umgab, als er bei seinem Regierungsantritte ein Zeitalter Ludwig's XIV. heraufzubeschwören gedachte. Zum Glück, daß das preußische Volk zu weit vorgerückt war, um sich politisch mundtodt machen zu lassen und sich einzig in dem zu sonnen, was wenige ausgezeichnete Dichter und Denker an Strahlen über dasselbe auszugießen für gut fanden. Denn eine Aera ist nur dann groß, wenn das ganze Volk, sich frei bestimmend, am Staate mitbaut und ihm den seinem Bildungsstandpunkte gemäßen Stempel aufdrückt. Wie unendlich steht das Zeitalter Ludwig's XIV., nicht minder die Aera des Augustus, zurück gegen die herrliche Perikleische Periode!

Denn diese entband alle Volkskräfte, während unter Augustus und Ludwig XIV. der belebende Athem der Freiheit fehlte, weshalb

ja auch die Schöpfungen der immerhin ausgezeichneten Dichter und Künstler, die unter jenen beiden Regenten blühten, etwas mit dem Zirkel Abgemessenes und Akademisches bekamen. Widerstand demnach in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts der fortgeschrittene Zeitgeist einer Aera, die von einem Fürsten ihren Namen entlehnen sollte, so blieben es doch immer leuchtende Geister, die sich in Berlin um Friedrich Wilhelm IV. versammelten. Da waren Rückert und Tieck als Dichter, Cornelius und Kaulbach als Maler, Mendelssohn und Meyerbeer als Musiker, Rauch als Bildhauer, Ranke als Geschichtsschreiber, die herrlichen Brüder Grimm als Gelehrte, Schelling, der, mochte er mit seiner Offenbarungsphilosophie auch auf gerade nicht lichthellen Pfaden wandeln, doch stets einer der größten Denker Deutschlands und Europas bleibt und so noch viele andere Männer, die ein ruhmvolles Zeugniß davon ablegten, nach wie vielen verschiedenen Richtungen hin der deutsche Genius seine Strahlen entsendet.

Und da wir eben von Rauch gesprochen haben, so wollen wir doch hinzufügen, daß der Behauptung Adolf Stahr's durchaus zuzustimmen sein dürfte, nämlich, daß die moderne französische Sculptur kein einziges Monumentalwerk aufzuweisen habe, das sich auch nur entfernt mit dem Friedrichsdenkmale des deutschen Meisters zu messen vermöge. Auch unter den neueren Architecturwerken der Franzosen giebt es wenige, die den die reinste griechische Schönheit wiederspiegelnden Prachtbauten Schinkel's an die Seite gestellt werden können. Dahingegen möchten wir einigen französischen Malern der Neuzeit den Platz vor Cornelius und Kaulbach anweisen. Kaulbach krankt nämlich an demselben Hauptfehler, wie Wagner in seinen musikalischen Schöpfungen, indem er sich darauf steift, eine Fülle von Ideen ausdrücken zu wollen, die sich einzig für die redenden Künste eignen und für deren Abstraktheit den bildenden Künsten der Ausdruck fehlt, während Cornelius bei aller Erhabenheit der

Ideen allzu wenig über den Zauber der Farbe gebietet. Die französischen Maler von unvergleichlicher Mache und mit stets hellem Auge nach dem Publikum hinspähend, inwieweit dasselbe geneigt und befähigt sei, ihnen in ihrem Gedankengange zu folgen und sie in ihrer Ausdrucksweise zu verstehen, die französischen Maler verfallen nicht in einen ähnlichen Fehler. Sie sind zu sehr Weltmänner, um sich auf Gebiete zu verirren, wohin nur wenige geniale Naturen ihnen zu folgen vermöchten und auch diese mit dem Bedauern, daß eine ausgezeichnete Begabung sich nicht innerhalb der Grenzen ihrer Kunst zu halten wußte. Ist dies doch eine Grundbedingung, um nicht eklektisch umherzutaumeln, sondern mit sicherem Schritte zu dem Ziele in der dem Talente adäquaten Arena vorzuschreiten.

Jene Aeußerung der englischen Zeitung, daß Preußen höchstens ein Macedonien sei zu dem, griechische Bildung vertretenden Frankreich, diese Aeußerung haben wir als unwahr erwiesen und im Gegentheile dargethan, daß die preußische Cultur viel breitere und tiefere Volksschichten erfaßt, als die französische, sowie, daß auch in Kunst und Literatur Preußen, oder vielmehr ganz Deutschland, hinter Frankreich nicht zurücksteht.

Um voll und ganz der Wahrheit zu dienen, haben wir die Schattenseiten, die, wie jedes irdische Einzel- oder Gesammt-Wesen entstellen, so auch Preußen verunzieren, oder vielmehr in vorübergehenden finstern Perioden verunzierten, wir haben diese preußischen Schattenseiten keineswegs verschwiegen. Erwähnten wir doch, wie Herder in seinem humanitätstrunkenen Sinne oft erbittert war auf sein engeres Vaterland, weil dieses ihm zu wenig den idealen Richtungen des Menschenthums Rechnung trug. Doch war dieser hochbegabte Mann andrerseits zu einsichtig, um nicht in Augenblicken vollkommener Unbefangenheit auch die großen Lichtseiten zu gewahren, die an Preußens fast immer strahlendem Kleide zu bemerken waren,

selbst zu Zeiten unwürdigster Reaction. Denn der Kern des preußischen Volkes war stets gesund, so daß wohl ein Kränkeln, aber niemals ein vollkommenes Krankwerden des großen Staatsganzen eintreten konnte. Wie Herder auch mit Liebe und Stolz auf Preußen zu blicken vermochte, das bewies er noch kurze Zeit vor seinem Tode, wo er in einem Aufsatze, der reich war an blitzenden Gedanken, dem kräftigsten Staatswesen Deutschlands volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Heißt es doch in Herder's „Adrastea" — wir entnehmen die bezüglichen Worte einem Aufsatze, der betitelt ist: „Preußische Krone" — wie folgt:

„Hat Preußen durch's Jahrhundert hin zum allgemeineren und milderen Licht Europas nicht mehr als jeder andere Staat seiner Größe beigetragen? Wenn nur durch Fleiß und Ordnung, durch Geschicklichkeit und Einsicht, durch Sparsamkeit und Geduld den Menschen gute Zeiten kommen können, wenn gegenseitige Verträglichkeit in Ansehung der Meinungen und Gottesdienste, Schutz der Unterdrückten und Verfolgten solche Zeiten vorbereiten, so hat diese Krone bisher nicht vergebens geglänzt."

Und dann fügt Herder die sehr richtige Bemerkung hinzu:

„Zu diesem, der ganzen Menschheit ersprießlichen Zweck wird Jedermann Preußen eine breitere, tiefere Basis gönnen, damit die zum Wohl Europas nöthige Last seinen Unterthanen nicht zu drückend werde."

Eben diese breitere und tiefere Basis mußte Preußen unbedingt gewinnen, um selbst bestehen und ein herrliches, von ganz Europa angestauntes Deutschland gründen oder vielmehr neu schaffen zu können. Im Jahre 1740 erkannte dies auf's Klarste Friedrich der Große, im Jahre 1866 der im Scharfblicke dem adleräugigen Könige nicht nachstehende Otto von Bismarck. Beide Male traten diese großen Männer mit bescheidenen Ansprüchen an Oesterreich heran und wurden beide Male hochmüthig zurückgewiesen. Wohl Preußen

und Deutschland, daß österreichischer Hochmuth ein berechtigtes Verlangen nicht zugestehen wollte und so Preußen nöthigte, durch den Gang der Begebenheiten fortgerissen, Größeres zu begehren und eine breitere Basis zu gewinnen, als ursprünglich beabsichtigt worden!

Den günstigen Worten Herder's über Preußen wollen wir eine Aeußerung Ancillon's anreihen, die in einer, von ihm am 18. Januar, dem Gründungstage des preußischen Königthums, gehaltenen Rede vorkommt und die insofern durchaus Wahrheit enthält, als sie von der theilweise mit Furcht verbundenen Bewunderung spricht, die das aus so kleinem Anfange zu so ungeahnter Größe gediehene Preußen einflöße. Doch von der Liebe, die Ancillon zugleich, als von Preußen erweckt, hervorhebt, von Liebe war bis dahin sehr wenig zu spüren. Preußen, bis zum Jahre 1866 noch nicht ausgewachsen und sich immer recken müssend, um es mit den besser gerundeten Großmächten aufnehmen zu können, Preußen erweckte bis dahin mehr Beunruhigung, als Liebe. Die Liebe aber wird ihm von allen edleren deutschen Gemüthern seit dem Jahre 1870 niemals versagt werden, da von diesem Zeitpunkte an die Nebel des Hasses und der Verleumdung gesunken sind und Jeder klar zu erkennen vermag — wenn anders er sich nicht freiwillig mit ägyptischer Finsterniß schlägt — was Deutschland dem unermüdeten, stets auf der Wacht gestandenen Preußen zu verdanken hat.

Es war wahrlich nicht leicht, dem deutschen Volke, das sich selber treulos geworden bis zur Vernachlässigung seiner Muttersprache, aufzuhelfen aus seiner politischen Versunkenheit, aus seiner Felonie gegen die angeerbten Pflichten, die ihm aus ungemischter Volksart und ureigener Mundart erwuchsen. Gab es doch eine Zeit, wo der zornige Spott eines hochbegabten und über den unwürdigen Zustand seines Vaterlandes ergrimmten Deutschen nicht allzu weit über das Ziel hinausschoß, als er behauptete, daß man in Deutschland nur mit Gott und seinem Pferde deutsch spreche.

Natürlich war das Volk nicht an dieser Schande schuld, sondern hierfür waren die Vornehmen verantwortlich zu machen, die durch ihr Nachäffen des Französischen zu einer Zeit, wo ihr Beispiel noch so schädlich wirkte — denn sie standen damals mächtig da und reizten zur Nachahmung — die durch ihre Gallomanie auch die untern Schichten, wenngleich nicht zum Sprechen einer fremden Sprache, doch zur Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische verführten.

In der Gleichgültigkeit, ja, Abneigung gegen deutsche Sprache und Poesie ging leider Friedrich der Große Allen voran. Wie unrichtig er seine Muttersprache schrieb, davon haben wir sehr drollige Beispiele und wie er über dem Zierlichen und Anmuthigen der französischen Literatur ganz den Geschmack und das Verständniß für das Gewaltige, die gewöhnlichen Verhältnisse Ueberragende verloren hatte, das beweist sein Urtheil über die Nibelungen, die im achtzehnten Jahrhunderte anfingen, einer langen und unverdienten Vergessenheit entrissen zu werden. Er schrieb dem Uebersender dieses großartigen Epos, die Nibelungen seien keinen Schuß Pulver werth und wenn man sie in seine Bibliothek hineinstelle, so werde er sie wieder herausschmeißen. Nun, die Könige, so groß sie auch sein mögen, sind doch in keinem Dinge unfehlbar. Es ist deshalb ein einfaches Gebot der Klugheit von Seiten der Völker, ihnen niemals eine derartige Macht einzuräumen, daß sie Kraft genug haben, ihre Irrthümer, in die sie, wie die meisten Adamskinder, oft sehr verliebt sind, der Allgemeinheit aufzudringen. Uebrigens hat sich das deutsche Volk, einen so unwürdigen politischen Druck es sich auch allzu lange gefallen ließ, in literarischem Geschmacke und Urtheile stets sehr selbständig bewiesen und auf diesem Felde jeder autokratischen Vorschrift widerstrebt. Frau von Staël bemerkt sehr richtig von dem sonderbaren Vorschlage Friedrich's des Großen, jedem deutschen Zeitworte ein „i" anzuhängen, um es so wohltönender zu machen, daß

dergleichen Zumuthungen am allerletzten in Deutschland Aussicht auf Erfolg hätten.

In der Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur übertraf der Prinz Heinrich von Preußen, der sonst als Feldherr alle Achtung verdient, seinen königlichen Bruder noch bei weitem. So erzählt Lord Holland vom Prinzen Heinrich, derselbe habe seine Muttersprache so schlecht gesprochen, daß, wenn er nach Potsdam gefahren sei und den Kutschern einen Befehl gegeben habe, diese wegen der kauderwelschen Art, mit der er sich ausgedrückt, ihm gerade in's Gesicht gelacht hätten. Wenn demnach der Prinz Heinrich von Preußen und sein größerer Bruder in ihren Beziehungen zur deutschen Sprache und Literatur einen 'halb lächerlichen, halb betrübenden Anblick darbieten, so muß man sich an dem biderben Vater dieser sonst hervorragenden und ausgezeichneten Fürstensöhne zu erholen suchen. Friedrich Wilhelm I. war ein durch und durch deutscher Mann und verdient die günstige Beurtheilung des sonst etwas herben Schlosser, insoweit es die treue Vertretung deutschen Volksthums betrifft, in uneingeschränktem Maße. Schlosser sagt von dem urdeutschen Vater zweier der französischen Bildung so blind ergebenen Söhne: „Friedrich Wilhelm zeigte dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speisete und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. — — — — Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede."

Soll der jeglicher Kunst und Wissenschaft abgewandte Sinn Friedrich Wilhelm's I. von uns keineswegs gelobt werden, so ist es doch höchst rühmlich, daß dieser sogenannte Soldatenkönig sich trotz der Eindrucksfähigkeit in früher Jugend gänzlich frei erhalten

hatte von den Gebräuchen, die am Hofe seines Vaters herrschten und die in wahrhaft lächerlicher Weise die Etikette und sonstige Gewohnheiten Ludwig's XIV. nachahmten. So hielt sich der König Friedrich I. von Preußen eine Maitresse, nicht weil er die geringste Neigung für die Person fühlte, sondern weil auch Ludwig XIV. in diesem Artikel geglänzt hatte. Friedrich I. ließ sich nach der Tafel eine Zeitlang mit seiner Maitresse im Gespräche von seinen Höflingen erblicken, damit diese doch sagen möchten, daß auch ihr König außer seiner ehelichen Gemahlin noch eine Dulcinea sein nenne. Es bleibt, wenn man berücksichtigt, wie viel Tand und Nichtigkeit Friedrich Wilhelm I. von Jugend auf mitansehen mußte, immer erstaunlich, daß von allen diesen Lächerlichkeiten nichts auf ihn überging.

Wäre in der gesunden Richtung Friedrich Wilhelm's I. fortgeschritten worden und zwar so, daß man sie von ihren Einseitigkeiten und Geschmacklosigkeiten befreiet hätte; wäre von Friedrich dem Großen zu der Treue seines Vaters im ehelichen Leben, zu dessen Sparsamkeit, Einfachheit und Religiosität die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, sowie feinere gesellschaftliche Sitte gesellt worden: alsdann hätte das eigentliche Preußenthum, außer dem militairischen und büreaukratischen Gepräge, zugleich höhern Reiz und anmuthende Art bekommen; es wären die einzelnen Schattirungen gegenseitig mildernd und stärkend in einander übergeflossen und es hätte der Prüfungszeit von 1806—1812 kaum bedurft, um das aus dem Meere des Unglücks emportauchende Staatswesen in so anziehendem und versöhnendem Lichte erscheinen zu lassen.

Die Ausprägung des deutschen Charakters, wie er sich heutzutage zeigt, ist demnach durchaus kein Verdienst der Fürsten, sondern des Volkes selber, dessen guter Genius, wenn er auch vorübergehend angesteckt ward, aus der welschen Nachahmungswuth und

sonstigen Lächerlichkeiten der vornehmen Stände sich doch stets wieder zu retten wußte.

Da wir uns am Schlusse unserer Betrachtungen die Freude gönnen wollen, das theure und große Deutschland der Jetztzeit zu betrachten, wie es von allen edlen und einsichtigen Mitgliedern fremder Völker geachtet und bewundert wird, so dürfte es heilsam sein, um uns vor jeder eitlen Selbstüberschätzung zu bewahren, so dürfte es gutthun, auf unwürdige, trostlose Perioden zurückzublicken, wo unser Vaterland durch den undeutschen Sinn seiner Vornehmen und durch das knechtische Verhalten seiner mittleren und unteren Classen einen so erbarmenswürdigen Anblick darbot, daß er alle hochfliegenden deutschen Geister mit Scham erfüllte. Ja, wir müssen, mag auch zornige Gluth die Wangen färben, ohne irgend welche Bemäntelung uns eingestehen, in welchem Zustande von Zerrissenheit, unwürdiger geistigen und politischen Knebelung, tiefster Geringschätzung von Seiten einheimischer Machthaber und fremder Völker wir so erstaunlich lange verharrten, wie wir uns, ein geblendeter und der Locken beraubter Simson, von den Philistern Alles gefallen ließen, während wir nur die nervigten Arme hätten zu rühren brauchen, um den ganzen Sündenbau des Despotismus in Asche und Staub zu verwandeln.

Wie unser Vaterland im Jahre 1829 als gar nicht bestehend angesehen ward, hebt Börne mit schmerzlichem Unwillen hervor, indem er berichtet, wie der Messager des Chambres, das französische Regierungsblatt, in seiner Uebersicht der europäischen Politik Deutschlands nicht mit einem Worte erwähnt habe.

Daß die Deutschen damals in tiefen politischen Schlaf verfallen waren, daß Heine, als er auf dem Sanct Gotthard stand, sie in der Hut von sechsunddreißig Monarchen ganz gewaltig schnarchen hörte, wer möchte dies bestreiten, aber wer auch nicht gleichzeitig das deutsche Volk wegen solcher politischen Stumpfheit verdammen

und traurig mit dem Kopfe schütteln, daß solche, fast unzerstörbare Neigung zum Gegängeltwerden vorhanden war?

Wenn man diesen unwürdigen Hang, sich bevormunden zu lassen, erwägt, so wird es begreiflich, daß Napoleon I. die Deutschen „Schlafmützen“ nannte und behauptete, sie seien „zufrieden, wenn sie ihre Kohlernte im Keller hätten.“ Wie der Dichter aus dem glühenden Herzen heraus die Schande und den Ruhm seines Volkes am besten zu schildern weiß, weil er Beides, Schmach wie Größe, am tiefsten und höchsten empfindet, so gelten auch von dem Zustande unserer Nation bis zur Neuzeit herab die Strophen Rückert's aus einem seiner geharnischten Sonette:

„Ihr Deutschen von dem Fluthenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich in's Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes, allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.“

Wenn Deutschland im Jahre 1829 von einem französischen Regierungsblatte behandelt ward, als ob es überhaupt gar nicht vorhanden sei, so brachte eine englische Zeitung und zwar der Standard, das Organ der Tories, seine verachtungsvolle Abneigung gegen unser Vaterland in folgenden dumm-hochmüthigen Worten zum Ausdruck:

„Dieses Deutschland, dessen verschiedene Staaten nichts miteinander gemein haben, als eine barbarische Sprache und eine phantastische und oberflächliche Literatur, die kaum hundert Jahr alt ist, — dieses zusammengeflickte Staatengemisch sollte den Schiedsrichter über Europa spielen, über all' ihren stolzen und glorreichen Ueberlieferungen in Künsten und Wissenschaften, wie über die andern Länder dieses Welttheils!“

Als der Standard dieses Gekläff eines Bulldoggen gegen Deutschland losließ — es war im Jahre 1854 — da lag unser Vaterland allerdings schwerathmend unter dem Doppeldrucke der österreichischen und preußischen Reaction, der sich die Quälereien des Herrn von Beust in Sachsen, die Hassenpflug-Vilmar'sche ägyptische Finsterniß in Kurhessen, die lächerlichen Beamten- und Kleider-Ordnungen in Darmstadt, ein mittelalterlicher Landtag in Mecklenburg, kurzum so viel Widerwärtiges und Lächerliches hinzugesellte, daß bei unvoreingenommenem Sinne man nicht umhin kann einzuräumen, die englische Zeitung habe zu ihren verachtungsvollen Ausdrücken einigermaßen Veranlassung gehabt.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der niederdrückenden, aber durch Selbsterkenntniß auch wieder befreienden Aufgabe, nämlich bei der Betrachtung Deutschlands in seiner politischen Ohnmacht und seinem gänzlichen Mangel an Manneswürde und staatsbürgerlichem Selbstbewußtsein!

Daß Deutschland mehrfach den Eindruck hervorbrachte, als ob dort der Gedanke an das Ganze und Große bei einem kleindenkenden Geschlechte gar nicht aufkommen könne, tritt bei Johannes von Müller in häufigen Aeußerungen zu Tage. So sagt er einmal: „Heraufstimmende Empfindungen für Nationalität und Land scheinen bei uns nicht weiter heimisch zu sein." Was Johannes von Müller mit der kühlen Objectivität des Geschichtsschreibers als sich ihm aufdrängende Thatsache berichtet, dieselbe Wahrnehmung reizt Heine zum bittersten Spotte. So erzählt er vom deutschen Michel, den er gar zu gern einmal aufwecken gewollt, damit derselbe nicht länger mehr von seinen Machthabern sich mit Füßen treten lasse. Aber Michel habe unverdrossen weiter geschnarcht, und alles Rütteln und Schütteln sei vergeblich gewesen. Da habe Heine endlich zu einem heroischen Mittel greifen und ihm die Nachtmütze in Brand stecken wollen. Er sei auch richtig mit einem Fidibus und später mit einer

Fackel zum Werke geschritten, aber merkwürdiger Weise habe die Nachtmütze durchaus nicht brennen wollen. Und wie er dieses anscheinende Wunder untersucht, da habe sich herausgestellt, daß die Nachtmütze des deutschen Michels wegen des vielen Gedankenschweißes, mit dem sie durch und durch getränkt war, nicht in Brand zu setzen gewesen sei. Eben dieses zu viele Denken und Grübeln hat ein anderer deutscher Dichter in dem Satze gekennzeichnet: „Deutschland ist Hamlet.“ Gott sei Dank, daß Deutschland nunmehr endlich verlernt hat, lange und langweilige Monologe zu halten und daß es dafür gelernt hat, Dialoge zu sprechen mit dem Weltgeiste und der Weltgeschichte, wobei die Völker des Erdkreises die bewundernden Zuhörer spielen.

Doch, wenn wir auch für Augenblicke, um in dem Sumpfe einer schlammigen Vergangenheit nicht das Athmungsvermögen zu verlieren, wenn wir auch für einen Moment uns auf die freie Höhe der Gegenwart retten, so müssen wir doch wieder zurück in jene ungesunde Periode, um bei dem Anblicke so unsäglicher Befangenheit und Kleinlichkeit den Schwur zu thun: Deutschland darf sich eine solche Zeit der Schande nicht wieder gefallen lassen! Ward doch das Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen mit der abscheulichen Demagogenriecherei ausgefüllt! Wagte sich doch noch nach der Julirevolution das übermüthige Wort eines preußischen Ministers heraus; wir meinen das vom beschränkten Unterthanenverstande. Zeigte sich doch während der vierziger Jahre die polizeiliche Willkür in der Ausweisung Hecker's und von Itzstein's auf ihrem Gipfel! Sie ward zwar im Jahre 1848 mit gewaltigem Schlage zu Boden gestürzt, aber um schon nach wenigen Monaten so zu erstarken, daß sie in dem v. Hinckeldey'schen Regimente einen Nachsommer feierte, der das Grün der aufgesprossenen Freiheit überall mit dem Spinngewebe der Reaction überzog. So sah es denn in den funfziger Jahren so traurig bei uns aus, daß ein

witziger Schriftsteller den Zustand sehr passend folgendermaßen charakterisiren konnte: „Man hört in Deutschland eine Stecknadel fallen; ein Chinese verläßt Deutschland, um in sein freieres Vaterland zurückzukehren.“ — Wenn wir nun in den funfziger Jahren überall bemerkten, wie das deutsche Volk, das mit den tüchtigsten Eigenschaften zum Selfgovernment ausgerüstet ist, von den Regierungen in seiner freien Bewegung auf jede Weise gehemmt ward, wie diese, um gegen eine etwaige Revolution stets einen autokratischen Helfer zur Hand zu haben, sich erst vor Sanct Nicolaus gen Osten und dann vor Sanct Napoleon gen Westen mit den Weihrauchfässern bis zur Erde verneigten: da reißt uns wahrlich die Geduld, daß einem solchen Gebahren gegenüber die Nation sich so schlaff und langmüthig zeigte; da fragen wir uns, warum läßt das deutsche Volk sich immer wieder in den Winkel drängen und steht nicht, wie der Chor in der alten Tragödie, mächtig und unbeirrt auf der Hauptscene, wenn auch gerade nicht im Vordergrunde, um in würdiger, gehobener, warnender oder ermunternder, preisender oder verdammender Rede die Thaten der Solospieler zu begleiten? — da fallen uns die zürnenden Worte eines Dichters ein, der auch wahrlich nicht liebte, die Sturmglocken zu ziehen, aber der, gleichfalls empört über die zu zähe Geduld des deutschen Volkes, demselben zurief:

„Des Steins Geduld bricht endlich doch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk, mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?“

Daß Deutschland sich dies Alles ruhig gefallen ließ, obgleich seine großen Männer, vorzüglich seine Dichter, sich bemühten, es emporzureißen aus seiner unerhörten Geduld und Schlaffheit, das kam aus der andächtigen Verehrung der Macht, aus dem Trachten nach Titeln und Orden, aus dem kleinlichen Ausschmücken der eigenen Persönlichkeit, statt sich selbst zu vergessen und in dem

Volksganzen aufzugehen, aus dem verblendeten Bestreben, lieber eine armselige Monade zu bilden, als pantheistisch zu verschwimmen in die Herrlichkeit einer großartigen Nationalität. Diese lächerliche Ehrfurcht vor Titel und Würden, die bei den Deutschen erst jetzt zu weichen beginnt, während sie früher, von den Regierungen und Beamten klüglich genährt, das ganze Volk gefesselt hielt, diese Ehrfurcht vor Titel und Würden tritt nirgends deutlicher hervor, als bei einem Vorgange, der uns aus dem Leben Jung-Stilling's berichtet wird. Vergegenwärtigen wir uns denselben, da er lehrreich ist!

Kurze Zeit nach dem Tode seiner Gattin ward Jung-Stilling Prorector der Universität Marburg. Er bekam in jenen Tagen den Besuch einiger, entfernt von ihm wohnenden Freunde, die, theils um ihn wiederzusehen, theils um ihn in seinem Schmerze zu trösten, den Weg über Marburg genommen hatten. Jung-Stilling führte nun seine Freunde auch nach dem Kirchhofe, wo seine heißbeweinte Gattin bestattet lag. Da er jedoch fürchtete, daß er durch einen zu lauten Ausbruch seines Schmerzes den ihn begleitenden Freunden lästig werden könne, so beauftragte er den Todtengräber, den fremden Herren den Weg zu zeigen zu dem Grabhügel der Entschlafenen. Als nun der alte Todtengräber mit den ihm folgenden Herren an Ort und Stelle angelangt war, da sprach er, sein Käppchen ziehend, mit feierlicher Stimme: „Hier ruht die selige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorectorin Jung."

Daß diese übertriebene Ehrfurcht vor Titeln bei dem deutschen Volke nicht blos in den ununterrichteten Classen zu Hause war, sondern auch sehr gelehrte Kreise ergriffen hatte, davon konnte sich Frau von Staël überzeugen, als sie in Leipzig der Vorlesung eines Professors beiwohnte. Dieser hielt seinen Zuhörern einen Vortrag über die Verdienste des großen Leibnitz, was in Leipzig besonders am Platze war, da der unsterbliche Gelehrte ja hier das Licht der

Welt erblickte. Wie erstaunte Frau von Staël über die Geschmacklosigkeit des vortragenden Professors, der niemals den Namen eines Mannes von Weltruf allein nannte, sondern ihm stets den Titel „Baron" voranstellte. Mit richtigem Takte bemerkt Frau von Staël:

„Ce titre de baron n'allait guère avec le nom d'un grand homme mort depuis près d'un siècle."

Bei einem so gänzlichen Mangel an richtiger Schätzung dessen, was die Würde und den Adel des einzelnen Menschen und der Menschheit im Allgemeinen bedingt, bei diesem Streben nach nichtigem Kleinkram und gänzlichem Außerachtlassen des Großen und Bedeutenden kann es nicht verwundern, wenn die Meisten im deutschen Volke vollkommen vergessen, daß sie, um uns der Worte zu bedienen, die Klopstock einst voller Unwillen einem sich lieber französisch, als deutsch ausdrückenden Landsmann zurief, daß sie die „Ehre hatten, Deutsche zu sein."

Wir müssen uns alle Unwürdigkeiten und Erbärmlichkeiten eines niedergehenden Zeitalters vergegenwärtigen, um das Schreiben des „National-Convents des rheinisch-deutschen Volks an den National-Convent der Frankenrepublik" begreifen zu können. Ja, es ist sogar unsere Pflicht, vor den widerwärtigsten Erscheinungen einer vaterlandslosen Zeit nicht eilend vorüberzugehen, weil wir sonst leicht ungerecht werden könnten gegen Georg Forster, der immer eine Zierde der deutschen Nation bleiben wird, trotz seiner politischen Verirrungen. Denn wir finden den Namen Georg Forster's, den Alexander von Humboldt in dankbarer Rückerinnerung „seinen berühmten Lehrer und Freund" nannte, unter jener Adresse, in der die Rheinprovinzen den Wunsch aussprachen, in die große französische Republik aufgenommen zu werden. Wie würde ein Patriot der Jetztzeit bei folgenden zwei, unten nachzulesenden Stellen*) jener Adresse,

*) „Sie (die Vertreter der rheinischen Lande) thun in diesem Augenblicke

die offenbaren Landesverrath enthalten, vor Zorn und Unwillen erbeben, wenn er sich nicht gegenwärtig hielte, was unter den geistlichen Kurfürsten am Rhein für lächerliche und nach unsern jetzigen Begriffen für unerhörte Dinge sich zutrugen, so daß man ein solch' verzerrtes und entstelltes Vaterland unmöglich lieb haben konnte! Das Heer des Kurfürsten von Mainz zählte nur 3000 Mann, aber nicht weniger als zwölf Generäle. Bei großen Festlichkeiten, mit denen der Kurfürst wahrlich nicht kargte, und bei denen ein Theil der Truppen zur Erhöhung des Eindrucks in den Prachtsälen aufgestellt war, bei großen Festlichkeiten mußte der Hauptmann von bürgerlicher Geburt in Reih' und Glied stehen bleiben, während der adelige Lieutenant die Berechtigung hatte, hervorzutreten und an der kurfürstlichen Tafel sich zu reichlichem Schmause niederzulassen. Der Oberhofmeister von Erthal, ein naher Verwandter des Kurfürsten, war so von Stolz aufgeblasen, daß er Bürgerlichen gegenüber keine Bewegung der Höflichkeit zu Stande bringen konnte. So oft er von Nichtadeligen gegrüßt ward, veränderte sich nichts in seinem Gesichte, außer daß er die Augenbrauen auf und nieder zog. Als nun bei dem Anrücken der Neufranken, obgleich der größere Theil des Custine'schen Heeres aus Nationalgarden bestand, die militärisch wenig geübt waren und sich kriegerisch zu bewähren noch keine Gelegenheit gehabt hatten, als nun die kurfürstliche Armee bei ihrer lächerlichen Zusammensetzung trotz eines so wenig gefährlichen Feindes an keinen Widerstand denken konnte, da flüchteten sämmtliche Adelige mit Sack und Pack, den Bürgerlichen wurde aber regierungsseitig geboten, zu bleiben und die Dinge abzuwarten. Wo in aller Welt sollte nun für eine so schwache Regierung, die ihre Pflichten auf's Schlechteste erfüllte und par-

---

weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie auch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepubik verlangen." Ferner: „Die Natur selbst hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs sein sollte."

teiisch für einen privilegirten Stand eintrat, wie sollte da Liebe und Verehrung in den Herzen der Unterthanen wurzeln können? Wenn man, wie gesagt, einen Blick wirft auf die politische und moralische Beschaffenheit der geistlichen Kurfürstenthümer, als Georg Forster und eine große Anzahl andrer, bei ehrenwerthem Freiheitsgefühle überspannter rheinländischer Patrioten einen Anschluß an die Republik der Neufranken beantragten, sieht man sich um jene Zeit etwas in Süddeutschland um, so wird man diesen Schritt, muß man ihn immerhin beklagen, doch sehr erklärlich finden. Je herrlicher das Bild eines großen Vaterlandes vor den Blicken jener Männer stand, von denen doch Mancher mit hervorragenden geistigen Gaben ausgerüstet war, desto unwilliger mußten sie sich abwenden von den heimischen Zuständen, wo riesiger Hochmuth mit zwerghaftem Unvermögen in lächerlicher Ehe lebte.

Ja, nicht blos vollständige Unfähigkeit neben widerwärtigstem Dünkel, nein, Verrath an Vaterland und Fürstenehre kennzeichnete jene elenden Potentaten. Wie sollte demnach gegenüber solcher Schändlichkeit, verbunden mit Lächerlichkeit und kleinlichsten Verhältnissen, dem großen Sinne Georg Forster's eine, an die römische Republik erinnernde, neue freiheitliche Schöpfung nicht für kurze Zeit begeistern und um seine volle Urtheilskraft bringen können!

Daß dem Deutschen im achtzehnten Jahrhundert, sowie in dem ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, ein eigentliches Nationalgefühl durch die zerstückelten Zustände seines Vaterlandes unmöglich gemacht war, setzt die Baronin von Staël mit einer für eine Frau erstaunlichen Klarheit in jenem berühmten Buche auseinander, in dem sie sich so gerecht über Deutschland aussprach, und dessen sämmtliche Exemplare deshalb auf Befehl des französischen Polizeiministers eingestampft wurden. Wenn sie Klopstock einerseits lobt, weil er bemüht gewesen sei, das vaterländische Gefühl der Deutschen dadurch zu wecken, daß er sie an die Großthaten

der alten Germanen erinnert habe, so verhehlte sie sich doch andrerseits nicht, daß eigentlich jede geistige und gemüthliche Beziehung fehle zwischen den Enkeln und ihren Vorfahren. Sie kann nicht die geringste Aehnlichkeit finden zwischen den ruhmreichen Germanen, welche die bis dahin fast unbesiegten römischen Legionen in der Teutoburger Schlacht vernichteten, und jenem in die elendesten Bruchtheile versprengten Volke, das sich von den verächtlichsten Vierfürsten Menschenhandel und andere Schändlichkeiten gefallen ließ. Frau von Staël sagt demnach mit Recht dort, wo sie von der Wirkungslosigkeit der Klopstock'schen patriotischen Dichtungen spricht:

„On sent, dans ces poésies, un enthousiasme vague, un désir qui ne peut atteindre son but; et la moindre chanson nationale d'un peuple libre cause une émotion plus vraie. Il ne reste guère de traces de l'histoire ancienne des Germains; l'histoire moderne est trop divisée et trop confuse, pour qu'elle puisse produire des sentimens populaires: c'est dans leur coeur seul que les Allemands peuvent trouver la source des chants vraiment patriotiques."

Diesen, für die Zeit, wo sie schrieb, sehr richtigen Gedanken bringt Frau von Staël noch an einer andern Stelle zum Ausdruck, nämlich dort, wo sie Schiller's Wallenstein bespricht und sich in Betreff desselben folgendermaßen äußert:

„La nation allemande est tellement divisée, qu'on ne sait jamais si les exploits d'une moitié de cette nation sont un malheur ou une gloire pour l'autre; néanmoins le Walstein de Schiller a fait éprouver à tous un égal enthousiasme."

Die volle und ganze Begeisterung war den armen Deutschen in früheren Jahrhunderten eben rein unmöglich gemacht. Hatten doch die meisten süddeutschen Potentaten seit dem westphälischen Frieden im Solde Frankreichs gestanden. War doch dem von Napoleon I. im Jahre 1806 geschlossenen Rheinbund eine von Lud-

wig XIV. im Jahre 1658 gestiftete rheinische Allianz voraufgegangen, die, weil heimlich betrieben und von Fürsten eingegangen, welche dadurch ihre dem deutschen Reiche geschuldeten Pflichten freventlich verletzten, dadurch noch hassenswerther erscheint, als ihre frechere, aber das Sonnenlicht nicht scheuende, spätere Schwester. Unter den von Ludwig XIV. in Sold genommenen deutschen Potentaten glänzen vor allem die drei geistlichen Kurfürsten, für deren Fortbestehen Oesterreich, wie für alles, was Deutschland schädigen konnte, eine so zärtliche Besorgniß zeigte. Dann sind als Vaterlandsverräther noch zu brandmarken: der Bischof von Münster, der Pfalzgraf von Neuburg, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Cassel und andere ehrlose Schurken. Ist den meisten dieser fürstlichen Herren ihr Judaslohn dem äußern Anscheine nach ganz gut bekommen, und fühlten sie, gleich jenem verrätherischen Juden, nicht so peinliche Gewissensbisse, daß sie sich aufhingen, wobei die Welt unbedingt viel gewonnen hätte, so entzog sich doch die Geschichte nicht dem ihr gebührenden Richter- und Rächeramte. So stehen diese fürstlichen Söldlinge an jenem historischen Schandpfahle, wo sie sich neben Ephialtes und Consorten in guter Gesellschaft befinden.

Wenn Georg Forster -- wir heben diesen Umstand noch einmal nachdrücklich hervor — wenn Georg Forster all' das Schmachvolle in Betracht zog, dessen die rheinischen Potentaten sich seit Jahrhunderten schuldig gemacht hatten, so kann man es seinem, nach Freiheit und Gerechtigkeit lechzenden Gemüthe verzeihen, wenn er die Heilung aller Schäden davon erwartete, daß die Republik der Neufranken so vielen fürstlichen Unrath hinwegfegte.

Doch jetzt, da wir von dem Anblicke so vieler Unwürdigkeiten und Schändlichkeiten ganz unwohl geworden, müssen wir uns retten in eine wohlthuende Atmosphäre. Und, Gott sei Dank, wir brauchen nicht weit zu suchen, sondern, eine schmachvolle Vergangenheit

zurückstoßend in ein ungeschmücktes Grab, erlaben wir uns an dem frischen Gottesodem, der jetzt durch Deutschland weht, und erfreuen wir uns an dem herrlichen Anblicke, den das theure Vaterland darbietet!

Wissenschaftlich und literarisch groß stand Deutschland allerdings schon früher da. Daß Deutschland das Land der Wissenschaft und Bildung par excellence sei, erkannte ein so geistreicher und belesener Mann, wie Victor Hugo, sehr deutlich, und er sprach seine Achtung und Verehrung vor den edlen Leistungen unsers Volkes so lange bereitwillig aus, bis die verdienten Niederlagen der Franzosen ihn in jenen halben Wahnsinn versetzten, zu dem er in seiner überschwänglichen, oft sibyllinischen Ausdrucksweise schon früher häufig hinneigte. So sagte Victor Hugo in seinem „Shakespeare" — ein Buch, in dem er, gleich Guizot, die engherzige Auffassung Voltaire's und der meisten, auf den Corneille'schen Ton gestimmten Franzosen berichtete — so sagte Victor Hugo in seiner volltönenden, von Bildern und Hyperbeln strotzenden, aber immer geistreichen, wenn auch oft überschwänglichen Weise, die freilich Allen, die einzig die nackte, obgleich herrlich klare, stets scharfe und treffende Darstellung Lessing's gelten lassen wollen, allzu pathetisch und aufgebauscht vorkommt, so sagte Victor Hugo in dithyrambischer Weise über unser Vaterland folgendes:

„Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum darin und ist darin enthalten und vorhanden. Karl den Großen theilt es mit Frankreich, Shakespeare mit England. Es hat einen Olymp, die Walhalla. Es wollte eine eigene Schrift haben, Ulfilas schuf sie und die gothische (deutsche) Schrift steht nun ebenbürtig neben der arabischen. Deutschland erfand, wie China, den Buchdruck. Nach dem Tempel von Tanfana, den Germanicus zerstörte, erbaute es den Kölner Dom. Deutschland ist die Großmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden.

— Gleichzeitig rinnen und strömen die Sprachen von ihm, im Norden die dänische und schwedische, im Westen die holländische und vlämische. Die deutsche Sprache schreitet über den Canal und wird die englische. Nach den Geistesthaten hat der deutsche Genius andere Grenzen, als das deutsche Land. Manches Volk, das der deutschen Kraft widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Die deutsche Natur, die verschieden von der europäischen ist, mit ihr aber übereinstimmt, verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermeßliche Heerwolke, durch welche Sterne glänzen."

Nicht mit so überschwänglicher Bewunderung und nicht so emphatisch, aber in der verhaltenen Weise seines Landes desto inniger anerkennend und weil aus tiefster Ueberzeugung geflossen, nimmermehr geneigt, im Augenblicke des Zorns vom gespendeten Lobe etwas zurückzunehmen, ebenso günstig urtheilt Emerson über Deutschland. Der geistvolle Nordamerikaner, ein würdiger Sohn Boston's, dieser gebildetsten Stadt der großen transatlantischen Republik, Emerson, der, gleich dem Engländer Carlyle, sich tief in den Genius des deutschen Volkes versenkte, erklärte, wie wir schon als Motto auf dem Titelblatte anführten, daß er die Deutschen für das „tiefste und gebildetste Volk der Welt" halte. Wer unterrichtet genug ist, um die so schwierige Vergleichung der verschiedenen Nationen in Bezug auf die von ihnen gethane Culturarbeit anstellen zu können, wird diesem Ausspruche beipflichten. Fragen wir nämlich zuerst, da der Ruf deutscher Tapferkeit und Waffentüchtigkeit jetzt sämmtliche Welttheile erfüllt, fragen wir zuerst, wie es denn um Dentschlands geistigen Waffenschmuck stehe, so dürfen wir antworten, daß es seinen alten wissenschaftlichen Ruf nicht allein nicht eingebüßt, sondern denselben noch erweitert und vergrößert hat. Denn, nicht allein, daß die Forschungen deutscher Gelehrten den gebildeten Völkern des Erdballs zu Gute kommen, sondern auch die

deutschen Gelehrten selbst versammeln auf den Universitäten der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Englands und Rußlands zahlreiche Zuhörer um sich, die sie nähren mit dem edlen Marke echter Wissenschaftlichkeit. Wenn Johannes Sleidanus, der als Gesandter der Stadt Straßburg den Reichstag zu Speier besuchte, damals in einer feierlichen Anrede, die er später dem Drucke übergab, die Behauptung aufstellte: „Deutschland ist dermaßen mit gelehrten Leuten geziert, daß es alle anderen Nationen übertrifft," so würde dieser Satz, sollte er heute von einem Deutschen, dem die große Zeit die zu bescheidene Zunge gelöst hätte, vorgebracht werden, sich durch zahlreiche Beispiele leicht erhärten lassen.

In Bezug auf gelehrte Deutsche, die in fremden Ländern aushelfen, brauchen wir nur an Max Müller in England, an Moleschott in Italien, an Oppert in Frankreich zu erinnern, während man in der Schweiz einigermaßen in Verlegenheit geräth, wer unter den vielen tüchtigen deutschen Männern, die dort an Universitäten und polytechnischen Schulen auf's Nützlichste wirken, besonders hervorzuheben wäre.

Wenn nun Deutschland von seinen reichen wissenschaftlichen Kräften so häufig andern europäischen Völkern das nicht daheim zu Verwendende freundlich abtrat, so geschah es aus seiner überquellenden geistigen Kraft heraus. Frau von Staël, die wir wiederholt wegen ihres richtigen Blickes in Bezug auf deutsches Wesen zu nennen haben, behauptete schon im zweiten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts, daß in keinem Lande der Welt der Unterricht sich so weit und so breit erstrecke, als in Sachsen und überhaupt im Norden Deutschlands. Den Ruhm, ein vortrefflich unterrichtetes Land zu sein, bewahrt das Königreich Sachsen noch heute; nur überragt es jetzt nicht mehr in so sichtbarer Weise den Bildungsstandpunkt anderer deutschen Provinzen, weil seit den Jahren, wo Frau von Staël ihr berühmtes Buch veröffentlichte,

in allen Theilen des weiten Vaterlandes für das Schulwesen mit großem Eifer gesorgt wurde. Indeß bleibt es, trotz der sechszig Jahre, die seit dem Erscheinen des Buches der Frau von Staël verflossen sind, noch völlig wahr, was sie in Bezug auf den verschiedenen Bildungsstandpunkt Deutschlands und Frankreichs bemerkte, welche Unvoreingenommenheit, oder vielmehr welche geregelte Beurtheilung des fremden Volkes der geborenen Französin gewiß hoch anzurechnen ist. Frau von Staël sagte, daß man in Frankreich gar keinen Begriff davon habe, wie weit die Kenntnisse in Deutschland verbreitet seien. Sie habe sich mit Gastwirthen und Grenzbeamten unterhalten, die in der französischen Literatur bewandert gewesen. Selbst in der kleinsten deutschen Stadt finde man eine Bibliothek und überall stoße man auf unterrichtete, sich über das Durchschnittsmaaß weit erhebende Männer. Wenn man in dieser Beziehung Deutschland mit einigen, ganz in Unwissenheit versenkten Provinzen Frankreichs vergleiche, so müsse man glauben, daß mehrere Jahrhunderte beide Länder von einander schieden. Gegenüber dieser Behauptung der Frau von Staël, die ihrer schnellen und glänzenden Auffassung alle Ehre macht, denn damals konnte sie über statistische Nachrichten nicht so glücklich gebieten, wie die Culturhistoriker der Jetztzeit — übrigens lassen die heutigen statistischen Nachweise die damalige Behauptung der Frau von Staël noch zur Stunde im vollsten Lichte der Wahrheit erscheinen — gegenüber der Aeußerung der Frau von Staël, daß die deutsche Durchschnittsbildung die französische unendlich überrage, nimmt es sich einigermaßen seltsam aus, wenn Eduard Devrient mit einer ganz entgegengesetzten Ansicht auftritt und den Satz aufstellt, Frankreich lebe tausend Jahre länger in der Civilisation, als Deutschland. Eduard Devrient nämlich, der sich vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren mehrere Monate in Paris aufhielt und der von den reichen Kunst- und Wissensschätzen, die ihm in der französischen Hauptstadt

voll seltener Fülle entgegentraten, ganz geblendet war, so daß er die Mittel zur Bildung mit dem Gebildetsein verwechselte und überdies wahrscheinlich nicht mit einem hinlänglich geschärften Auge ausgerüstet war, um den Culturstandpunkt der verschiedenen Völker in den verschiedenen Jahrhunderten mit einander vergleichen zu können, ruft, die französische Ueberlegenheit von vornherein annehmend, mit dem blöden Staunen des Thebaners aus: „Alles hat hier ausgeprägten Charakter, Physiognomie; man fühlt, das französische Volk lebt tausend Jahre länger in der Civilisation, als das unsere.“

Wir wollen hier die Bemerkung einfließen lassen, die wir später, wo wir Frankreich in gesonderter Darstellung betrachten werden, noch zu ergänzen Gelegenheit haben, wir fühlen uns hier zu der Bemerkung gedrungen, daß man sich über die, an Wahnsinn grenzende Eitelkeit der Franzosen nicht wundern darf, wenn man liest, wie ihnen überall Weihrauch auf einheimischen und fremdländischen Altären entgegendampfte.

Wenden wir uns jetzt zu den Deutschen zurück, die vor der Gefahr der Selbstüberhebung durch sehr drastische Mittel bewahrt blieben! Ihre Regierungen hielten sie wie Unmündige und selbst ihre besseren und gescheidteren Söhne bewunderten blind das Ausland, vor dem einheimischen Verdienste blöde das Auge verschließend. Nur die deutschen Dichter, die sich stets mit Liebesgluth an das Herz ihres großen und guten Volkes warfen, waren gerecht gegen die herrliche Nation, in deren Schooße sie zur Welt gelangten. Von Walther von der Vogelweide an — er stellte den deutschen Frauen das Zeugniß aus, daß sie besser seien, wie alle übrigen, die er in fremden Ländern gesehen — bis zum Grafen von Strachwitz, diesem leider so früh verstorbenen Sänger des liederreichen Schlesiens, haben sie mehr oder minder dem edlen Stamme, dem sie entsprossen, ihre huldigenden Lieder

dargebracht. Wenn wir uns die Verse des schon seit mehreren Lustren entschlummerten Grafen Strachwitz vergegenwärtigen:

> Land des Rechtes, Land des Lichtes,
> Land des Schwertes und Gedichtes,
> Land der Freien und Getreuen,
> Land der Adler und der Leuen,"

lauten sie nicht, als ob sie die Großthaten der Jetztzeit besängen und hat nicht Strachwitz mit dem Seherblicke des Dichters in dieser volltönenden Strophe die vereinte Tapferkeit des preußischen Aars und des baierschen Leuen vorbedeutend gefeiert?

Und neben den deutschen Dichtern, die vor allen ihrem Volke gerecht wurden, sind besonders die freisinnigen deutschen Männer zu nennen, die, wenn sie auch die polizeiliche Atmosphäre ihrer kleinen Vaterländer flohen, doch das große deutsche Vaterland stets im Herzen bewahrten. Ist es nicht rührend zu hören, wie Börne in Paris des Nachts keinen Schlaf finden konnte, wenn er lesen mußte, was das gute deutsche Volk von Fürsten, Beamten und Pfaffen zu leiden hatte? Und wenn wir dann den schon durch körperliches Leid und stete Sehnsucht nach der fernen Heimath gebrochenen Mann zum Lager Heinrich Heine's schleichen sehen, um gegen diesen, mit ihm auf gleicher Höhe des Geistes, aber nicht gleicher Höhe des Charakters und reinster Vaterlandsliebe stehenden Schriftsteller seinen zornigen Schmerz auszuströmen; wenn wir dann vernehmen, wie er die Pfeile seines scharfen Verstandes in Bereitschaft setzt, um sie auf die Geßler der deutschen Freiheit abzuschießen: da wird uns ein solcher Patriotismus verehrenswerth und wir gewinnen den sonst nicht liebenswürdigen Mann lieb, während uns der gemüthlose Witz Heine's, mit dem er Börne von seinem Bette vertreibt, um weiter schlafen zu können, ihn jeder hohen und heiligen Empfindung bar zeigt und uns daran erinnert, daß sein glänzendes Talent der Weihe einer erhabenen Denkungsart

so gänzlich entbehrt. Wie Ludwig Börne sein deutsches Vaterland treu im Herzen trug, obgleich er oft weinte und zürnte, daß sein zu geduldiges Volk sich so Unerträgliches gefallen ließ, so hat auch Friedrich Hecker in der neugewonnenen transatlantischen Heimath seine begeisterte Liebe zu der jetzt hohen und hehren Germania bewahrt — eine Liebe, die in seiner herrlichen Festrede*) mit Perikleischem Schwunge und Schiller'schem Pathos zu Tage trat.

Was Ludwig Börne nicht mehr schauen sollte, ja, was er in seiner vollen Größe und Herrlichkeit kaum ahnte: das neuerstandene, weltmächtige Deutschland, der wackere Friedrich Hecker ward noch am Abende seines Lebens dieses Anblicks gewürdigt, und er bricht über dies erhabene Schauspiel in hellen Jubelton aus, der über die Atlantis zu uns herüberschallt.

Gewiß wird Deutschland von den herrlichen Waffenthaten nicht blos das Ansehen einer Weltstellung davontragen, sondern es wird auch die Lorbeeren innerer Freiheit einzuheimsen wissen, die vielleicht noch schwerer errungen werden, als die Erfolge über äußere Feinde. Wenn jene Deutschen, denen es in früheren Jahrzehnten zu enge ward in dem Mutterlande, und die jenseits des atlantischen Meeres reinere Luft zu athmen suchten; wenn jene deutschen Republikaner der Befürchtung Ausdruck gaben, ihre monarchischen Brüder möchten sich wieder um die Früchte ihrer Anstrengungen bringen lassen, so hat diese Besorgniß im Hinblick auf das, was nach den Freiheitskriegen einem tapfern und treuen Volke geboten ward, anscheinend nur zu gute Begründung. Dieser Besorgniß wurde in einem Transparente Ausdruck gegeben, als New-York so großartig die deutsche Friedensfeier beging. Man las nämlich hinter einer hellerleuchteten Spiegelscheibe:

---

*) Er hielt sie am 12. März 1871 zu St. Louis im Staate Missouri zur deutschen Friedens-Feier.

„O Vaterland, wie bist Du so groß,
Nun mache auch, daß der Frieden
Nicht bringe den Fürsten das große Loos
Und dem deutschen Volke die Nieten!"

Doch ist diese Furcht, wenngleich durch frühere Vorgänge reichlich gerechtfertigt, doch für Denjenigen, der mit psychologischem Scharfblicke in das Innere einer ganzen Volksseele zu dringen vermag, in Bezug auf die deutsche Nation der Jetztzeit nicht vorhanden. Das wunderbare Jahr 1870 hat dem deutschen Volke zum Bewußtsein gebracht, was bis dahin nur seine Dichter und Denker in gehobenen Augenblicken ahnten und verkündeten: seine weltgebietende Größe. Wo wäre ein Fürst so hochgefürstet, um ihm für diese Größe irgend etwas zum Ersatze bieten zu können? Nein, die deutsche Größe, Einheit und Freiheit, sind die Grundlage, von welcher nicht mehr abgegangen werden darf. Will ein deutscher Fürst noch jetzt, wie in den Tagen patriarchalischer Befangenheit, seinem Volke zumuthen, daß es, wie in Dessau, stolz sein soll auf schöne Gartenanlagen, oder, wie in Schwerin, auf prächtige Pferde des Marstalls, oder, wie in München, auf mittelalterliche Hatschiere, so hat er einen Trugschluß gemacht, der ihm schädlich werden kann, aber nicht dem großen deutschen Vaterlande. Dieses fühlt und begreift sich in seiner ganzen Herrlichkeit; dieses ahnt, welche Fülle stets neuer und schöner Kräfte sich aus einem so frischen und gesunden Volksthum herausgebären werden; dieses hat abgethan jede einfältige Ehrfurcht vor dem Scheinverdienste und verlangt, daß Jeder, von dem Ersten bis zum Letzten — wenn in unserer ständelosen Zeit überhaupt noch von Ersten und Letzten die Rede sein kann — daß Alle gemeinsam bauen sollen an dem hehren Dome deutscher Einheit und Freiheit, der sich golden wölbt über der zwar nicht einförmigen, sondern mannigfaltigen, aber doch in einem großen Grundgedanken treu und traulich vereinten Nation der Germanen.

Betrachten wir jetzt, nachdem wir Deutschland einer besondern Prüfung unterwarfen, das mit ihm im Kampfe gestandene Frankreich ebenfalls scharfen Auges, aber unvoreingenommenen Geistes, um dann die beiderseitigen Leistungen in Parallele stellen und das Urtheil fällen zu können, welche Nation zum Primate in Europa die größere Berechtigung habe!

II. Frankreich.

Français, la révolution qui vous régénère a développé en vous de grandes vertus; mais craignez qu'elle n'ait affaibli dans vos âmes le sentiment de l'humanité, sans lequel il ne peut y en avoir que de fausses.

(Desèze.)

Il ne faut donc point se rassurer en pensant que les barbares sont encore loin de nous; car, s'il y a des peuples qui se laissent arracher des mains la lumière, il y en a d'autres qui l'étouffent eux-mêmes sous leurs pieds.

(De la Démocratie en Amérique. Par Alexis de Tocqueville.)

Es hätte nicht der Grausamkeit bedurft, womit das Heer von Versailles gegen gefangene Pariser Nationalgarden verfuhr; es hätte schon die unerhörte Härte, mit der die Franzosen nach den ersten Niederlagen, die sie erlitten, sämmtliche Deutsche von ihrem Boden vertrieben — der haarsträubenden Berichte, wie Schwerkranke und Sterbende auf die Eisenbahn geschleppt wurden, giebt es zahlreiche — die mitleidslose Vertreibung der Deutschen aus Frankreich hätte hingereicht, ohne daß das Hinzukommen französischen Wüthens gegen eigenes Fleisch und Blut nöthig gewesen wäre, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß, sobald die Leidenschaften bei dem erregbaren Volke der Gallier erhitzt sind, dort die Tugenden der Gerechtigkeit, Milde und Barmherzigkeit keine Stätte mehr finden. In der blinden Raserei, von der dort alle Stände so leicht erfaßt werden, verhallen dann die seltenen Rufe edler Männer, die zur Prüfung, Besonnenheit und Schonung mahnen. Wenn demnach der Fürst Bismarck in einer seiner Reden im deutschen Reichstage von der den Franzosen eigenthümlichen Grausamkeit sprach, so hat er gar nichts Neues und Tiefsinniges gesagt, sondern einfach einen Satz aufgestellt, der durch die Geschichte vieler Jahrhunderte erhärtet wird. Das Journal des Débats hatte also unrecht, in dieser wahren Behauptung Bismarck's eine Beleidigung des französischen Volkes zu erblicken. Eine Zeitung, wie das alte

Bertin'sche Organ, das stets von unterrichteten Männer geleitet ward, sollte doch die heimische Geschichte kennen. Freilich, die Nationaleitelkeit macht selbst die einsichtigsten Franzosen blind und taub.

Uebergehen wir die französischen Grausamkeiten, die im Angesichte des neunzehnten Jahrhunderts, dieses so sehr zur Milde mahnenden Zeitalters, begangen wurden! Sie sind meist im Gedächtnisse der Zeitgenossen. Was während des von Louis Napoleon in's Werk gesetzten Staatsstreiches für Grausamkeiten mitunterliefen, hat ja ein Franzose — und zwar der berühmtesten einer, nämlich Victor Hugo — der schaudernden Mitwelt erzählt. Wir können uns deshalb dies Nachtgemälde ersparen. Wenden wir uns also zu dem vorigen Jahrhundert zurück, wo wir ja während der französischen Revolution entweder Rottenfeuer vernehmen, wo ganze Reihen Empörer auf einmal hingestreckt werden — bei den wechselnden und ohne allen vermittelnden Uebergang sich urschnell ablösenden französischen Regierungen ist es wahrlich nicht leicht, die Empörer von den berechtigten Gewalthabern zu unterscheiden — oder wo die Guillotine mit ihrem kalten, unbarmherzigen Schlage einen Kopf nach dem andern abmäht.

Daß ein Volk, wenn es den ganzen gesellschaftlichen Zustand über den Haufen wirft, sich nicht immer streng innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit halten kann, wer wäre so thöricht, es zu verkennen? Auch darf man sein Auge nicht davor verschließen, daß Ludwig XVI. trotz seiner großen Gutmüthigkeit durch seine Schwäche auf Abwege geführt ward, die eines Königs unwürdig waren. Denn, daß er freiwillig in der gesetzgebenden Versammlung erschien, um dort mit den schönsten und heiligsten Worten seine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes, an die neue Ordnung der Dinge zu betheuern, während er im Geheimen auf nichts sann, als der beschworenen Verfassung den Hals zu brechen und den früheren

Zustand der Dinge zurückzuführen, dieser Zwiespalt zwischen Wort und Gesinnung entkleidet einen König seiner Würde und so war er moralisch schon vor dem 10. August 1792 vom Throne gestürzt.

Wenn das französische Volk inmitten seines vulcanischen Zustandes einer ruhigen Ueberlegung fähig gewesen wäre, so hätte es den König und die Seinigen — nach den Grundsätzen, in denen sie erzogen worden, konnten sie sich niemals mit der neuen Ordnung der Dinge aufrichtig befreunden — so hätten sie die gesammte Familie der Bourbons mit den Töchtern Ludwig's XV., die in der Jugend ihre Zunge zu boshaften Redensarten und im Alter zum Herplappern von langen Gebeten mißbrauchten, so hätte es sämmtliche Bourbon's, diese geschworenen Feinde jeder nationalen Freiheit, fortschaffen sollen nach Rom, oder Neapel, oder Wien, wo noch das Unkraut der Camarilla und des Clerus hoch im Samen stand. Aber es war einfältig von ihm — die Grausamkeit des französischen Volksnatürells machte die sonst nicht geringe Schlauheit der Gallier zu Schanden — aber es war höchst einfältig von den Franzosen, daß sie ihrer Herrscherfamilie, die, wäre sie in der Verbannung eines natürlichen Todes gestorben, es nicht über ein mattes Bedauern gebracht hätte, durch die unerhörten Qualen, die sie derselben bereiteten, in den Augen der Welt zu Märtyrern umschuf. Durch die Würde und edle Gefaßtheit, mit der die königliche Familie das Peinlichste und Abscheulichste ertrug, erweckte sie ja bei jedem nicht rohen Gemüthe die ehrfurchtsvollste und innigste Theilnahme.

Wie Alles bei dem französischen Volke voller Widersprüche ist, so auch die Behandlung der gefangenen Königsfamilie. Nach der Flucht Ludwig's XVI. und der Seinigen aus den Tuilerien am 10. August 1792 besaß die königliche Familie an Weißzeug nichts, als was sie auf dem Leibe trug. Als die englische Gesandtin ver-

nahm, daß es der gefangenen Königin an Hemden und dem Nothwendigsten gebrach, da erlaubte sie sich, einen Koffer mit dem feinsten und saubersten Unterzeug der hohen Frau zu übersenden. Doch Marie-Antoinette, die, obgleich leider im Unterrichte etwas vernachlässigt, doch von dem feinsten Gefühle für das Schickliche und von echt fürstlichem Sinne war, Marie-Antoinette vergaß keinen Augenblick, was sie der Würde einer Königin von Frankreich auch im Kerker schuldig sei, mochten die dermaligen Machthaber ihr gegenüber auch diesen Umstand gänzlich außer Acht lassen. Sie sandte deshalb der englischen Gesandtin mit herzlichem Danke für ihre freundliche Absicht den Koffer mit dem feinen Unterzeuge zurück, das ihr so sehr zu Statten gekommen wäre. Denn da man für ihre Bedürfnisse gar nicht sorgte, so kam es bald dahin, daß sie, die mit der Nähnadel umzugehen in der Jugend nicht gelernt hatte, für sich und ihre Kinder Ober- und Unterkleider ausbessern mußte. Während also die republikanischen Machthaber der Königin und ihren Kindern die nothwendigsten Kleidungsstücke vorenthielten, mietheten sie die wegen ihrer feinen Zubereitung berühmtesten Kochkünstler und ließen für den, im Tempel gefangen gehaltenen Ludwig XVI. gar herrlich anrichten, so daß am Mittage oft vierzehn bis sechszehn Gänge nach einander auf der Tafel erschienen. Es zeigte sich in dieser überaus reichen Bewirthung von Seiten der republikanischen Machthaber noch ein Ueberbleibsel von Ehrfurcht vor dem früher mit heiligem Schauer betrachteten Königthume. Allerdings war in den ungefähr anderthalb Jahrhunderten, die seit der Enthauptung Karl's I. verflossen waren, die Ehrfurcht vor dem Königthume im Ganzen sehr geschwunden. Denn, als Karl I., nachdem die Schotten schmachvoller Weise ihren König für eine gute Summe Geldes an das englische Parlament verkauft hatten, gefangen von Schottland nach England gebracht ward, da strömte alles Volk auf den Landstraßen

zusammen und man trug ihm die Kranken und Bresthaften entgegen, damit sie durch seine Berührung gesundeten. Besonders schleppten sich die mit einem Kropfe Behafteten zu ihm, damit er durch das Auflegen seiner Hand auf den häßlichen Auswuchs sie von diesem unschönen Anhängsel befreie. Als aber Ludwig XVI. mit seiner Familie in das Gefängniß des Tempels gebracht ward, da umtobte den Zug das Pariser Volk, das laut den Tod des Tyrannen forderte. Aber wann hätte das Pariser Volk, dieses grausamste und blutgierigste der Welt, nicht nach Blut geschrieen, sobald eine gefallene Größe seine Vampyrgelüste erregte?! Wäre Ludwig XVI. im Schooße des französischen Landvolkes erschienen, ihn würde dort eine noch an Aberglauben grenzende Ehrfurcht empfangen haben. Auch die Meinung, daß die Berührung des Königs vom Kropfe heile, bestand noch zu Zeiten Ludwig's XVI. in Frankreich und er selber hat noch im Anfange seiner Regierung durch Handauflegen, sei es im guten Glauben, sei es, um einem allgemein verbreiteten Wahne, der dem Königthume jedenfalls eher nützte, als schadete, nicht unnöthig entgegenzutreten, sich diesem Heilversuche unterzogen. Doch strömte in Frankreich unter Ludwig XVI. das Volk nicht mehr so zahlreich und mit dem brünstigen Glauben zum heilenden Könige, wie in England selbst noch unter Karl II. Denn, so oft der liederliche Stuart um die Osterzeit, wo ihm diese königlichen Betastungen besonders zugemuthet wurden, nach Greenwich oder sonstwohin eine Reise antrat, so ward durch die Zeitung bekannt gemacht, Seine Majestät könnten während einer bestimmten Periode die mit einem Kropfe und sonstigen Gebresten Behafteten nicht empfangen, in welcher Anzeige der Allen geläufige Gedanke enthalten war, „um sie durch Berührung von ihren Uebeln zu befreien."

In den vielen Gerichten also, welche die republikanischen Gewalthaber dem gefangenen Ludwig XVI. bereiten ließen, war noch,

wenn auch unbewußt und widerwillig, ein Ueberbleibsel jener an Aberglauben grenzenden Ehrfurcht enthalten, die man sonst in Frankreich vor dem Könige gehegt hatte. Doch nicht blos, daß die Zahl der Gerichte allmälig eingeschränkt ward, sondern auch die ganze Behandlung des Königs und seiner Familie zeigte hinlänglich, daß es cynische und grausame Personen waren, die über sein Schicksal zu bestimmen hatten. Als er in das Gefängniß des Tempels gebracht ward, fehlte den Zimmern, in denen die königliche Familie wohnen sollte, jeglicher Schmuck, ja, jegliche Bequemlichkeit. Ludwig XVI., der den Seinigen voraufschritt und mit stiller Sorge die ungastlichen Räume betrachtete, bemerkte mit Entsetzen, daß an den Wänden Bilder hingen, die, mochten sie auch wegen ihres gänzlichen Mangels an Kunstwerth keine Beachtung verdienen, doch durch die Darstellung schlüpfriger Gegenstände das Auge beleidigten. Sogleich hing Ludwig XVI. die Bilder um, indem er erklärte, daß die unschuldigen Augen seiner Kinder durch einen derartigen Anblick nicht beleidigt werden sollten. Hätte er seine Gemahlin oder seine Schwester Elisabeth in dieser Beziehung erwähnt, so wäre ihm von seiner rohen Umgebung sicherlich eine verletzende Antwort zu Theil geworden. Und wie die Pariser Machthaber die königliche Familie in Räumlichkeiten brachten, die, jeglichen Schmuckes beraubt, durch Bilder schlüpfrigen Inhalts die Keuschheit beleidigten, so tränkten sie die vom Throne Gestoßenen während der Zeit ihrer Einkerkerung mit allem Bittern, Herben und Seelenverwundenden, was nur Bosheit und Grausamkeit zu ersinnen und zu bereiten im Stande sind. Trennte man doch die Königin, als sie durch die Hinrichtung Ludwig's XVI. zur Wittwe geworden, grausam und unnöthig auch von ihren Kindern! Ja, man wählte die Mitte der Nacht dazu — ist doch sonst der Schlaf unglücklicher Gefangenen selbst dem Kerkermeister heilig! — um den kleinen fünfjährigen Dauphin aus den Armen seiner Mutter

zu reißen! Und dann brachte man das arme Kind zu dem Schuster Simon, damit ihm dort zeitgemäße Gesinnungen eingeflößt würden. Wahrlich, in der Grausamkeit der damaligen Pariser Machthaber zuckte es oft wie Wahnsinn auf, wie denn ja Menschen, die gegen ihre Mitmenschen wüthen, stets der göttlichen Vernunft beraubt sind. Daß Schuhmacher sehr achtbare und brave Männer sein können, wird Niemandem einfallen zu bestreiten. Ja, daß sie zuweilen sogar sehr begabte Männer sind, davon haben wir Deutschen an Hans Sachs und Jacob Böhme die glänzendsten Beispiele. Aber im Allgemeinen pflegen wir doch anzunehmen, daß die Zubereitung des Leders für den Fuß nicht nothwendig mit hohen und liberalen Ideen im Kopfe verbunden sei. Also die Wahl des Schusters Simon zum Erzieher des kleinen Dauphins war entweder halbe Tollheit oder berechnete Bosheit. Man kannte vielleicht den boshaften Charakter Simon's und wußte, daß, wie einst der Ahnherr der Schuster dem müden Heilande verwehrt hatte, an seiner Schwelle auszuruhen, so der Schuhmacher Simon dem armen Dauphin den Schlaf nicht gönnen und durch den Ruf: „Dors-tu, Capet?“ fortwährend aufscheuchen werde. Zuletzt nahm man den armen, kleinen Prinzen ja aus den Händen des grausamen Schuhmachers, aber nicht, um ihm ein besseres Loos zu bereiten, sondern um ihn in einen dunklen Kerker zu stoßen, wo er dann nach monatelangem Siechthum endlich von seinen Leiden befreiet wurde. Was dieses unschuldige Kind leiden mußte, hat Victor Hugo während seiner legitimistischen Periode in einem sehr schönen Gedichte zum Ausdrucke gebracht. Das Gedicht ist „Louis XVII.“ betitelt und Victor Hugo läßt den so eben im Himmel angelangten Königssohn, der schon in zartester Jugend ein Märtyrer werden sollte, den unter innigster Theilnahme zuhörenden Engelschaaren die Qualen erzählen die er auf Erden auszustehen hatte. Er sagt unter anderm:

„Car vous ne savez point quelle était ma misère!
Chaque jour dans ma vie amenait des malheurs.“

Und das unschuldige und doch so grausam behandelte Kind schließt die Strophe mit den unendlich rührenden Versen:

„D'un châtiment sans fin languissante victime,
De ma tige arraché comme un tendre arbrisseau,
J'étais proscrit bien jeune, et j'ignorais quel crime
J'avais commis dans mon berceau.“

Wie die Machthaber in Paris — die Strafen des Himmels sind seitdem reichlich über die sündige Stadt herabgefallen — wie die grausamen und tollen Demagogen ein unglückliches Königskind durch einen Schuster langsam hinmorden ließen, so setzten sie gegenüber der durch jegliche Qual heimgesuchten Marie-Antoinette alle Rücksichten des Anstandes bei Seite, indem sie dieselbe zwangen, in der Conciergerie stets die Thür ihres elenden Gefängnisses aufzuhalten und unter den Augen eines sie bewachenden Gendarmen allen ihren Lebensverrichtungen obzuliegen. Und als man der Königin den Prozeß machte — wer kennt nicht das Gemälde von Delaroche, auf dem die hoheitsvolle, ungebeugte Tochter der Cäsaren nach vielstündigem Verhör von Nationalgarden in ihren Kerker zurückgebracht wird! — als man gegen die Königin einen Prozeß anstrengte, in dem ihr Todesurtheil von vornherein beschlossen war, da wagte der schändliche Fouquier-Tinville, diese Quintessenz französischer Bosheit und Grausamkeit, der namenlos unglücklichen Frau, der man ihren Gatten enthauptet und der man ihre Kinder geraubt hatte, da wagte Fouquier-Tinville der Vielgeprüften vorzuwerfen, sie habe ihren Sohn durch schändliche Mittel zu entmannen gesucht, damit sie später, nach dem Ableben ihres Gemahls, an Stelle seines blödsinnigen Nachfolgers die Herrschaft ausübe. Die Königin in edler Entrüstung antwortete nicht auf so schändliche Anklage und appellirte an die anwesenden Frauen und an ihr Muttergefühl. Und obgleich im Zuhörerraum meist rohe Fischweiber versammelt

waren, so regte sich doch ihr Herz und ihr Wuthgeheul machte den schändlichen Fouquier-Tinville verstummen.

Liefert das achtzehnte Jahrhundert für unsere Behauptung von der dem französischen Nationalcharakter eingeborenen Grausamkeit in dem letzten Jahrzehnt eine Ueberfülle von Beispielen, so bemerken wir seit der Reformation in Frankreich ein fortwährendes Bedrängen und Quälen der Protestanten. Diese waren ja nie sicher, daß sie nicht durch einen Richterspruch — die jedesmaligen Machthaber in Frankreich fanden an den Richtern meist gefügige Werkzeuge für ihre Ordonnanzen — daß sie nicht durch einen Richterspruch auf die Galeeren geschickt wurden. Der schändliche, an Jean Calas verübte Justizmord, der durch Voltaire eine Weltberühmtheit erlangte und durch dessen Aufdeckung der Philosoph von Ferney das crime de lèse-nation, das er durch seine Pucelle begangen, wieder gutmachte, der schändliche Justizmord an Jean Calas erinnert für ewige Zeiten daran, was die Protestanten bis zur französischen Revolution zu dulden hatten. Das feierliche Gelöbniß der französischen Könige bei der Krönung von Rheims, die Ketzer auszurotten, ward von einigen ganz wörtlich genommen. Wie die Intoleranz der französischen Katholiken jede Gelegenheit ergriff, den verhaßten Protestanten nicht blos das Leben zu verbittern, sondern ihnen sogar das Leben zu nehmen, zeigten die abscheulichen Verfolgungen, die noch im neunzehnten Jahrhundert, nach der Schlacht bei Waterloo und bei der Rückkehr der Bourbons, die evangelischen Glaubensgenossen im Süden Frankreichs zu bestehen hatten. Unter dem Vorwande, daß die Protestanten sämmtlich Bonapartisten seien, bedrohten die Ultra-Royalisten, diese so unverbesserlichen Fanatiker und Schwachköpfe, die Habe und das Leben braver und verdienstvoller Mitbürger.

Mit Recht hat man es getadelt, daß die protestantischen Großmächte, England und Preußen, deren gemeinsam gewonnene Schlacht

bei Belle-Alliance es dem nichts weniger als heldenmüthigen Ludwig XVIII. doch allein ermöglichte, auf den Thron Frankreichs zurückzukehren, daß diese beiden protestantischen Vormächte sich nicht kräftiger ihrer verfolgten Glaubensbrüder im Süden Frankreichs annahmen. Erklärt sich diese tadelnswerthe Zurückhaltung Englands und Preußens wohl aus dem sonst löblichen Bestreben, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs nur da einzumischen, wo es durchaus nöthig war — hier freilich war es durchaus nöthig — so kennzeichnet diese Bedrückung und Verfolgung der Protestanten, während Ludwig XVIII. einzig durch die Hülfe ihrer Glaubensgenossen seine Krone wiedererlangt hatte, so kennzeichnet dies Geschehenlassen von Seiten des Königs seine Undankbarkeit, von Seiten der französischen Behörden ihre anmaßende Rücksichtslosigkeit. Zu derselben Zeit, wo Engländer und Preußen den Norden Frankreichs besetzt hielten, quälten im Süden die Präfekten, Unterpräfekten und Maires die Protestanten auf jede Weise, als ob eine Ahndung von Seiten der fremden Gebietiger gar nicht eintreten könnte.

Die Geschichte der Protestanten in Frankreich ist, um es kurz zu sagen, eine Märtyrerlegende. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und der Versuch, die Protestanten durch äußerste Maßnahmen in die katholische Kirche hineinzuzwingen, darf man übrigens nicht als den vereinzelten Act eines bigotten Königs, sondern muß ihn als den Ausfluß des steten französischen Staatsgedankens auffassen, der keine Rücksicht auf Tausende, ja, Millionen, nimmt, wenn nur die Stärke und die Herrlichkeit des Ganzen dadurch gesteigert wird. Es erinnern die französischen Maßnahmen an die äußersten Mittel, vor welchen die römische Republik nie zurückschreckte, wenn sie dieselben für den Staat unerläßlich, ja, nur nützlich erachtete. Dieselbe Kälte und Härte, die uns in der römischen Staatsraison und im römischen Volkscharakter so häufig verletzend entgegentritt, treffen wir auch bei den Franzosen. In dieser

Hinsicht sind sie echte Romanen, während die zähe Ausdauer der Römer freilich nicht ihr Erbtheil geworden. Wenn wir die Aufhebung des Edicts von Nantes einer kalten Staatsraison ebenso gut zuschreiben, wie dem katholischen Eifer des mit zunehmendem Alter immer mehr und mehr seinem Beichtvater und der frömmelnden Frau von Maintenon verfallenden Ludwig's XIV., so haben wir hierzu vollgültigen Grund, und die Geschichte steht auf unserer Seite. Denn dem auf Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung berechneten Staatswesen, das Ludwig XIV. zu einer Maschine herabzuwürdigen trachtete, deren einzig bewegende Kraft er sei, diesem centralistischen Hange mußte es natürlich äußerst mißbehagen, daß in Frankreich mehrere Millionen von meist wohlhabenden Bürgern lebten (man pflegte damals zu sagen: „riche comme un protestant“), die sich über Gott und Religion andere Begriffe gestatteten, als der König und die große Mehrzahl seiner Unterthanen. Da nun beschloß Ludwig XIV. mit jener gänzlichen Nichtberücksichtigung von Recht und Sitte, die von jeher das Erbtheil französischer Regierungen war, die Protestanten entweder in Katholiken zu verwandeln, oder in ein Nichts d. h. sie mochten umkommen. Wir wissen, wie nach der Aufhebung des Edicts von Nantes Hunderttausende von gewerbfleißigen und unbescholtenen Bürgern — man darf sagen: die besten Bürger Frankreichs — den Boden der Heimath meiden mußten, der jedem Franzosen so an's Herz gewachsen ist, und daß bei dem heldenmüthigen Widerstande, den die Protestanten gegen die Dragonaden leisteten, in dem grausigen Drama der Cevennen sich Gräuel katholischer Verfolgungssucht zutrugen, wie sie eben nur in Frankreich vorkommen. Denn dort schlachtete ja der Fanatismus in Religion und Politik Hekatomben, wie sonst in keinem anderen Lande. Der Süden Frankreichs hatte ja schon vor dem siebzehnten Jahrhundert das mitleidslose Abschlachten im Namen der christlichen Religion,

deren Panier doch die Liebe ist, voll Grausen und Entsetzen kennen lernen; wir meinen den vom Papste Innocenz III. gepredigten Feldzug gegen die Albigenser. Wie eilten da die nordfranzösischen Ritter mit ihren Lehnsleuten in großen Schaaren herbei, um unter einem heiligen Vorwande zu plündern, zu morden und den wilden Trieben ihres wüsten Innern einen erwünschten Ausbruch zu gestatten! Welche Gräuel sie begingen, wie sie in Carcassonne an einem einzigen Tage dreißigtausend Männer, Weiber und Kinder abschlachteten; wie sie sich beeiferten, dem zu unermüdetem Morden auffordernden Legaten des Papstes seine blutigsten Wünsche zu übertreffen: von allen diesem Schrecklichen und Haarsträubenden haben wir die genaueste Kunde.

Wenn die an den Albigensern im dreizehnten Jahrhundert begangenen Frevel in das große Schuldbuch der Päpste einzutragen sind; wenn die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich im siebzehnten Jahrhundert auf das Sündenconto Ludwig's XIV. zu schreiben ist, wo überdies die eingeäscherte Pfalz und eine Reihe der ungerechtesten Kriege verzeichnet stehen, so muß man die ewig fluchwürdige Bartholomäusnacht wohl zumeist jener arglistigen Catharina von Medicis Schuld geben, die den Machiavellismus in seiner hassenswerthesten Gestalt zum Dasein brachte. Denn Machiavelli, als Florentiner bekanntlich ein engerer Landsmann Catharinens, ist für die boshafte Auslegung seiner ursprünglich groß gedachten Vorschläge ebenso wenig verantwortlich, wie Jesus Christus für die blutige und mordbrennerische Interpretation, die seiner von Liebe und Humanität überfließenden Lehre durch den Papst und dessen schwarze Cohorten gegeben ward. So hat Frankreichs blutige Geschichte an Gräueln, die gegen Bekenner einer gereinigten christlichen Lehre verübt wurden, vorzüglich den Kreuzzug gegen die Albigenser, die Bartholomäusnacht und die Aufhebung des Edicts von Nantes zu verzeichnen. Daß die Päpste und der Clerus bei diesen Gräueln

immer die Hauptanstifter waren, bedarf nicht der Versicherung. Wenn Innocenz III. den Kreuzzug gegen die Albigenser predigte, so feierte Gregor XIII. die Bartholomäusnacht durch ein feierliches Hochamt und ließ diese fluchwürdige That durch ein Gemälde verherrlichen, das noch heute die Wände des Vaticans verunziert. Bei der Bartholomäusnacht ist der Umstand besonders verletzend, daß der junge König Karl IX. handelnd mit eingriff und eigenhändig aus den Fenstern des Louvre auf seine fliehenden protestantischen Unterthanen schoß, als ob er, der leidenschaftliche Jäger, sich im Walde von Fontainebleau befinde und Hirsche und Rehe vor sich habe. Zu dieser Grausamkeit des jungen französischen Königs gesellte sich die hassenswertheste Hinterlist. Umgarnte er doch den ehrwürdigen Admiral von Coligny, als dieser, der ja durch einen Schuß, den ein fanatischer, bis zur festgesetzten Mordnacht nicht mehr zurückzuhaltender Katholik aus einem Versteck auf ihn abgefeuert hatte, trotz seines blinden Vertrauens doch ein wenig argwöhnisch geworden war. Der König ehrte den verwundeten Admiral durch einen persönlichen Besuch und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, indem er den tapfern und frommen Greis seinen Vater nannte. So gelang es ihm, den bei eigenem Edelmuthe so leicht vertrauenden Admiral in vollste Sicherheit wieder einzuwiegen und die Beruhigung mit sich fortzunehmen, daß das protestantische Hochwild der katholischen Meute nicht entgehen werde. Und auf daß die französische Geschichte — die französischen Romantiker brauchten eigentlich keine neuen Gräuel zu erfinden, sie könnten sich einfach damit begnügen, die heimischen Annalen abzuschreiben — auf daß die französische Geschichte für jegliches Verruchte und Abscheuliche ein Beispiel liefere, so zog ja Karl IX., nachdem die blutige Bartholomäusnacht zu seiner ewigen Schande ihren glücklichen Verlauf genommen hatte, mit einem zahlreichen Gefolge von Hofherren und Hofdamen nach Montfaucon,

wo der geschändete Leichnam des ehrwürdigen Admirals, den er noch vor wenigen Tagen geherzt und geküßt hatte, an den Galgen gehängt worden. Da nun die Leiche des greisen Kriegers bei dem heißen Wetter schon in Verwesung übergegangen war und ein Hofherr, dessen Nase durch den Todtengeruch beleidigt ward, eine dahin bezügliche Bemerkung gegen den König machte, da besann dieser sich auf eine Parallelstelle im Alterthume und antwortete mit lachendem Munde: „Die Leiche eines Feindes riecht immer gut." — Nun ja, aber die französische Grausamkeit und Herzlosigkeit stinkt zum Himmel.

Eine Bartholomäusnacht und la Sainte-Barthélémy du peuple, die Septembermorde — wo Könige und Priester mit derartigen Beispielen vorangehen, bleibt das Volk natürlich nicht zurück — solche, mit kältester Ueberlegung in Scene gesetzten Massenmorde finden wir zu unserm Troste in der Geschichte keines andern Volkes. Man begegnet einzelnen, ja, oft leider vielen Bösewichtern unter jedem Volke, und wenn das letztere religiös oder politisch erregt ist, so hängt, tödtet und zerstört es, mit einem Worte, wird in seiner Wuth zur Bestie. Aber die erregten Leidenschaften entschuldigen doch in etwas; es ist meist ein hitziger Todtschlag, und kein kaltblütiger Mord. Die Bartholomäusnacht und die Septembertage aber wurden, wenigstens von ihren Urhebern, mit schlauestem und schärfestem Nachdenken geplant und zur Ausführung gebracht. In der Bartholomäusnacht wollte eine arglistige und tyrannische Königin sich und ihren Söhnen die protestantische Partei, die allerdings einen Staat im Staate bildete, vom Halse schaffen, und um zu diesem Zweck zu gelangen, scheute sie vor dem Schändlichsten und Verwerflichsten nicht zurück. Zuerst erniedrigte Catharina von Medicis sich und ihre königlichen Söhne zur Lüge. Sie heuchelte den mächtigen Häuptern des protestantischen Adels Liebe und Versöhnung und um diese vollkommen sicher zu machen, verband sie

ihre schöne Tochter, Margaretha von Valois, mit Heinrich von Navarra. Und die stille, feierliche Nacht, die diesem Ehebunde folgte, ward zur Ermordung der Protestanten benutzt, die als Gäste ihres Lehnsherrn sich in Paris befanden. So ward Ehre, Religion, Treue, Alles, was dem Menschen am heiligsten ist, mit Füßen getreten und wenn die Tuilerien im Mai 1871 in Asche sanken, so muß man sagen, daß dieser Bau der sündvollen Catharina von Medicis, gleich dem Elend, zu hohen Jahren gelangte. Denn nicht blos, daß Catharina von Medicis und auf ihr Anstiften Karl IX., dem es an Blutgier übrigens nicht gefehlt zu haben scheint, Alles, was bis dahin für ehrwürdig und heilig galt, mit Füßen traten, nein, sie belogen die Opfer ihrer Grausamkeit und ihrer Heimtücke noch im Grabe. So verfügte sich Karl IX. am 26. August in's Pariser Parlament und gab dort die feierliche Erklärung ab, daß der Admiral Coligny und die übrigen ermordeten Protestanten sich verschworen gehabt hätten, ihn und die ganze königliche Familie zu ermorden. Deshalb sei ihm, als dem Hüter des Staates und dem Beschirmer des Lebens der Seinigen, nichts übrig geblieben, als zu den äußersten Mitteln zu greifen. Und nun erklärte der König im Angesichte des Erdballs und zu seiner ewigen Schande, daß Alles, was zur Bestrafung der Protestanten in's Werk gesetzt worden, d. h. ihr Abschlachten in der Nacht, auf seinen Befehl geschehen sei. Letztere Versicherung war nur allzu wahr. Denn der König hatte in der Bartholomäusnacht nicht blos höchsteigenhändig auf seine Unterthanen geschossen, sondern mit den Mienen eines Rasenden — wie er denn leicht außer sich gerathen konnte — zum Hinschlachten der unbewaffnet dahinfliehenden Protestanten aufgefordert. Drang er doch mit wüthenden Geberden auf seinen Schwager, Heinrich von Navarra, ein, ihm erklärend, daß er ihn ebenfalls werde tödten lassen, falls nicht derselbe sofort angelobe, zum Katholicismus überzutreten. Zwei reformirte Edelleute aber,

La Rochefoucauld und Teligny, die Heinrich von Navarra auf den arglistigen Rath seines königlichen Schwagers um seine Person berufen hatte, damit er sich gegen die Nachstellungen der Guisen besser zu schützen vermöge, diese beiden tapfern und vortrefflichen Männer wurden im Louvre schonungslos umgebracht. Wir wissen nicht genau, ob es die Leichname dieser beiden Edelleute, oder die anderer ermordeten Protestanten waren, die, als sie nackt dalagen, von den Hoffräuleins der Catharina von Medicis so ohne alle Scheu und Scham betrachtet wurden, daß die Megären der Revolution dagegen wie Vestalinnen erscheinen.

Natürlich beeiferte sich das französische Volk, das damals noch so royalistisch war, dem von seinem Könige gegebenen blutigen Beispiele auf's Blutigste zu entsprechen. In Lyon riß es die Reformirten aus den Gefängnissen, in die man sie, trotz ihrer Unschuld, geworfen hatte und ermordete sie unter wahnsinnigem Frohlocken. Wahrlich, wenn man sich die verschiedenen Scenen aus der französischen Geschichte vergegenwärtigt, wo das Volk die Bühne beschreitet und zwar stets mit wüthenden Mienen, zorniger Stimme und bis an die Knöchel im Blute watend, so kann man dem scharf beobachtenden und meist richtig bezeichnenden Voltaire nur zustimmen, wenn er seine Landsleute mit Tigern vergleicht. Außer in Lyon mordete man in Orleans, Bordeaux, Toulouse, Rouen und in anderen Städten. Die Zahl der gemordeten Reformirten wird verschieden zwischen 100,000 und 40,000 angegeben. Es kommt hier nicht so sehr darauf an, die Zahl der Opfer festzustellen, als das Verdammungsurtheil einer gerechten Mit- und Nachwelt zu bestätigen, jenes Urtheil, daß niemals mit mehr Hinterlist, Lüge und tigerhafter Wuth gemordet worden, als in jener fluchwürdigen Bartholomäusnacht und in der darauf folgenden Woche, wo das Werk der Finsterniß im Angesichte des reinen Tages fortgesetzt wurde. Und damit in diesem Schauerdrama Grausamkeit und Fanatismus

sich unter jeder Gestalt zeigten, so entblödete Karl IX. sich nicht, am 26. August in feierlichem Gottesdienste, von den Großen seines Reiches begleitet, dem Allmächtigen zu danken, daß er ihm sein blutiges Werk habe gelingen lassen. Zwei Tage später beging ganz Paris ein Dankfest für die glückliche Ermordung vieler Tausende von Franzosen, von denen die Meisten fromme und brave Männer gewesen.

Und wie im August 1572 ein katholischer König ein allgemeines Niedermetzeln der Protestanten in's Werk setzte, weil diese die Einheit des Staats und des Glaubens gefährdeten, so ließen im September 1792 die damaligen republikanischen Machthaber alle Personen hinschlachten, die irgendwie royalistischer Neigungen verdächtig waren und sich innerhalb ihrer Mordsphäre befanden.

Welche Gräuel, die theils von königlichen, theils von republikanischen Verbrechern in Scene gesetzt wurden, mußten die Straßen von Paris mitansehen, so daß ihnen ein Läuterungsbrand, wie im Mai 1871, schon zu gönnen war. In der Augustnacht des Jahres 1572 katholische Mordbanden umherziehend, denen nichts heilig war, selbst nicht die Silberlocken des ehrwürdigen Coligny! Und am 2. September 1792 bei hellem Tage republikanische Mordbanden sich durch die Straßen von Paris ergießend, denen wiederum nichts heilig war und die das blonde Haupt der schönen Prinzessin von Lamballe auf eine Pike steckten! Wie die französische Wuth nicht Alter, noch Geschlecht verschonte, so trug sie außerdem diesen besondern gallischen Charakter, der inmitten allen Mordens noch Kaltblütigkeit übrig behält, um auf eine Pointe hinzuarbeiten. Ließ man nicht die schönen, blonden Locken der Prinzessin von Lamballe auf ihrem abgeschlagenen Haupte von einem Haarkräusler erst zierlich ordnen, bevor man diese Trophäe des republikanischen Kannibalismus durch die Straßen von Paris trug und sie an die Fensterscheiben des Gemaches preßte, das Marie-Antoinette, die

Freundin der Ermordeten, als Gefangene bewohnte? Zog man nicht königstreue Jünglinge und Jungfrauen nackt aus, band sie aneinander und versenkte sie dann in das Strombett der Loire? Richtete man nicht Ludwig XVI. und Marie-Antoinette im Angesichte der Tuilerien hin, damit der Anblick des alten Königsschlosses ihnen den fürchterlichen Fall noch schrecklicher mache? Auch das war ja auf eine Pointe hingearbeitet, daß sie den Dauphin dem Schuster Simon zur Erziehung übergaben. Als ob Reinheit des Herzens nur neben Pfriemen und Pechdraht gedeihen könnte! Mit einem Worte, es ist so viel Blutgier und Ueberspanntheit im französischen Beginnen, daß man bei längerem Anblicke so unerhörter Gräuel und so gehäuften Unsinns Gefahr läuft, toll zu werden, indem es einem vorkömmt, als sei man in ein Narrenhaus gerathen, oder zwischen eine Mörderbande.

Wie Frankreich reich ist an Hekatomben, die dem religiösen und politischen Fanatismus geschlachtet wurden, so glänzt auch seine Geschichte blutigroth von der Ermordung einzelner Persönlichkeiten. Entweder erweckten sie bei überragender Stellung im Staate dem jedesmaligen Herrscher Bedenken, oder die Könige selbst waren den religiösen und politischen Parteien so verhaßt, daß sie dolchreif befunden wurden. Man braucht nur an Heinrich von Valois, Heinrich von Navarra und Heinrich von Guise zu denken, die wahrlich, wenn sie in den Sälen des Louvre in heitrer Lebenslust neben einander standen, dem Wahrsager, der ihnen allen dreien einen gewaltsamen Tod prophezeiet hätte, nimmer geglaubt haben würden. Und doch fiel ja Heinrich von Valois, als König Heinrich III., unter dem Dolche Jacques Clement's; Heinrich von Navarra, als König Heinrich IV., unter dem Dolche Ravaillac's; Heinrich von Guise (Balafré) endlich unter den Stößen eines ganzen Mörderhaufens, der von einem Könige gedungen worden. Hier tritt uns wieder, wie so oft in der französischen Geschichte,

die gänzliche Nichtberücksichtigung von Recht und Moral entgegen. Heinrich von Guise wird nicht eines bestimmten Verbrechens angeklagt und vor seine Richter gestellt, nein, weil er dem Könige als Haupt der Ligue zu gefährlich erscheint, so läßt ihn dieser in sein Schloß entbieten und dort ermorden. „Sans phrase,“ wie Sieyes sagte, als er für die Hinrichtung Ludwig's XVI. stimmte. Die Franzosen lieben sehr die Phrasen, aber im Morden verfahren sie sans phrase.

Daß französische Könige und Königssöhne sich gefährliche Gegner durch Mord vom Halse schafften, war ein altes Herkommen und ward von den Meisten als ganz natürlich angesehen. Man erinnere sich nur an die blutige Scene auf der Brücke von Montereau! Dort kamen bekanntlich der Dauphin, späterer Karl VII. und der Herzog von Burgund zusammen, mit dem äußerlich eingestandenen Zwecke, sich zu versöhnen und durch gegenseitige Handreichung den unglücklichen Zuständen des Landes ein Ende zu machen. Da man sich von beiden Seiten nicht allzu sehr traute, so waren die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Der Dauphin, wie der Herzog von Burgund, sollten beide eine gleiche Anzahl von Rittern mitbringen, diese dann hinter sich zurücklassen und auf der Brücke von Montereau sich ohne alle Begleitung entgegenschreiten. Doch zur Begrüßung und Annäherung zwischen den beiden französischen Prinzen kam es gar nicht, denn bevor der Herzog von Burgund in das Angesicht des Dauphins treten konnte, ward er durch den Keulenschlag eines schnell hervorspringenden Mörders zu Boden gestreckt. Der Dauphin soll bei dem schrecklichen Anblicke, als der ihm vertrauensvoll entgegenschreitende Herzog so jählings niedergeschmettert ward, in Ohnmacht gefallen sein; auch nahm er Gott und alle Heiligen zu Zeugen, daß das schändliche Verbrechen ohne sein Vorwissen begangen worden. Man hat nun allerdings nichts darauf zu geben, daß die Mutter des

Dauphins, Isabella von Baiern, ihn des Mordes beschuldigte. Dieses schändliche Weib, das sich mit den Engländern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut verbunden und ihrem Gemahle die eheliche Treue gebrochen hatte, diese nichtswürdige Person verdiente keinen Glauben. Aber, da der Dauphin gegen den Herzog von Burgund (Jean sans peur) wegen seines Bündnisses mit England und seines gewaltsamen Schaltens in Paris wahrscheinlich tiefen Haß hegte und da ihm durch die Ermordung des unbotmäßigen Vasallen Vortheil in Aussicht stand, so entbehrte die allgemeine Annahme, er habe um die Freventhat gewußt, wenigstens nicht vollwichtiger Gründe. — Sind die Menschen bei Dingen, die nicht ganz offen vorliegen, stets auf Wahrscheinlichkeitsgründe verwiesen, so behält der Satz seine Richtigkeit, daß man bei einer Freventhat, deren Urheber nicht ganz genau angegeben werden kann, auf den zu schließen habe, dem durch dieselbe Nutzen erwachse.

Wenn wir den auf der Brücke von Montereau verrätherisch hingestreckten Herzog von Burgund betrachten, so müssen wir über die an ihm begangene Treulosigkeit erschaudern, aber wir haben einzuräumen, daß ein gewaltsamer, blutiger Fürst einer gewaltsamen, blutigen Nemesis zum Opfer fiel. Denn, wie er verrätherisch hingemordet ward, so hatte er seinerseits den Oheim des Dauphins, den Herzog von Orleans, in einer dunklen Novembernacht auf den damals stockfinstern Straßen von Paris niedermetzeln lassen. Im Anfange gestand der Herzog von Burgund allerdings nicht ein, daß er den an dem Bruder des Königs begangenen Mord veranlaßt habe. Er gab sogar Zeichen von großer Betrübniß kund und erschien in tiefer Trauerkleidung bei dem Leichenbegängnisse des Herzogs von Orleans, der durch seine große körperliche Schönheit und seinen frühen Tod an einen andern Herzog von Orleans, nämlich den Sohn Ludwig Philipp's, erinnert. Nur war von den beiden schönen Herzögen von Orleans der Gemahl der mecklen-

burgischen Helene ungleich tugendhafter, als der Gatte der mailändischen Valentine, da letzterer mit seiner Schwägerin, der in ihren blonden Haaren und dunklen Augen sehr verführerischen, aber auch sehr bösartigen Isabella von Baiern, verbotenen Umgang pflog. Jedenfalls aber war dies nicht der Grund, weshalb ihn Jean sans peur, der aber wahrlich nicht sans reproche war, ermorden ließ, sondern Privatfeindschaft. Und doch hatte der Herzog von Burgund sich mit dem Herzoge von Orleans nicht lange vorher im Angesichte der ganzen Hofgesellschaft ausgesöhnt, ihn herzlich umarmt und dann, als Zeichen ewiger Freundschaft, das Abendmahl gemeinsam mit ihm genommen. Doch alle diese feierlichen und heiligen Gelöbnisse hinderten den grausamen Herzog von Burgund nicht, den jugendschönen Bruder seines Lehnsherrn durch gedungene Mörder anfallen und niederstrecken zu lassen. Denn daß er der Urheber jenes nächtlichen, mit der Ermordung des Herzogs von Orleans endenden Ueberfalles gewesen, gestand Jean sans peur später trotzig ein, als er sich nach Burgund zurückgezogen hatte und in vollkommener Sicherheit es nicht mehr für nöthig hielt, eine Maske vorzunehmen. Wenn man bedenkt, daß der Friede zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Herzoge von Burgund vorzüglich auf Veranstaltung der Isabella von Baiern geschlossen ward, so drängen sich einem unwillkürlich die Worte auf, die Schiller in seiner Jungfrau von Orleans den Talbot sprechen läßt: „Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!“

Wir könnten noch Bogen anfüllen mit Beispielen französischer Grausamkeit; doch genügen die gegebenen, wie uns dünkt, um den Spruch zu rechtfertigen: „Les Français sont au fond le peuple le plus cruel de l'Europe.“

Zur Grausamkeit gesellt sich im Nationalcharakter der Franzosen als zweite böse Eigenschaft eine unbegrenzte Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Für diese zweite, glücklicher Weise mehr lächer-

liche, als fürchterliche Eigenschaft, giebt es ebenfalls der Beispiele in Hülle und Fülle. Da die Eitelkeit im Allgemeinen mehr bei Frauen, als bei Männern, gefunden wird, so hat man — auch die Geschwätzigkeit der Franzosen und die nicht zu bestreitende, bei ihnen heimische, Grazie fordern dazu auf — in dem Nationalcharakter der Franzosen eine weibliche Seite finden wollen, ohne damit im Mindesten ihre oft glänzend hervortretende Tapferkeit zu bestreiten. Aber auch mit ihrer Tapferkeit ist es ein eigenes Ding. Sie ziehen nicht so sehr in die Schlacht, um ihr Vaterland gegen den ungerechten Angriff eines Feindes zu vertheidigen, als um zu erobern und sich einen Namen zu machen. Seitdem Napoleon I. sie mit dem Titel der „grande nation" kirre gemacht, konnte er mit ihnen anfangen, was er wollte. Er nahm ihnen zu Hause Preßfreiheit und jede Bürgschaft gegen willkürliche Verhaftung; er entvölkerte die Hütte des Bauern und das Haus des Bürgers durch die Conscription: Alles dies schadete ihm nicht, so lange die Franzosen nur glauben durften, sie seien die erste Nation der Welt. Wie sie sich selten zu ernstem Nachdenken entschließen, und zu einem gewissenhaften Vergleiche mit andern Völkern ihnen die erste Vorbedingung fehlt, nämlich eine genaue Kenntniß des in Parallele zu stellenden Gegenstandes, so kommt es ihnen auch nur darauf an, dem Weltall die Augen zu blenden. Deshalb erfanden sie für ihr eigenes Thun und ihr Verhalten zu andern Nationen das Wort „prestige", das, wenn man der Sache auf den Grund geht, am besten mit „Augenverblendung" zu übersetzen wäre.

Die Redensart, jeder französische Soldat trage den Marschallsstab im Tornister*), kennzeichnet ebenfalls die Eitelkeit des französischen Nationalcharakters. Denn nicht die heilige Sache des Vaterlandes ist es, die den französischen Soldaten alle Entbehrungen

*) Chacun tressaillait à cette pensée, qu'il portait son bâton de maréchal dans sa giberne. Barère.

eines Feldzuges, Wunden und Tod ertragen läßt, sondern der Gedanke, daß er die höchste Staffel auf der militärischen Stufenleiter zu ersteigen vermöge. Und dann denkt er vor allem daran, in den Zeitungen gerühmt und gepriesen zu werden. Barère erzählt in seinen Memoiren, daß die französischen Soldaten, als sie sich im Winter des Jahres 1794 auf die Piemontesen gestürzt und diese vor sich her getrieben hätten, in den Ruf ausgebrochen seien: „Barère à la tribune“. Diesem blutigen Volksvertreter fehlte es nämlich nicht an hochtrabenden Redensarten, womit er im Convente die Thaten der französischen Soldaten feierte, und um auch ihrerseits rühmend erwähnt zu werden, trotzten sie muthig den Kugeln der Feinde. Barère hebt diesen Umstand wohlgefällig hervor, indem er bemerkt: „Voilà le soldat français avec son amour de gloire et de renommée.“

Wie Napoleon die französische Nation an dem Halfter ihrer Ruhmessucht hielt und sie hiermit hinlenken konnte, wohin es ihm beliebte, so hatte auch Ludwig XIV., der bei geringem Wissen doch hinlängliche Lebensklugheit besaß, das von ihm während zweier Menschenalter beherrschte Volk durch geschickte Benutzung der ihm anhaftenden Eigenschaften zu den unaufhörlichen Kriegen, die er führte, stets bereitwillig zu machen gewußt. Denn jeder, auch der unbedeutendste, Franzose vermeint, nach siegreichen Erfolgen des jedesmaligen Gewalthabers, jedes Mitglied eines andern Volkes um Haupteslänge zu überragen. Dies erkannte sehr richtig einer der wenigen einsichtigen Franzosen, die vor den Schwächen ihrer Nation das Auge nicht verschließen. In seinen, „Soupirs“ betitelten, Wahrnehmungen äußert er sich über die eitle Seite des französischen Nationalcharakters, wie folgt:

„Quand le roi gagne une bataille, prend une ville, subjugue une province, nous faisons des feux de joie, et il n'y a pas un petit particulier qui ne s'imagine pas être monté

d'un pied, et qui n'attache la grandeur du roi à sa propre idée. Cela le récompense de toutes ses pertes et le console de toutes les misères. Et il ne considère pas qu'il perd à mesure que le roi gagne."

Wie die Franzosen gegen die unaufhörlichen Kriege Ludwig's XIV. kein Wort des Tadels hatten, weil jeder dadurch zu wachsen glaubte an eigener Größe, so fügten sie sich auch den entsetzlichen Zuständen, die während der Herrschaft des Nationalconvents, wo alle Plagen Aegyptens sich über das unglückliche Land ergossen hatten — der Geschichtschreiber von Sybel hat von der traurigen Beschaffenheit des damaligen Frankreichs ein sehr anschauliches Bild entworfen — so fügten sie sich auch dem drakonischen Verfahren des Nationalconvents, da sie nach außen hin glänzende Erfolge davontrugen. Wenn sie nur fremden Völkern den Fuß auf den Nacken setzen konnten, so mochte man ihnen zu Hause getrost den Kopf abschlagen. Immer nur über andere Völker sich erheben und ihnen etwas an's Zeug flicken, das war von jeher ein Hauptbestreben der Franzosen. Wo sie nun längere Zeit herrschend unter einem Volke verweilten, da wuchs der Haß gegen sie wegen ihres übermüthigen Verhaltens zu so gewaltiger Größe, daß zu den äußersten Mitteln gegriffen ward, um sie sich vom Halse zu schaffen. Als Beispiel haben wir ja die sicilianische Vesper. Auch in Algier sind die Araber täglich zu einer allgemeinen Ermordung der Franzosen bereit und bedauern aufrichtig, daß diese sich so gut vorsehen.

Immer wollten die Franzosen vor den übrigen Völkern etwas voraushaben, entweder daß sie dieselben durch Glanz überstrahlten, oder daß sie verächtlich auf ihre nationalen Gewohnheiten herabsahen und nur das für recht und schicklich hielten, was sie bei sich zu Hause eingeführt hatten. Als der französische Gesandte Rohan mit unerhörter Pracht seinen Einzug in Wien hielt, da waren

unter andern die Pferde der ihn begleitenden Cavaliere mit silbernen Hufeisen beschlagen. Und als umgekehrt zur Zeit der Republik es galt, den Königen, die damals ja alle als Tyrannen verschrieen waren, die Geringschätzung eines freien Volkes gegen Flitter und Putz kundzuthun, da zwang der französische Gesandte zu Turin das zitternde Königspaar, seine Frau in einem Anzuge zu empfangen, der allen Hofgebräuchen Hohn sprach*).

Doch sind solche republikanische Aufwallungen etwas Vorübergehendes im französischen Volkscharakter. Im Allgemeinen liebt die Nation viel zu sehr Pracht und Prunk, als daß sie auf lange Zeit glänzende Gewandung, schöneingerichtete Häuser, feinzubereitete Speisen, kurzum, das Epikureische im Leben entbehren könnte. Zu Spartanern ist kein Volk weniger geeignet, als die Franzosen. Sie haben unendlich mehr Aehnlichkeit mit den Atheniensern, sowohl in deren guten, als auch bösen Eigenschaften, wie sie uns so anschaulich von Aristophanes vorgeführt werden. Vor allen theilten die Athenienser mit den Franzosen die Unbeständigkeit in ihren Ansichten und Neigungen. Das Verhalten der Athenienser zu Alcibiades und das Benehmen der Franzosen gegenüber Napoleon I. drängt ja zur Parallele. Waren Alcibiades und Napoleon I. glücklich in ihren kriegerischen Unternehmungen, so wurden sie vom Volke mit Inbrunst geliebt, und man erwies ihnen Huldigungen, wie einem Gotte. Erklärte sich aber das Schlachtenglück gegen sie, so verfluchte man sie und hatte für den früheren Liebling nur Haß und die herabziehendsten Redensarten. Auf seiner Reise nach Elba mußte Napoleon ja zur Verkleidung seine Zuflucht nehmen, weil ihn sonst die Weiber des südlichen Frankreichs zerrissen hätten.

*) On jugea Guinguené assez béat de philosophie pour une ambassade auprès d'un de ces rois qu'on découronnait. Il écrivait de Turin à M. de Talleyrand qu'il avait vaincu un préjugé: il avait fait recevoir sa femme en pet-en-l'air à la cour. Mémoires D'Outre-Tombe par Châteaubriand.

Mordsüchtige Megären findet man in allen Theilen des so schönen, aber auch so blutgierigen Frankreichs.

Dieses spöttische, ja feindliche Verhalten der Franzosen gegen die Männer ihrer früheren Anbetung, sobald denselben das treulose Glück den Rücken kehrt, dies ihr durch Erfolg und Nichterfolg bedingte Benehmen beweist ihre Gemüthlosigkeit. Sie liebten diese Männer nicht vermöge ihres Herzens, sondern vermöge ihres Verstandes. Nur weil die Ruhmesthaten dieser Männer auch sie mit etwas Glanz überstrahlten, zeigten sie sich zärtlich gegen dieselben; mit dem Augenblicke, wo der Erfolg aufhörte, war es auch aus mit ihrer Zuneigung, die eigentlich nur Zuneigung zu ihnen selber gewesen war. Man kann sich demnach nicht wundern, wenn Larochefoucauld, der ja seine Lebenserfahrungen unter Franzosen sammelte, die Handlungen der Menschen ausnahmslos auf eine Quelle zurückführte, nämlich auf Selbstsucht. Uebrigens gab sich Napoleon I. während der Jahre seines Glückes in Betreff der festen Zuneigung der Franzosen keiner Täuschung hin. Als man ihm bemerkte, wie sehr er von dem Volke geliebt werde und wie viele, ihm ganz ergebene Seelen er zähle, da antwortete er mit kaltem Lächeln: „Sie sind Anhänger meines Glückes, nicht meiner Person.“ Indeß wollen wir gerecht sein und die freilich sehr alltägliche Erfahrung zu Gunsten der Franzosen anzuführen nicht unterlassen, daß es mit der Treue im Unglücke überall auf Erden eine eigene Sache ist. Man behandelt die Unglücklichen wie die Aussätzigen. Schnitt doch zwischen dem in der Schlacht besiegten Sohne und sich Graf Eberhard von Würtemberg das Tischtuch entzwei. Uebrigens zeigte sich nicht blos Napoleon hellsichtig in Bezug auf den wankenden Grund der Treue bei dem Menschengeschlechte, sondern alle großen Männer, insofern sie Feldherren und Staatslenker waren und nicht Dichter und Künstler, die aus dem reichen Schatze ihres Gemüthes die sie umgebenden eisernen Gestalten zu vergolden pflegen. Sämmtliche

Männer der That dachten sehr gering von der Anhänglichkeit der Menschen dem Unglücke gegenüber. Als Cromwell bei einem feierlichen Einzuge in London vom Volke umjubelt ward und ein Lord in der Umgebung des Protectors äußerte, wie wohlthuend für ihn diese Zeichen der allgemeinen Beliebtheit sein müßten, da antwortete der große Mann, zu dessen vollständiger Anerkennung eine bei den Engländern unausrottbare philisterhafte Gesinnung sich bisher noch nicht bequemen wollte: „Wenn ich morgen zum Galgen geschleppt würde, so könnten Sie das Volk noch lauter jubeln hören.“

Weil also alle großen Männer tiefe Menschenkenner sind und sich auf die Anhänglichkeit der ihre Gebote ausführenden Personen nur insoweit verlassen, als sie dieselben durch Belohnungen und Ehrenzeichen an sich zu fesseln vermögen, so bestand auch Napoleon oder vielmehr damals Bonaparte, als während des Consulats über die Stiftung eines Ordens im Staatsrathe für und wider gesprochen ward und einige Mitglieder meinten, diese monarchische Einrichtung passe sich nicht für Republiken, so bestand Bonaparte darauf, daß ein Ding geschaffen werde, womit man die namenlose Eitelkeit des französischen Volkes in etwas befriedigen könne. Denn ganz vermag man dieser unersättlichen Eitelkeit nie Genüge zu thun. Frau von Staël bemerkt ganz richtig, daß die Titel: „Marquis“ und andere adelige Benennungen nur deshalb in Frankreich so verhaßt seien, weil man nicht das ganze Land marquisiren könne. Da man aber sehr Vielen das Band der Ehrenlegion um den Hals werfen oder in das Knopfloch hängen und sie damit ganz nach dem Willen der Regierung lenken konnte, so bestand Napoleon auf der Stiftung eines Ordens und sagte: C'est par des hochets, que l'on mène les hommes.“ Er hatte seinen Montesquieu gelesen und in dessen „Lettres persanes“ die Stelle beherzigt:

„Der König von Frankreich hat keine Goldminen, wie sein Nachbar, der König von Spanien; aber er hat mehr Reichthümer,

als dieser, weil er sie aus der Eitelkeit seiner Unterthanen zieht, die unerschöpflicher ist, als die Goldminen."

Mit dem von ihm gestifteten Orden der Ehrenlegion war bekanntlich Napoleon nicht gerade sparsam; doch jede ihm folgende Regierung vertheilte denselben in noch viel reicherem Maße, weil sie sämmtlich, weniger groß, als er, der goldenen Fessel noch mehr bedurften. Sie mußten sich den gewissen Dienst ihrer Beamten durch Belohnungen sichern, da sie sämmtlich wußten, daß diese durch die Nabelschnur der Treue nicht mit ihnen zusammenhingen. Seitdem Napoleon das Ohr der Franzosen mit dem Lockrufe der „großen Nation" umgaukelt hatte, war die Eitelkeit derselben bis zu einer Höhe gestiegen, die schwindeln machte und die nahe an dem Abgrunde der Tollheit vorüberführte, in den sich ja zeitweise die Nation auch kopfüber hinunterstürzte. Denn selbst die geistreichsten Männer der im Allgemeinen unbestreitbar geistreichen französischen Nation sind so von Eitelkeit befangen, daß sie deren lächerlichste Aeußerungen höchst naiv zur Schau stellen. So erzählte man von einigen Franzosen, die zu den Rittern vom Geiste gehörten, mithin gegen die Aufschmückung des vergänglichen Leibes sehr gleichgültig hätten sein müssen, daß sie das Band der Ehrenlegion sogar im Knopfloche ihres Schlafrocks trugen. Gewiß ist jedenfalls vom Marschall Grafen Castellane, der seiner Zeit in Lyon ein Satrapen-Regiment führte, daß dieser greise Krieger in die Zeichen seiner Würde äußerst verliebt war. Er brachte den Marschallsstab selbst mit zu Tische und legte ihn neben seinen Teller. Man konnte es demnach den Spöttern nicht übelnehmen, wenn sie behaupteten, der Marschallsstab begleite den Grafen Castellane, selbst wenn er ein Bad nehme. Bei diesen so unzweideutigen Zeichen, welchen Werth die Franzosen auf Ehrenzeichen legen, kann man nur sagen, daß die auf einander folgenden Regierungen Frankreichs mit richtiger Kenntniß von der Beschaffenheit der durch sie zu

Beherrschenden handelten, wenn sie den Orden der Ehrenlegion schockweise vertheilten.

Bei diesem krankhaften Verlangen der Franzosen nach Auszeichnung hätte es den Capellmeister Reichardt, der doch scharf zu beobachten wußte, während seines Aufenthaltes in Paris nicht verwundern sollen, daß der erste Consul fast während jeder Truppenmusterung Ehrenzeichen an die Soldaten vertheilte und einmal sogar einem Tambour Ehren-Trommelschlägel (Baguettes d'honneur) überreichte. Wären die Franzosen, gleich den Römern, zu Gänsen in ein Dankbarkeitsverhältniß getreten, sie hätten ihnen sicher ein Ehren-Halsband umgehängt, oder sonst die dummen Thiere, denen es an Eitelkeit ebenso wenig fehlen wird, wie den dummen Menschen, durch irgend eine Decoration vor ihren schnatternden Geschwistern ausgezeichnet. Daß die Eitelkeit die Franzosen sogar bis an die Schwelle des Todes begleitet, bewies der Minister des Regenten, Cardinal Dubois, der, wenn wir nicht irren, der Sohn eines Apothekers war und in den Briefen der Herzogin von Orleans in nicht gerade anziehenden Farben geschildert wird. Ueberhaupt hat die wackere pfälzische Prinzessin von der höhern Gesellschaft ihrer Zeit ein Bild entworfen, daß man sich wundert, weshalb Gott über das damalige Paris seinen Schwefelregen nicht ebenso ergoß, wie über weiland Sodom und Gomorrha. Um bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, wie Treu und Glauben in Frankreich zu den unbekannten Dingen gehören, wollen wir doch erwähnen, daß die Herzogin von Orleans in einem ihrer so originellen Briefe an eine ihr befreundete Dame schrieb, sie möge sich über die umlaufenden Gerüchte, als ob Dubois bald zum ersten Minister werde erhoben werden, nicht beunruhigen. Ihr Sohn habe ihr auf sein Ehrenwort versichert, so lange er an der Spitze der Regierung stehe, werde er diesen Schurken niemals zum Minister machen. Bald darauf erhob der Regent den Schurken Dubois auf diesen hohen

Posten. Und als nun Dubois in seiner nicht zu sättigenden Eitelkeit von dem Regenten endlich erlangt hatte, daß ihm von den Soldaten auch Ehrenbezeugungen zu Theil werden sollten, da stieg er, obgleich schon halb todt und keineswegs ein glänzender Reiter, dennoch auf's Pferd, weil er die süße Erinnerung an die ihm erwiesenen, militairischen Honneurs noch mit in den Orcus hinabnehmen wollte.

Wenn die Eitelkeit den Franzosen bis zum Tode treu bleibt, so muß sie natürlich, um derartige Wirkungen hervorbringen zu können, schon von Jugend auf bei ihnen gewuchert haben. Und dies ist in der That der Fall. Als man der Tochter Karl's VI., jenes unglücklichen französischen Königs, der von dem Dämon des Wahnsinns und von dem Teufel eines bösen Eheweibes gleichzeitig heimgesucht ward, die erst sieben Jahr alt war, mittheilte, daß man sie später mit dem Könige Richard II. von England zu verheirathen gedenke, da antwortete sie: „S'il plaît à Dieu et à monseigneur mon père, que je sois reine d'Angleterre, je le verrai volontiers, car je serais une grande dame.“ Man muß gestehen, daß diese Aeußerung eines siebenjährigen Mädchens schon stark von Eitelkeit getränkt ist. Die große Dame schwebt bereits dem Kinde vor, das noch mit der Puppe spielt. Und wie hier ein blutjunges Mädchen von dem, bei dem französischen Volke schon früh entwickelten Hange zur Eitelkeit Zeugniß ablegt, so geschah es im Jahre 1867, während der Pariser Ausstellung von Seiten eines Knaben, der nicht viel älter war, als die, mit Gedanken an die große Dame sich beschäftigende, kleine Prinzessin. Es stand nämlich im Jahre 1867 stets eine zahlreiche Menschenmenge um die riesige Kanone herum, die von Krupp zur Ausstellung gesandt worden. Der ganze Kreis der Anwesenden sprach sich mit Bewunderung über ihre erstaunliche Größe aus. Das ärgerte einen kleinen Pariser, der gerade vorüberging. Sich auf den Füßen reckend und sämmt-

liche Anwesende mit kindischem Zorne anblickend, daß sie etwas Ausländisches so zu loben wagten, sprach er: „Wir werden eine Kanone bauen, die zweimal so groß ist und damit ist Alles gesagt.“

Hierauf verließ er mit stolzem Schritte die Stätte seines Aergers.

Durften wir, unser Beispiel von dem Premierminister Dubois hernehmend, der sich, schon halb todt, auf's Roß schwang, weil die dem Civilisten zu erweisenden militairischen Ehrenbezeugungen für ihn von unwiderstehlichem Reize waren; durften wir hiernach behaupten, daß die Eitelkeit die Franzosen bis an den Rand des Grabes begleite, so können wir noch weiter gehen und den Satz aufstellen, daß die nichtigste Eitelkeit sie sogar in's Grab treibe. Denn wie soll man es bezeichnen — Reichardt erzählt es in seinen Briefen aus Paris — daß der dreizehnjährige Sohn eines französischen Buchdruckers, der bei einem Goldschmiede in der Lehre war, sich erschoß, weil er es nicht länger ertragen konnte, schlechter gekleidet zu sein, als die mit ihm in gleicher Stellung Befindlichen, deren Eltern mehr an ihre Kinder zu wenden vermochten, als die seinigen? Diese Sucht, sich zu putzen, ist jedem Franzosen und jeder Französin eigenthümlich, mögen sie zu Hause geblieben, oder über das Weltmeer gezogen sein. So sind auch die Canadier echte Franzosen geblieben. Wagner und Scherzer erzählen uns in ihren gediegenen Berichten über Nordamerika, daß sie einen alten Canadier, Jean Baptiste mit Namen, für längere Zeit als Bootsmann gedungen hätten, um mit ihm auf kleineren Nebenflüssen tief in's Innere des Landes vorzudringen. Wenn nun, nach zehn- oder zwölftägiger Kahnfahrt durch die Wildnisse Jowa's und Wisconsin's, in weiter Ferne irgend ein unbedeutender Weiler am Horizonte auftauchte, so ward Jean Baptiste, obgleich er schon ziemlich bejahrt war, sofort vom Paroxismus der Eitelkeit ergriffen. Schnell be-

reitete er das Nachtlager und rief dann den übrigen im Boote Beschäftigten mit freudiger Stimme zu: „Il faut nous préparer pour demain!“ Sein Frohsinn stammte nämlich daher, daß er sich wieder einmal putzen konnte. Und nun wurden Knöpfe angenäht, das Zeug ausgeklopft, Hemden ausgewaschen, das borstige Gesicht von einem mehrtägigen Haarwuchse befreit, kurz, Alles gethan, um den äußern Menschen auf's Sauberste erscheinen zu lassen. Deshalb thut die sonst durch großes Wohlwollen im Urtheilen sich auszeichnende Friederike Bremer keinen Fehlschluß, wenn sie, bei dem Gewahrwerden, daß die meisten Damen in Südcarolina sich weiß schminkten, die Vermuthung aussprach, dies möchte wohl eine Erbschaft aus dem alten Frankreich sein. Daß man den Franzosen, so oft man ihnen auch Eitelkeit Schuld geben mag, niemals zu viel thut, beweisen die Aussprüche sämmtlicher Schriftsteller, die jemals diesem Volke so nahe kamen, um es unter die Lupe nehmen zu können. So bemerkt auch Otto von Mirbach in seinen „Briefen aus und nach Kurland“ über den von uns gerügten gallischen Nationalfehler:

„Die Hand eines Herrn von Adel, oder gar einen Duc et Pair ausschlagen, wäre bei einer so durchaus eitlen Nation, wie die Franzosen es sind, ein ganz unerhörter Fall. Wie bei dem Engländer die Freiheit, ist bei dem Franzosen die Eitelkeit das eigentliche Lebensprincip.“

Wenn die Franzosen nun in ihrer Eitelkeit immer nach Schimmer und Pracht streben und des Fehlers, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, sich niemals schuldig machen, so nehmen sie in Folge dieser Eigenschaft nicht den geringsten Anstand, ihr Land, ihr Volk und ihre eigene Person auf eine Weise herauszustreichen, daß die Bescheidenheit voll Scham ihr Haupt verhüllt. Aeußert demnach Professor Kästner, der Buffon's Naturgeschichte übersetzte, die Vermuthung, der berühmte Franzose habe, als er von einem Lande

sprach, das die gelindesten Kräuter, die gesundesten Küchengewächse, die lieblichsten Früchte, die sanftmüthigsten Thiere, die gesittetsten Menschen erzeuge, Buffon habe mit diesem so vortheilhaft geschilderten Lande wahrscheinlich Frankreich gemeint, so trifft er bei dieser Annahme sicher in's Schwarze und man darf nur erstaunt sein, daß es hier blos bei Andeutungen geblieben. Wie Buffon sicher unter dem mit allem Besten und Schönsten ausgestatteten Lande Frankreich meinte, so schilderte der Constitutionnel am 6. August 1857 die Umgebung von Paris als das Herrlichste, was das Menschenauge zu sehen vermöge*). Je mehr man sich mit französischem Wesen vertraut macht, desto weniger wird man über dieses Selbstlob erstaunt sein. Denn kein Volk lebt so nach dem Goethe'schen Satze: „Nur der Lump ist bescheiden," als die Franzosen. Nicht blos ihr Land nennen sie das schönste der Welt, worin sie übrigens nicht so ganz Unrecht haben, sondern sie bewerfen sich selber mit so süßduftenden Blumen, daß, wenn sie nicht stärkere Nerven hätten, als die Senatoren des Heliogabal, sie davon umkommen müßten. Die Gattin Emil Girardin's — wir meinen die allerdings sehr anmuthige Delphine Gay, die zu dem gefälligsten Aeußern ein liebliches Innere gesellte — besang ihre eigene Schönheit, was eigentlich ganz überflüssig war, da sie ja Eigenschaften genug besaß, um einer Dichterharfe Töne der Begeisterung zu entlocken. Auch Lamartine, der im Grunde eine unendlich edle und zarte Persönlichkeit war, nimmt keinen Anstand, uns in seinen „Confidences" mitzutheilen, daß er ein wunderschönes Kind gewesen.

---

*) Et cependant où trouver une ville (natürlich ist das unvergleichliche Paris gemeint) — une seule — dont les environs sont plus dignes d'intérêt et offrent plus de charmes? où rencontrer de plus fraîches vallées, de plus rians coteaux, des villas plus ravissantes? dans quelles plaines, des moissons plus dorées? dans quels parcs de plus beaux arbres? quelles forêts plus magnifiques? et que ces palais et ces châteaux se marient harmonieusement au paysage!

Bei Goethe, dem es weder in der Jugend, noch im Alter an Schönheit fehlte, finden wir keine derartige Aeußerung. Lamartine aber erzählt uns ganz unbedenklich: „J'étais alors un des plus beaux enfants qui aient jamais foulé de leurs pieds nus les pierres de nos montagnes où la race humaine est cependant si saine et si belle.“

Welche Gefahren die französische Eitelkeit über Deutschland heraufbeschwöre, erkannte General von Radowitz sehr deutlich, der, mochte ihm zuweilen die Wolke der Romantik den hellen Geist einhüllen, gleich seinem Herrn und Meister, Friedrich Wilhelm IV., doch bei alledem ein sehr kluger Mann war. Radowitz sagte nun:

„Welche Regierungsform auch in Frankreich walte, deren Inhaber werden immer danach trachten müssen, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Nationaleitelkeit durch neue Eroberungskriege zu versöhnen. Das linke Rheinufer und die italienische Suprematie sind die geringsten Opfer, welche dieser gefährlichste aller Götzen verlangt.“

„Dieser gefährlichste aller Götzen“ machte die Kriegserklärung der französischen Regierung im Juli 1870 beim ganzen Volke höchst populär, da dieses in seiner wahnsinnigen Vermessenheit es für eine Beleidigung Frankreichs hielt, daß Deutschland sich durch die Schlacht von Sadowa — wir rechnen hier die kluge, ewig preiswerthe That Preußens gern dem ganzen Deutschland zum Ruhme, das freilich, im Beginn der damaligen großen Ereignisse, sich nichts weniger als scharfsichtig zeigte — daß Deutschland sich durch eine siegreiche Schlacht von seinem Mühlstein am Halse, nämlich Oesterreich, befreit hatte. Napoleon III. war also mit dem französischen Volke in vollkommenem Einklange, als er die Kriegserklärung erließ und wäre das Glück seinen Waffen hold gewesen, die eitlen Gallier hätten noch mehr im Staube vor ihm gekrochen, als bis dahin, obgleich sie in byzantinischer Unterwürfigkeit schon Erkleckliches geleistet. Als sie nun aber vor der größeren Kriegstüchtigkeit der Deutschen das Feld

räumen mußten und Niederlagen erlitten, wie sie und die Weltgeschichte ähnliche selten gesehen, da brachen sie in eine unbeschreibliche Wuth aus und sich von aller Schuld freisprechend, wälzten sie die volle Verantwortlichkeit auf die Schultern des Kaisers. Letzterer, mochte er im Großen und Ganzen ein Geschöpf ohne Treu und Glauben sein, war doch in diesem besondern Falle der treueste Ausdruck des französischen Nationalwillens und glaubte seinerseits fest an den Sieg von Soldaten, denen „nichts unmöglich“ sei.

Obgleich nun die Franzosen in dem letzten Kriege von Niederlagen heimgesucht wurden, wie nie ein Volk, so geben sie bei ihrer namenlosen Eitelkeit doch nimmer zu, daß sie besiegt worden, nein, die Regierung, ihre Führer trugen alle Schuld; sie selbst wurden verrathen, verkauft, genug, durch Heimtücke um alle Erfolge gebracht. Daß sie mit solchen Anschuldigungen dem Charakter ihrer Nation die größte Schmach zufügen, beachten sie in ihrer Selbstverblendung nicht. Für ihre Eitelkeit ist es die Hauptsache, keine Niederlage eingestehen zu müssen. Von dieser Selbstbethörung erlebte die Gattin Shelley's, des bekannten englischen Dichters, ein drolliges Beispiel. Denn „drollig“ wird eine Eitelkeit, wenn sie, wie bei den Franzosen, große Menschen zu Kindern macht, die plappern, aber kein Urtheil haben. Dies fand nun auch Frau Shelley bei einem französischen Kutscher bestätigt, der sie und ihren Gatten über das Schlachtfeld bei Troyes fuhr, wo bekanntlich die Russen im Vortheile geblieben waren. Frau Shelley, sich die kriegerischen Scenen vergegenwärtigend, die vor nicht langem in den englischen Zeitungen so genau beschrieben worden, sagte zu dem französischen Kutscher, der sie selbst an jene Kämpfe erinnerte, indem er auf einzelne besonders merkwürdige Stellen des Schlachtfeldes aufmerksam machte: „Hier siegten also die Russen.“ Der französische Kutscher antwortete mit sehr bestimmten Tone und sehr finsterm Gesichtsausdrucke: „O nein, die Franzosen werden niemals

geschlagen." Frau Shelley, die, bei der Hartnäckigkeit im englischen Nationalcharakter, keineswegs geneigt war, der französischen Eitelkeit nachzugeben, fragte mit etwas spöttischer Betonung: „Aber, wie kam es denn, daß die Russen bald darauf in Troyes einzogen?" — Doch ein Franzose ist in Bezug auf Antwort nie verlegen. So entgegnete denn auch der Kutscher, wie aus der Pistole geschossen: „Ja, als die Russen geschlagen waren, machten sie einen Umweg und kamen so in die Stadt."

Auf ähnliche, für das Urtheil verständiger Leute abgeschmackte, für ihr durch Eitelkeit geblendetes Auge aber sehr befriedigende Weise haben die Franzosen sich auch sämmtliche Niederlagen des letzten Feldzuges auszureden gewußt. In dieser Selbstverblendung unterscheidet sich ein französischer General nicht von jenem Kutscher auf dem Schlachtfelde bei Troyes, dessen freches Leugnen geschichtlicher Wahrheiten die Geduld der Frau Shelley auf eine so harte Probe stellte. Hatte doch General Chanzy, der an der Loire so jämmerlich zusammengehauen wurde, die Stirn, sich in der Nationalversammlung zu Versailles einer Reihe von Siegen zu rühmen, von denen, außer ihm, die Welt nie etwas erfahren hatte. „Diese Armee" — er sprach von den durch Gambetta zusammengetriebenen und von Chanzy nicht ganz ungeschickt, aber freilich ohne allen Erfolg geführten Heerhaufen, die an Zahl den ihnen gegenüberstehenden Deutschen weit überlegen waren — „diese Armee wurde stark genug geschaffen, um den Feind bei Coulmiers, Vilpion, Josnes, Vendôme, Villersexel, Héricourt, Lacluse, Pont de Noyelles, Saint-Quentin, in zwanzig Kämpfen im Norden, im Osten und an der Loire zu schlagen." Die Nationalversammlung klatschte dem großsprecherischen General Beifall, denn, gleich ihm, an unheilbarer Selbstverblendung krankend, sah sie sämmtliche Niederlagen als Siege an. Sie lauschte einmal wieder mit kindischer Befriedigung den Worten des Herrn Thiers, der ihr versicherte,

die Welt bewundere den Heldenmuth des französischen Heeres, den dasselbe bei der Besiegung der Pariser Commune an den Tag gelegt.

Für die albernen Behauptungen des Generals Chanzy und des Herrn Thiers, die, obgleich sie nach den unerhörten Niederlagen Frankreichs sich in die bescheidenen und ernsten Farben, wie grau und schwarz, hätten kleiden sollen, schon wieder ganz roth wie Puterhähne einherschritten, für dieses knabenhafte Gebahren, bei dem man kaum ernsthaft bleiben kann, haben wir nur den lateinischen Satz: „Risum teneatis amici!"

Mit lächerlichem Hochmuthe sind die Franzosen in den Krieg gegen Deutschland hinein-, mit ungebrochenem Hochmuthe sind sie aus demselben herausgezogen. Es scheint, daß die Eitelkeit der Krebs ist, der allmälig das ganze französische Staatswesen zerfressen wird.

Als der Krieg gegen Deutschland erklärt worden war, aber für die fieberhafte Ungeduld der Franzosen zwei peinlich-lange Wochen hindurch keine kriegerische Begebenheit von irgend welchem Belange nach Paris gemeldet ward, da gestanden die Zeitungen, die sich in tollen Ausbrüchen überboten, es selber ein, daß sie vor Aufregung nahe daran seien, in Tollheit zu verfallen. Das „Paris-Journal", das unter den kläffenden Zeitungen in erster Reihe stand, ließ sich so vernehmen:

„Wir hungern nach Siegen!"

Dann ruft es klagend aus:

„Am Ende sind wir bis zum fünfzehnten August nicht in Berlin!"

Aber sich schnell wieder beruhigend, fügt es hinzu:

„Freilich wissen wir, daß diese Verzögerung ihren Zweck haben wird."

Und jetzt, in die herausfordernde Stellung zurückschnellend,

die diesem treuesten Ausdrucke übermüthigen Pariserthums so durchaus angemessen war, ruft es vermessen aus:

„Wir können ja nicht besiegt werden!"

Natürlich fehlte es dem „Paris-Journal" in der französischen Presse nicht an Collegen, die es ihm an frecher Ueberhebung gleichthaten, ja, sich bestrebten, es in Rodomontaden zu überbieten, wenn dies irgend möglich sein sollte. Aber was ist romanischer Großrednerei nicht möglich!

Der „Gaulois" also, das „Paris-Journal" wo möglich an Prahlerei und cynischem Frohlocken über Mord und Brand noch überbietend, berichtete in jubelndem Tone:

„Großer Sieg bei Saarbrücken! Augenblicklich ist Saarbrücken nur noch ein Häufchen Asche."

Daß die Einäscherung einer offenen Stadt von Seiten der Franzosen gerade keine Heldenthat sei, fiel dem Gaulois gar nicht ein. Die Franzosen sahen immer nur auf den die Welt blendenden Effect. Deshalb sind die Mordbrennereien in der Pfalz zur Zeit Ludwig's XIV. von Seiten französischer Schriftsteller niemals so gebrandmarkt worden, wie sie es verdienten. Sobald der Zweck — der Ruhm — erreicht wird, finden die Mittel — echt jesuitisch — bei Franzosen stets Entschuldigung. C'est la guerre — mit dieser Redensart kommen sie über alles hinweg.

Wie der Gaulois die Einäscherung Saarbrücken's mit Frohlocken verkündete, so berichtete das „Paris-Journal" mit sichtbarer Genugthuung:

„Schon sind beim Ministerium des Innern sechs Bewerbungen um die Stelle eines Unterpräfekten in Saarbrücken eingelaufen."

War die vom Gaulois berichtete Einäscherung Saarbrücken's zum Glück nur ihrem kleinsten Theile nach wahr, so bezweifeln wir die Mittheilung des „Paris-Journal" doch keinen Augenblick. Im Gegentheil, wenn man die Gier der Franzosen nach einer Staats-

anstellung kennt, die nur von der Aemterjagd der Nordamerikaner bei der Erneuerung der Präsidentenwürde übertroffen wird, so möchte man eher glauben, daß sich sechszig, als sechs Bewerber für den Posten eines Unterpräfekten in Saarbrücken gemeldet hätten. Schon die Aussicht, eine Uniform tragen zu können, ist für die gallische Putzsucht von unwiderstehlichem Reize.

Die Eitelkeit haftet jedem Franzosen ohne Ausnahme an und wir sind sehr oft betrübt, aber nach der genauen Charakterkenntniß dieses Volkes nicht mehr erstaunt, wenn wir gewahren, wie selbst die edelsten Männer einer in vieler Hinsicht so anziehenden Nation sich nach jener Seite die bedenklichsten Blößen geben. So ward Chateaubriand, ein nicht blos glänzendes Talent, sondern auch ein reiner und edler Charakter und eine höchst zartsinnige Persönlichkeit, durch den französischen Nationalfehler verführt, für ein höchst auffallendes, ja, wir dürfen sagen ungeschliffenes Benehmen Ludwig's XVIII. kein Wort des Tadels zu haben, weil er aus einem, allen Regeln der guten Sitte Hohn sprechenden Benehmen berechtigtes Selbstbewußtsein heraus las. Erzählen wir den Hergang und lassen dann den Zuhörer selber urtheilen!

Während der Anwesenheit des russischen Kaisers und des preußischen Königs in Paris, nach der Niederwerfung Napoleon's I., wurden häufig Truppenmusterungen abgehalten, denen Ludwig XVIII. wegen seines schwerfälligen Körpers und seiner Gicht nicht zu Pferde, sondern nur vom Balcone seines Schlosses beiwohnen konnte, weshalb man sie im Tuilerienhofe stattfinden ließ. Die fremden Herrscher hatten nun die Zartheit, daß sie ebenfalls nicht zu Pferde stiegen, sondern wie morsche Veteranen vom Stuhle aus dem Schauspiele beiwohnten. Weit entfernt, diese Zartheit zu würdigen, wie sie es verdiente, beging er sogar die Unschicklichkeit, zu seinem Gunsten einen Unterschied zwischen sich und seinen Gästen hervortreten zu lassen. Er befahl nämlich, daß ihm allein ein Armsessel gebracht

werden solle, während der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nur gewöhnliche Stühle erhielten. Hierdurch wollte er kindischer Weise andeuten, daß er, der Enkel des heiligen Ludwig's und der Nachkomme einer so langen Reihe von Königen, unendlich vornehmer sei, als die Herrscher von Preußen und Rußland. Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. waren ihrerseits zu vornehm, um eine solche Kleinigkeit zu beachten, wenigstens äußerlich davon Notiz zu nehmen. Innerlich aber werden die Bourbons dem Kaiser Alexander durch dies thörichte und unschickliche Benehmen noch verhaßter geworden sein, als sie es ohnehin schon waren. Mit ähnlichem Mangel an Takt verfuhr Ludwig XVIII., wenn er den Kaiser von Rußland und den König von Preußen zur Tafel geladen hatte. Sobald gemeldet ward: „Le roi est servi!“ watschelte die unförmliche Fleischmasse, die sich Ludwig XVIII. nannte und die auf den Füßen sehr schwach war, mit ängstlicher Schnelligkeit zu den Thüren des Speisesaales, um, als der Vornehmere, nur ja vor seinen Gästen zuerst hineinzuschreiten. Wie schon oben bemerkt, hat der sonst so feine und zarte Chateaubriand für dies unerhörte Benehmen kein Wort des Tadels, sondern scheint es als ein Bravourstückchen zu betrachten.

Man ersieht hieraus, wie bei der französischen Eitelkeit Recht, Billigkeit, Anstand, Dankbarkeit, kurz, alle moralischen und gesellschaftlichen Tugenden Schiffbruch leiden.

Die Prahlerei ist nun mit der Eitelkeit Geschwisterkind und auch in ihr wird von dem französischen Volke Erstaunliches geleistet.

Wie die Gascogner wegen ihrer Prahlereien und Aufschneidereien in ganz Frankreich bekannt sind und es nicht viel daran fehlt, daß „Gascogner“ und „Lügner“ ein Synonym bilden, so sind die Franzosen die Gascogner Europas. Man ist stets bei ihnen darauf gefaßt, daß sie, gleich dem Kukuk, in beängstigender Einförmigkeit

ihren eigenen Namen rufen. Auch ist der Menschen- und National-kenner durchaus nicht erstaunt, sie sich selbst so loben und preisen zu hören, daß ein Fremder dagegen gar nicht ankommen kann.

Von der Prahlerei der Franzosen hatten die Russen während der denkwürdigen Belagerung von Sebastopol mannigfache Beispiele. So fragten russische Officiere einen gefangenen französischen Soldaten, ob er glaube, daß von den Belagerern in nächster Zeit wieder ein Bombardement werde eröffnet werden. Der französische Soldat antwortete mit stolzem Gesichtsausdrucke: „Ich glaube wohl, daß noch eins stattfinden wird, so eine Art Erdbeben! Und gut besorgt wird es sein, das da, paßt auf! Es wird sein wie das jüngste Gericht.“ Da ihm das jüngste Gericht noch nicht bedrohlich genug schien, so fügte er schnell hinzu: „aber im Großen!“

Bekanntlich werden die Franzosen, so weit es auf sie ankommt, niemals besiegt. So suchte auch General Pelissier, sehr charakteristisch für seine eitele Nation, den unangenehmen Umstand, daß die Russen einen auf ihre Wälle unternommenen Angriff mit großer Kraft zurückgeschlagen hatten, auf ziemlich lächerliche Weise umzudeuten. Pelissier berichtete nämlich nach Paris: „Die Belagerten hatten, trotz unsers gestrigen Unglücks, daß sie ohne Zweifel bedeutend übertreiben werden, diese Nacht Furcht bekommen und eine ziemlich lange Zeit mit allen ihren Kanonen in's Leere geschossen.“

Wenn je mit Kanonen in's Leere gefeuert ward, so geschah es von Seiten der Franzosen während der Belagerung von Paris. Sie müssen demnach, wenn die Pelissier'sche Vermuthung zutrifft, sehr an Furcht vor den Deutschen gelitten haben.

Der Krimkrieg ist überhaupt besonders reich an Rodomontaden von Seiten der europäischen Gascogner, mit andern Worten, der Franzosen.

An prahlerischen Redensarten hat es auch der Prinz Napoleon nicht fehlen lassen, der bekanntlich besser zu reden, als zu fechten

versteht. So sprach er bei einem Festmahle im Wintergarten, als Frankreich trotz des Krimkrieges die Weltausstellung nicht verschoben hatte:

„Unsere Regierung hat einen Beweis des Vertrauens auf ihre Kraft gegeben, indem sie Frankreich zeigt in den ernsten Umständen, worin Europa sich befindet; es geschieht, meine Herren, weil sie Frankreich geeignet glaubt, von Allen gesehen zu werden."

Ferner sprach der Prinz Napoleon von dem „Berufe Frankreichs zur Initiative."

Wir wollen uns jetzt aus dem prahlenden Paris wieder nach der Krim zurückbegeben, wo die Rodomontaden hageldicht herniederschauern.

General Forey wäre kein echter Franzose gewesen, wenn er seine Landsleute nicht zum Nachtheile der Russen herausgestrichen hätte. So berichtete er am 7. November 1854 an den Oberbefehlshaber: „Sie werden aus der Zahl der kampfunfähig gemachten Officiere ersehen, mein General, daß sie das specielle Ziel der feindlichen Schüsse sind. Die französischen Officiere sind darauf um so stolzer, als sie nicht, wie die feindlichen, ihren Rang unter einer Soldaten-Capote verstecken."

Hatte der General Forey die größere Todesverachtung der französischen Officiere gegenüber den russischen hervorheben zu müssen geglaubt, so wollte der französische Militair-Intendant in seinem Verwaltungszweige sich den ihm gebührenden Vorzug ebenfalls nicht entgehen lassen. Da nun Andere in der Anerkennung säumig sein konnten, so machte er sich zur Sicherheit selber an's Werk und erließ an den Oberbefehlshaber einen mit seinem Namen (Blachot) unterzeichneten Bericht, der in seiner prahlerischen Fassung so lautet:

„Herr Marschall! Die französische Armee hat abermals ihre ungeheure Ueberlegenheit gegenüber der russischen bewiesen. Es kommt mir nicht zu, von den Kämpfen vom 5ten zu sprechen, aber

ich habe Ihnen über die bei dieser Gelegenheit getroffenen administrativen Maßregeln Bericht zu erstatten."

Den drolligsten Eindruck macht es, wenn die Franzosen sich ihrer Bescheidenheit rühmen, und wenn es dann zum Vorschein kommt, was sie unter Bescheidenheit verstehen. So rühmte der Moniteur die große Bescheidenheit, mit welcher der Marschall St. Arnaud über seinen Sieg an der Alma gesprochen habe. „Der Kaiser," so hieß es im Moniteur (den 7. October 1854) „hat folgenden Bericht des Marschalls St. Arnaud über den Sieg an der Alma erhalten. Niemand wird ohne Bewegung diese so einfache Darstellung eines so großen Sieges lesen, in welcher der Feldherr von Jedermann, nur nicht von sich selbst spricht." Da es im Allgemeinen bei den Franzosen fast niemals zutrifft, daß sie ihr Verdienst, falls sie ein solches unbestreitbar errungen haben, durch Vermeiden jedes Selbstlobes zu erhöhen wissen, so wollen wir uns den Bericht des Marschalls St. Arnaud einmal genauer ansehen, ob er das ihm gespendete Lob der Bescheidenheit denn wirklich verdient. Es heißt in dem bezüglichen Berichte unter anderm:

„Mein Zelt befindet sich an derselben Stelle, wo noch am Morgen das des Fürsten Menschikow gestanden hatte, welcher so fest davon überzeugt war, daß es ihm gelingen werde, unsern Marsch aufzuhalten und uns zu schlagen, daß er seinen Wagen zurückgelassen. Ich nahm denselben nebst seinem Portefeuille und seiner Correspondenz und werde die darin enthaltenen werthvollen Angaben benutzen. Auf einen französischen kommen sieben russische Todte. Ich werde es mein ganzes Leben bedauern, daß ich nicht wenigstens meine beiden Regimenter afrikanischer Chasseurs bei mir hatte. Die Zuaven haben die Bewunderung beider Heere errungen; sie sind die ersten Soldaten der Welt."

Ist es nun allerdings zu unserm höchsten Erstaunen vollständig wahr, daß der Marschall St. Arnaud sich selbst nicht gerühmt hat,

so sehen wir doch, daß dem französischen Heere das Lob reichlich gespendet wird. Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß das Lob ein berechtigtes war, da die französischen Soldaten in der Krim sich vortrefflich schlugen, wie denn, mit geringen Ausnahmen, ihnen eine glänzende Tapferkeit von jedem gerechten Beurtheiler zugestanden werden muß. Nur bleibt es ewig zu beklagen, daß die Franzosen, wie die Kinder, nicht lassen können, sich selber zu loben. Die Eigenschaft, die Sallust an dem Jugurtha rühmte: „plurimum facere, minimum ipse de se loqui,“ fehlt gänzlich in dem französischen Nationalcharakter. Als während des Krimkrieges 60,000 Rekruten ausgehoben wurden, da die Sterblichkeit des französischen Heeres eine ausnehmend große war, zogen die jungen Leute vom Lande in die Städte hinein mit Fahnen, die alle sehr prahlerische Inschriften trugen. Unter andern las man auf dem Banner, mit welchem die Rekruten in Perigueux einmarschirten: „Die Perigourdiner auf dem Marsche nach St. Petersburg.“

Man sieht, die Franzosen bleiben immer dieselben und das Wort Napoleons von den Bourbons, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben, paßt auf die Nation vom Haupte bis zu den Gliedern. Im Jahre 1854 wollten die französischen Rekruten in Petersburg einziehen, im Jahre 1870 war Berlin die Residenz, die sie mit ihrer Gegenwart zu beehren gedachten. Glücklicherweise sah Berlin sie nur als Gefangene.

Bei der großen Pariser Ausstellung im Jahre 1855 machte ein Russenfresser*) den Besuchern viel Vergnügen und erregte meist lautes Gelächter, so namentlich bei dem sich damals noch im Knabenalter befindlichen Prinzen von Wales. Der Russenfresser trug die

*) Dieser Russenfresser war eine Art von Gargantua, erinnerte mithin die Franzosen an einen ihrer besten Schriftsteller. Die Franzosen sollten Rabelais um so höher halten, da Humor im Allgemeinen ein Ingrediens ist, das ihrer in vieler Hinsicht so verdienstlichen Literatur nur spärlich beigemischt ward.

Uniform eines französischen Garde-Grenadiers und hatte den Malakoff-Thurm zwischen seinen Knieen. Von Zeit zu Zeit öffnete er seinen sehr umfangreichen Mund, der einen so starken Athem entsandte, daß dadurch ein Kosak in sein Bereich gezogen ward, den er dann unter gewaltigem Augenverdrehen die Kehle hinabbeförderte. Es gelang dem unersättlichen Riesen, während einer Minute fünfzehn Russen zu verspeisen.

Heinrich von Maltzahn berichtet uns, wie im Anfange des Krieges von 1870 ein Zuave — also keine künstliche hölzerne Figur — in Algier den lachenden Zuschauern ein seltsames Schauspiel zum Besten gab, nämlich daß er einen als Preußen ausgekleideten Hampelmann hinunterwürgte. Wir können uns lebhaft vorstellen, daß dies Schauspiel die Franzosen sehr erheiterte, denn Alle ohne Ausnahme waren ja überzeugt, daß ihre Soldaten das ganze preußische Heer auf's Bequemste verspeisen würden. Als französische Reisende, die bei der plötzlichen Kriegserklärung eilends aus einem deutschen Badeorte in ihre Heimath zurückkehrten, auf einem Bahnhofe im Süden Deutschlands einberufene Baiern mit großer Zärtlichkeit von ihren weinenden Verwandten Abschied nehmen sahen, flüsterte ein französischer Herr seiner Gattin theilnehmend zu: „Ces pauvres garçons! Nos Africains les mangeront.“

Dank dem Himmel, daß die Franzosen die Deutschen nicht verspeist haben, sondern daß diese sich fünf Milliarden und ein schönes, ihnen früher entrissenes Grenzland zu Gemüthe führten.

Wie die Franzosen den Mund voll zu nehmen wissen, bewies auch ein junger Soldat im 97sten Linienregimente, der von seiner Braut, als er in den Krim-Krieg zog, sich mit folgenden Worten verabschiedete:

„Halte Dich bereit! Ich werde Dir von unsern Siegen bald zu berichten haben und zwar werde ich den Rücken des letzten fliehenden Russen als Schreibpult benutzen. Vielleicht werde ich mich

einer Feder bedienen, die kurz zuvor Fürst Gortschakoff gebraucht hat. Wir werden vor dem Advent einander heirathen; Du kannst darauf zählen und auf den Ruinen des Malakoff's das Carneval halten."

Als nun wirklich der Malakoff gestürmt worden, empfing die Braut des kecken Liniensoldaten folgenden Brief:

„Sebastopol, den 9. September 1855.
Aus der im Palaste Gortschakoff's eingerichteten Wachtstube.

Mein theures Herz!

Ich erwarte Dich.

Auf immer der Deinige.
Julian."

Man sieht, wie Herr Julian, dem Julius Cäsar nacheifernd, sich in seinem Stil nach großer That großer Kürze befleißigte.

Natürlich genügt es den Franzosen nicht, sich allein zu loben, sondern von Zeit zu Zeit lassen sie auch ihre Freunde und Feinde auftreten, die ihnen ebenfalls Weihrauch streuen müssen. So berichteten die französischen Blätter von 400 russischen Gefangenen, die am 7. Juni 1855 in's französische Lager gebracht worden, und unter denen sich ein Oberst und dreizehn Subaltern-Officiere befunden hätten. Der Oberst nun, als die vornehmste Person, ward von den französischen Zeitungen redend eingeführt und zwar in folgender Weise: „Mit Euren Blauhosen und Euren Rothhosen werdet Ihr Sebastopol nehmen, obgleich mit vieler Mühe; Eure Soldaten sind keine Menschen, sondern Löwen."

Doch die Franzosen nahmen nicht blos in den Feldzügen, wo sie siegreich waren, den Mund voll, nein, sie prahlten auch in dem für sie so unglücklichen Kriege von 1870 in der alten, gewohnten Weise.

Wenn bei Völkern, wie bei Einzelnen, das Unglück häufig als eine heilsame Arznei wirkt, die das der Constitution Schädliche wegschafft, so hatten die Niederlagen, welche die Franzosen vom August 1870 bis gegen Ende Januar 1871 erfuhren, leider nicht diese wohlthätige Folge, sondern sie steigerten nur ihre schon riesengroße Eitelkeit bis zur Tollheit. Während die französischen Heere von den Deutschen in blutigen Schlachten niedergeschmettert und zu Hunderttausenden in die Gefangenschaft abgeführt wurden, verglich der „Figaro" seine Landsleute mit den Helden Plutarch's. Es klingt unglaublich, aber die eigensten Worte des „Figaro" mögen für den unheilbaren Hochmuth und die unerschöpfliche Prahlerei der Franzosen Zeugniß ablegen. Der „Figaro" sagt nämlich:

„Die Helden Plutarch's ...... die französische Armee zählt sie in ihren Reihen. Ihr Muth hat den jener Griechen und Römer übertroffen, deren Namen die Mehrzahl unserer Braven wahrscheinlich niemals hat nennen hören."

Das „Paris-Journal", mit dem „Figaro" stets an Tollköpfigkeit wetteifernd und dasselbe an hochmüthiger Ueberschätzung des französischen Volkes noch überbietend, äußert sich über die französischen Niederlagen, die es wirklich eingesteht — freilich sie gleich wieder beschönigend — in folgenden Worten:

„Unsere Soldaten können sich ihre Niederlagen nicht erklären. „Wir sind verrathen," geben sie unveränderlich zur Antwort, wenn man sie nach den Ursachen ihres Mißgeschickes fragt.

Und in der That, wenn der französische Soldat nicht siegt, so muß er nothwendig verrathen sein!"

Man konnte aus den obigen Anführungen des „Figaro" und des „Paris-Journal" bereits ersehen, daß nicht blos die französischen Militairs den Mund ungewöhnlich voll nehmen. Nein, die französischen Civilisten sind ebenfalls Maulhelden und unter ihnen glänzte vor Allem Alexander Dumas, trotz seines Mulattenkopfes

die treueste Ausprägung der gallischen Großrednerei. Da Alexander Dumas seine Theaterstücke für die besten der Welt hielt, so konnte man ihn häufiger sagen hören: „Wenn wir damals gelebt, wir hätten es vielleicht nicht besser gemacht, als dieser Corneille.“ Auch hatte Alexander Dumas die Gewohnheit, wenn einzelne Stellen in seinen Stücken vom Publikum lebhaft beklatscht wurden, lauter, als alle Uebrigen, zu applaudiren. Als Bekannte ihm bemerklich machten, daß sie dies für nicht ganz schicklich hielten, so zog er mitleidig die Achseln in die Höhe und antwortete: „Der Verfasser muß die schönen Stellen seiner Stücke doch besser kennen, als ein Fremder.“

Wenn es scheint, daß Alexander Dumas in Bezug auf Prahlerei nicht übertroffen werden dürfte, so muß er doch hin und wieder vor Victor Hugo die Segel streichen, gegen dessen Bombast Alles matt und farblos erscheint. Bekanntlich hat Victor Hugo für Paris den Namen der „heiligen Stadt“ erfunden, obgleich er in seinen „Misérables“ doch selbst erzählt, daß eine genaue chemische Analyse es unwiderleglich dargethan, wie die Luft über einem Düngerhaufen nicht so viele verpestete Bestandtheile in sich schließe, wie die über Paris. Und von der moralischen Atmosphäre der „heiligen Stadt“ hat ja Louis Veuillot in seinen „Odeurs de Paris“ gerade kein reineres Bild entworfen. Nichtsdestoweniger ist es für Victor Hugo gar nicht peinlich, mit seiner eigenen Behauptung in den schreiendsten Widerspruch zu gerathen und er nennt eine Stadt, die physisch und moralisch einem Düngerhaufen gleicht, „la cité sainte.“

Mit derselben prahlerischen Unwahrheit, mit welcher Victor Hugo Paris eine „heilige“ Stadt nennt, mit derselben sophistischen Aufschneiderei nimmt er den Rhein für Frankreich in Anspruch. Er sagt nämlich:

„Die Geographie mit ihrem unmaßgeblichen Willen der Höhen, Bette und Wasser, dem alle Congresse der Welt nicht für lange

Zeit widersprechen können, die Geographie giebt das linke Rheinufer an Frankreich. Die göttliche Vorsehung hat ihm schon dreimal beide Ufer gegeben. Unter Pipin dem Kurzen, unter Karl dem Großen und unter Napoleon."

Victor Hugo vergißt ganz und gar, daß sowohl Pipin der Kurze, als Karl der Große dem fränkischen Stamme angehörten, der während der ersten fünf Jahrhunderte sich mit den besiegten Galliern durchaus nicht verschmolz. Denn unter den Nachfolgern Karl's des Großen sprachen noch die Meisten blos fränkisch. Es gehörte also damals der Rhein den Franken, mithin Germanen, die sich ganz Gallien unterworfen hatten. Der Rhein war demnach kein Anhängsel von Gallien, sondern ganz Gallien war ein Bestandtheil des fränkischen, mithin des deutschen Reiches.

Wie die Franzosen sich gern in der betäubenden Atmosphäre des Selbstlobes und der Prahlerei aufhalten, so taumeln sie von dort leicht in das nebelvolle Gebiet der Lüge hinüber. Der berühmte Afrika-Reisende Freiherr Heinrich von Maltzahn sagt von der großen Nation, die sich selbst diesen Ehrentitel beilegt, Folgendes:

„Die Franzosen haben das Lügensystem mit der Muttermilch eingesogen. Sie können nicht anders, als lügen, blaguiren und renommiren."

Geben wir jetzt einige Proben, wie die französischen Lügen die französischen Prahlereien noch weit hinter sich lassen!

Der „Gaulois", sich nicht damit begnügend, daß er in Bezug auf Saarbrücken eine falsche Siegesnachricht gebracht hatte, verstieg sich zu der zweiten Lüge, daß er die Preußen, die sich ja durch eine musterhafte Disciplin auszeichnen, als Mordbrenner darstellte. Er berichtete nämlich:

„Von der Höhe über Saarbrücken beherrschen wir das ganze Saarthal. Die Preußen fliehen dem Rheine zu, sengend, plündernd

und Alles verheerend. Das ist ja die Taktik dieser ehrenwerthen Armee."

Bei ihren boshaften Verleumdungen griffen sich die französischen Zeitungen freundschaftlich unter die Arme, so daß die eine den Lügenbau der andern unterstützte. Das „Paris-Journal" charakterisirte die Preußen folgendermaßen:

„Die Preußen sind eine habsüchtige, egoistische, eroberungsgierige Race, die von jedem Deutschen ihr Pfund Fleisch verlangt; die Preußen sind die Shylocks Deutschlands. Vor der Kriegserklärung ergriffen sie die Franzosen, die vertrauensvoll auf ihrem schwefelhaltigen und chlorwasserstoffreichen Gebiete reisten; das Erste, was sie thun, ist, den Fremden ihre Effekten zu stehlen; sie brechen die Koffer auf und theilen sich in Alles, was sie darin finden. In ganz Preußen giebt es nicht einen einzigen Eisenbahnbeamten, der sich mit einem Fünf-Frankenstücke nicht bestechen ließe."

Die französischen Zeitungen begannen bei den ihnen so unerwarteten Niederlagen ihrer Heere einen förmlichen Veitstanz aufzuführen. Bald priesen sie in bombastischer Weise vermeintliche Heldenthaten ihrer besiegten Landsleute, bald ergingen sie sich in den wüthendsten Schmähungen gegen die siegreichen deutschen Heere. Der Figaro, als echter Barbier ringsum Schaum ausspritzend, versuchte die Preußen tüchtig einzuseifen, was ihm seinen leichtgläubigen Landsleuten gegenüber nicht gerade schwer fiel. Er überspritzte nun die Preußen mit folgendem Lügenschaume:

„Nicht etwa der Ehrgeiz oder die Idee der deutschen Einheit hat die Preußen über unsere Grenzen getrieben, behüte Gott, nichts als der Hunger und das Elend.

Gleich ausgehungerten Wölfen, die einen Schafstall wittern, haben sie sich auf unser Hab' und Gut gestürzt. In einem von Gott verlassenen Lande lebend, auf einem wilden, leeren, kränklichen

Boden, unfähig, denselben zu bearbeiten und zu wenig intelligent, um durch Geist, Arbeit, Industrie und Kunst aus der Fremde Capitalien herbeizuziehen, haben sie diese durch Raub und Diebstahl sich verschaffen wollen. Sie haben sich gesagt: Wir haben keine Stiefeln; die Franzosen haben sie. Wir haben kein Brod, kein Fleisch, keine Cigarren, keine schönen Künste, keine Industrie, keinen Handel. Wir sind zu dumm, um uns das Alles selbst zu erzeugen. Also stehlen wir es uns! — Und so haben sie uns überfallen."

Nachdem der Figaro so die Preußen im Allgemeinen verarbeitet hat, wendet er sich noch besonders dem preußischen „Landsturme" zu, den er mit folgender schmeichelhaften Schilderung bedenkt:

„Seht sie Euch einmal an, wie sie kommen, die Männer des Landsturms! Beim Rufe des Vaterlandes haben sie ihren Großvaterstuhl und ihre kleinen Kinder verlassen und da sind sie nun, die letzten Soldaten, der letzte Trost der preußischen Armee.

Welche edlen Greisenköpfe! Der jüngste darunter ist fünfzig Jahre, er ist das Kind des Regimentes. Die Andern marschiren schwer und mühsam, mit gekrümmtem Rücken, wie es ihrem Alter zukommt. Man glaubt ein Heer von ergrauten Senatoren zu erblicken.

Seht sie Euch an! Der Kopf wackelt Ihnen unter dem Helme: anstatt der Haare tragen sie eine schwarzseidene Schlafmütze darunter. In der Arrièregarde stecken lauter Gichtbrüchige; ihr Keuchen und Husten vertritt die Regimentsmusik."

Obgleich die Berichte der Revue des deux mondes sich durch eine Objectivität auszeichnen, wie sie bei der subjectivsten Nation der Welt überhaupt möglich ist, so brachte doch der für die französische Eitelkeit so tödtliche und sie doch bald wieder zu frischestem Leben erstehen lassende Krieg von 1870 sämmtliche Mitarbeiter dieses Blattes um die Klarheit ihres Urtheils und die sonst an

ihnen zu rühmende Besonnenheit. So entwirft ein Herr Mézières von der preußischen Landwehr und dem preußischen Landsturm *) in einem Aufsatze, betitelt: „L'Invasion en Lorraine“, ein ähnliches Bild, wie es uns der Figaro zum Besten gegeben. In Bezug auf die unwahre Beurtheilung des deutschen Heeres bildet demnach die Revue des deux mondes mit dem Figaro ein par nobile fratrum. Herr Mézières schildert nun die preußische Landwehr mit folgenden Worten:

„Aujourd'hui encore, après ces passages successifs, on voit arriver des régiments de landwehr, peut-être même de landsturm, composés d'hommes à cheveux blancs, qui marchent le dos courbé et les jambes arquées par le travail de la terre.“

Die Franzosen, durch ihren Haß und ihren Hang zum Lügen einfältig gemacht, bedenken nicht, welche Schande es für sie wäre, wenn die Landwehr unter General Kummer, die so heldenmüthig alle Durchbruchsversuche des Marschalls Bazaine zurückschlug, wenn diese in schönster Manneskraft prangenden Truppen wirklich aus Greisen mit gekrümmtem Rücken bestanden hätten.

Wir hörten erst den Figaro mit vollsten Lungen schimpfen und sahen ihn mit frechster Stirn lügen. Damit er einen Augenblick Athem holen könne zu neuem Geschimpfe — auch sein Lügengeist bedarf vielleicht eines momentanen Verschnaufens — löst ihn ein anderes französisches Journal ab, dem es ebenfalls nicht darauf ankommt, seinen Lesern die haarsträubendsten Unwahrheiten aufzutischen. So berichtet der „National“:

„König Wilhelm ist verrückt geworden! Die heftige Gemüthsbewegung, in welche ihn die Schlachten vom 14., 16. und 18. versetzt, in denen die Blüthe des preußischen Adels niedergemäht worden

*) Letzterer wurde nie aufgeboten, konnte demnach auch nie in Frankreich gesehen werden; doch was kümmert dies die erfindungsreichen Franzosen!

ist, hatte schon sein Gehirn erschüttert; die entsetzlichen Scenen bei den Steinbrüchen von Jaumont haben ihm vollends den Verstand geraubt.

So lange wie möglich hat man den Zustand des Königs zu verheimlichen gesucht, und Graf Bismarck ist in aller Eile nach Berlin zur Königin Augusta abgereist, um sie auf den über die Hohenzollern'sche Dynastie verhängten Schlag vorzubereiten."

Unterdessen ist Figaro wieder zu Athem gekommen und wirft sich mit wahrem Heißhunger über die vom National-aufgetischte Lüge. Er läßt sich ein Schreiben aus Deutschland zugehen, dem er folgendes entnimmt:

„Ein Brief aus Rastadt giebt uns neue Einzelheiten über das schon gemeldete Ereigniß, den Wahnsinn des Königs von Preußen. Wie es scheint, ist derselbe ein Familienleiden, welches das Unglück von Jaumont nur zum Ausbruch gebracht hat.

Man versichert uns, daß der König unter der Escorte von zwei höheren Officieren am 29. August Heidelberg passirt hat, um nach Berlin geführt zu werden."

Um die in dem angeblichen Briefe aus Rastadt vorkommende Stelle: „das Unglück von Jaumont u. s. w." verstehen zu können, müssen wir zu den Lügen der französischen Zeitungen die Lüge des französischen Kriegsministers Grafen Palikao hinzugesellen, dem es auf eine Unwahrheit in Frankreich ebenso wenig ankam, wie auf einen Raub in China. Der Kriegsminister Graf Palikao hatte sich nämlich nicht gescheut, im gesetzgebenden Körper vor dem Angesichte Europa's folgende Lüge auszusprechen:

„Ich habe mehreren Abgeordneten die Depeschen gezeigt, daß, anstatt den 18. August einen Sieg gegen Bazaine davongetragen zu haben, drei preußische Armeecorps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden sind."

Ruhigen, besonnenen und gewissenhaften Menschen wird ordentlich schwindeln inmitten aller der französischen Lügen und Prahlereien, wo die ganze Nation in Sack und Asche hätte trauern sollen.

Wenn der „National" und der „Figaro" dem Könige Wilhelm Verrücktheit angedichtet haben, so fügt das „Paris-Journal", das sich im Flunkern von Niemandem übertreffen lassen will, noch die Krankheit des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Moltke hinzu. Es schreibt nämlich:

„König Wilhelm ist krank; General Moltke soll schwer leidend sein; der berühmte Friedrich Karl, der Sieger von Sadowa, ist unwohl — und die Kasse ist leer. Das Geld aber ist der Nerv des Krieges; man kann freilich Frankfurt nicht alle Tage plündern" u. s. w.

Nachdem das „Paris-Journal" die Hauptanführer des deutschen Heeres glücklich mit schwerer geistiger oder körperlicher Krankheit behaftet hat, reckt es sich in seinem Vollgefühle wieder bis zu den Wolken empor und warnt vor Friedensgedanken. Auch wendet es sich mit stolzer Geberde an Europa, als ob dieses nach wie vor sich französischem Uebermuthe zu beugen habe. Die merkwürdige Auslassung des „Paris-Journal" lautet:

„Um Gottes willen, keinen Frieden! Wer dies schändliche Wort ausspricht, der sei als Verräther festgenommen und wie ein Hund niedergeschossen!

Friede! Ja wohl, in Preußen werden wir ihn schließen!

Und vor allen Dingen schweige Europa!

Es nehme sich in Acht!"

Je weiter die deutschen Heere in Frankreich einrücken, desto löwenmuthiger geberdet sich das „Paris-Journal". Es ruft, als ob es einen Triumph zu verkünden hätte:

„Preußen ist bei uns! Jetzt haben wir's! Jetzt steht es nicht mehr unsern löwenmuthigen Truppen allein gegenüber, sondern zwei

Millionen Bürgern, die sterben oder morden wollen. Preußen hat sich also fangen lassen von dieser Kriegslist der Vorsehung! Gott allein ist dabei der wahre Taktiker gewesen.

Preußen besudelt den Boden einer Nation, die durch fünfzig lange Friedensjahre unerschöpflich geworden ist an Eisen, an Gold und an Blut.

Denkt Ihr wohl daran? Ja, Ihr denkt daran. Und anstatt zu fürchten, lacht Ihr, zuckt die Achseln und rüstet Euch zur Wollust der Metzelei.

Es soll das letzte Blut sein, das vergossen wird? Gut. Aber es werde in Katarakten vergossen, vergossen mit der göttlichen Wollust der Sündfluth!"

Wir müssen aufhören und wollen diesen Ausbrüchen tollster Vermessenheit und vermessenster Tollheit nicht weiter unser Ohr leihen. Es wird einem bei solchem wüsten Treiben zuletzt ganz wirr im Kopfe, und man fragt sich ängstlich, ob das nicht Wahngebilde des eigenen Gehirns seien, oder ob man wirklich mit dem tollhäuslerischen Gebahren eines ganzen Volkes zu thun habe, das in ruhigem Zustande oft so liebenswürdig zu sein vermag.

Gewiß hat jedes empfindende Gemüth Mitleid mit dem Unglücke eines Einzelnen oder eines ganzen Volkes, und dieses sympathetische Gefühl pflegt sich durch die Betrachtung zu steigern, daß der jetzt im Staube Daliegende früher groß und von Allen bewundert dastand. So würde auch Niemand dem tiefen Falle des französischen Volkes sein Mitgefühl versagt haben, wäre Adel und Würde im Ertragen des Unvermeidlichen bemerkt worden. Aber inmitten der vernichtendsten Niederlagen von Helden des Plutarch zu sprechen und den deutschen Siegern, die so milde und schonend verfuhren, alle möglichen Gräuelthaten anzudichten, das erweckt naturgemäß Unwillen und erstickt das aufkeimende Mitleid. Ist wohl je die Nemesis der Natter der Lüge sichtbarer auf den zischenden Rachen

getreten, als in den Schandthaten, deren Stätte Paris war? All' das Abscheuliche, was die Franzosen den Deutschen angedichtet hatten, mußten sie gegen sich selber begehen. In der durch Petroleum bewirkten Verbrennung der herrlichsten Gebäude von Paris, in der Niedermetzelung von Tausenden, ward die Lüge und zugleich der Hochmuth des Franzosenthums bestraft. Denn Hochmuth war es ja, der die Herren Thiers und Favre mit Aufbietung aller Kräfte — sie drohten mit ihrem Rücktritte von der Regierung, und dann hätten die deutschen Staatsmänner Niemanden gehabt, mit dem sie den Frieden abzuschließen vermocht — der die damaligen französischen Machthaber sich mit Hand und Fuß dem Vorschlage der deutschen Unterhändler widersetzen ließ, die, als wohlverdiente Belohnung für die deutsche Beharrlichkeit, bei der monatelangen Einschließung von Paris, die Besetzung der französischen Hauptstadt und die Entwaffnung der Pariser Nationalgarden verlangt hatten. Graf Moltke wies namentlich mit seinem gewohnten Scharfblicke darauf hin, welche Gefahren daraus erwachsen würden, wenn man den Pariser Nationalgarden ihre Waffen ließe. Diesem Hochmuthe von Seiten der Herren Thiers und Consorten, die aber nur getreue Vertreter der französischen Ueberhebung waren, diesem Hochmuthe und der Nemesis, welche die den Deutschen angedichteten Gräuelthaten durch verruchte französische Hände begehen ließ, also sich selber und dem rächenden Geschicke hat Frankreich die Brand- und Mordscenen in Paris zuzuschreiben.

Nachdem wir an dem Nationalcharakter der Franzosen Grausamkeit, Eitelkeit, Prahlerei und Lügenhaftigkeit nachgewiesen haben, müssen wir als eine fernere unlöbliche Eigenschaft unsrer Nachbaren von den Vogesen — zum Glück brauchen wir sie nicht mehr unsre rheinischen Nachbarn zu nennen — ihre Habsucht verzeichnen, wo sie einzeln, und ihre Raubsucht, wo sie als Gesammtheit auftreten. Von der französischen Raubsucht zeugt schon die Erzählung des

Alterthums, daß ein Haufe Gallier bis zum Tempel von Delphi vorgedrungen sei und diesen habe plündern wollen. Ein rechtzeitig ausgebrochenes Unwetter habe glücklicherweise die Barbaren verscheucht und sie zur Strafe für die von ihnen beabsichtigte Tempelberaubung bis auf den letzten Mann vertilgt. Und dann ist ja die Erzählung von dem Brennus-Schwerte jedem Kinde, das nur irgendwie auf einer Schulbank saß, geläufig. Es tritt hier zu der Raubsucht die Verachtung jeglichen Rechtes hinzu. Uebrigens konnten von Brennus bis zu dem Marschalle Grafen Palikao *) herunter die Befehlshaber der Gallier, sobald sie siegreich waren und ihren Wünschen nachgegeben werden mußte, niemals genug bekommen. Was Ney in Magdeburg für unbescheidene Forderungen stellte, wissen wir aus den Memorabilien Immermann's. Weniger bekannt geworden ist es, wie der spätere Marschall Molitor die Einwohner der Stadt Stralsund fast bis auf's Hemde auszog. Johannes Scherr, der oft sehr starke Ausdrücke gebraucht, sagt demnach kaum zu viel, wenn er behauptet, die napoleonischen Marschälle und Generäle hätten geraubt, wie Wölfe, und gestohlen, wie Raben.

Wir müssen auf die an der Stadt Stralsund verübten Erpressungen hier etwas ausführlicher eingehen, da die Franzosen so viele Lügen in die Welt schickten in Betreff der Plünderungen und Vexationen von Seiten der Deutschen, die in einem ihnen so schändlich aufgedrungenen und von ihnen so siegreich geführten Kriege eine musterhafte Haltung bewahrten.

Wenden wir uns jetzt zu der Raubsucht des späteren Marschalls Molitor!

---

*) Die Pariser nannten den Marschall Grafen Palikao nie anders als „le premier coquin de la France.“ Besaßen die Franzosen früher an dem heldenmüthigen La Tour d'Auvergne „le premier grenadier de la France,“ so scheinen sie sich jetzt mit einem „premier coquin“ begnügen zu müssen.

Als der damalige Divisionsgeneral Molitor von dem Marschall Brune den Oberbefehl über die französischen Truppen in Schwedisch-Pommern übernahm, da hinterließ ihm sein Vorgänger ein sehr lockendes Beispiel, was der Stadt Stralsund abgepreßt werden könne. Marschall Brune hatte sich nämlich für seine schonende Behandlung der Stadt Stralsund 100,000 Francs zahlen lassen und gab überdies ein silbernes Schachbrett, das er aus der städtischen Kunstsammlung entliehen hatte, nicht zurück. Molitor, auf dies Beispiel fußend, kümmerte sich wenig darum, daß die damals kaum zwölftausend Einwohner zählende Stadt Stralsund immer mehr verarmte, da sie seit längerer Zeit auf alle nur denkbare Weise von den Franzosen ausgesogen worden und er ließ durch den Camerarius von Stegemann dem Magistrate um Neujahr 1808 eröffnen, es sei nach seiner Ansicht hohe Zeit, daß „Stralsund ihm ein angemessenes Geschenk mache." Da in dem Stadtsäckel, wie es durch die unaufhörlichen Anforderungen der Franzosen nur zu erklärlich war, damals die bedenklichste Ebbe herrschte, so stellte sich der Magistrat zuerst vollkommen taub. Doch das verfing gar wenig bei dem nichts weniger als blöden Franzosen. Molitor ließ nach kurzen Zwischenräumen immer dringender und bestimmter fordern, so daß am 20. Januar 1808, obgleich die Summe kaum aufzutreiben war, ihm tausend Louisd'or eingehändigt werden mußten.

Da die Stadt Stralsund den ungemessenen französischen Forderungen zu erliegen drohte, so benutzte sie die Anwesenheit des Marschalls Soult in ihrem Weichbilde — die in Schwedisch-Pommern befindlichen französischen Truppen gehörten zu seinem Heerestheile, weshalb er sie von Zeit zu Zeit besichtigte — um über die unerschwinglichen Forderungen, die französischerseits erhoben wurden, bei ihm vorstellig zu werden. Obgleich Soult für seine Soldaten sehr viel zu beanspruchen pflegte, so mußten ihm doch die in Pommern gestellten Forderungen allzu unbescheiden erscheinen, denn er ließ sich

wenigstens herbei, der Willkür einen Riegel vorzuschieben und das Maß des von den Bürgern zu Leistenden in runder Summe festzusetzen. So sollten unter andern von dem in Pommern commandirenden General monatlich 8000 Francs Tafelgelder erhoben werden dürfen, von dem auf Rügen commandirenden General 4000 Francs, von dem in Stralsund commandirenden General 3000 Francs, von jedem Brigadegeneral 1500 Francs u. s. w. Ward es den Bürgern auch sehr schwer, diese Summe aufzubringen, so freuten sie sich anfänglich doch, daß sie nun endlich bestimmt wußten, wie viel sie würden zu zahlen haben. Indeß, diese Freude sollte nicht lange währen. Denn, als sie am 20. Januar 1808 dem General Grafen Molitor aufwarteten, um ihm die so wiederholt geforderten 1000 Louisd'or zu überreichen, so nahm er sie zwar sehr freundlich auf, deutete ihnen aber mit liebenswürdiger Frechheit an, daß sie von dem Erlasse des Marschalls Soult ihm gegenüber eine Ausnahme machen möchten, d. h. sie sollten nach wie vor für seine Tafel sorgen, aber nichtsdestoweniger die Tafelgelder allmonatlich an ihn auszahlen. Herr General Graf Molitor beendete seine Rede, indem er lächelnd bemerkte, sie könnten überzeugt sein, daß der Marschall Soult gegen dies Uebereinkommen nichts werde einzuwenden haben. Die Mitglieder des Stralsunder Magistrats, die eben erst dem Vampyr Molitor die aus dem Schweiß und dem Blut ihrer Mitbürger erpreßten 1000 Louisd'or eingehändigt hatten, starrten den Unersättlichen mit schreckensbleicher Miene an und als sie allmälig ihre Sprache wiederfanden, so stammelten sie, wie sie nicht ermangeln würden, ihren Collegen von dem Wunsche Sr. Excellenz Kenntniß zu geben. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die schutzlosen Bürger dem französischen Machthaber auch diese neue Forderung zugestehen mußten, daß mithin General Graf Molitor sich seine Tafel nach wie vor von der Stadt Stralsund bestreiten ließ, und daß dieselbe außerdem zu den ihm von der Provinz allmonatlich zu zahlenden 8000

Francs ihren Beitrag leisten mußte. Noch eine dritte Ueberraschung bereitete Molitor der Stadt Stralsund. Diese, die so verarmt war, daß sie die Straßenlaternen nicht mehr konnte anzünden lassen, mußte doch bei Ehrentagen Frankreichs und der kaiserlichen Familie von der obersten Dachkammer bis zum Keller herab ihre sämmtlichen Häuser erhellen. Am 19. März 1808 strahlte das arme Stralsund — arm in zwiefacher Beziehung, weil der Stadt alles Geld von den Franzosen ausgepreßt war, und weil sie Freude heucheln mußte, wo ihr Herz nur Betrübniß kannte — am 19. März 1808 also, dem Namenstage der Kaiserin, strahlte Stralsund im Lichterglanze, und General Graf Molitor beging diesen festlichen Tag durch einen Ball, zu dem auch viele angesehene Bürger mit Frauen und Töchtern waren geladen worden. General Graf Molitor ließ es an guter Bewirthung und artigem Benehmen nicht fehlen, so daß seine Gäste von dem bis zum hellen Morgen währenden Feste ganz entzückt in ihre Behausung zurückkehrten. Wie aber ward den Vätern der Stadt zu Muthe, als ihnen Ehren-Molitor fünf Tage später eine Rechnung über die Kosten des Festes vorlegen ließ, die mit siebenhundert und siebenzig Thalern aus der Stadtcasse bezahlt werden mußte. Am 3. November 1808 ward Stralsund endlich von dem geldaussaugenden Molitor befreit. Doch konnte er nicht Abschied nehmen, ohne nach französischer Sitte noch etwas annectirt zu haben. Wie der Marschall Brune *) sich mit

*) Die französischen Marschälle hätten, wären sie in der alten Geschichte nicht meist sehr oberflächlich bewandert gewesen, vor der Uneigennützigkeit des Paulus Aemilius erröthen müssen. Dieser große Römer legte nämlich Millionen in die öffentliche Schatzkammer, starb aber so arm, daß seine Wittwe keinen Ersatz ihrer Aussteuer vorfand und für seine Tochter kein künftiges Heirathsgut vorhanden war. So lange die römische Republik derartige Helden erzeugte, war ihr Bestand gesichert, aber, seitdem Lucullus unermeßliche Schätze aus Kleinasien heranschleppte, seit dieser der Habsucht und dem vollständigen Genusse zueilenden Aera trieb der Wind das Staatsschiff mit Macht in den Hafen der Monarchie, wo für Geister, die sich nicht mehr auf den hohen Ton der Tugend gestimmt zeigten, am Besten gesorgt war.

dem Raube eines silbernen Schachbretts — das viele Geld nicht gerechnet — davon machte, so ließ Molitor sich aus der städtischen Kunstsammlung zwei kostbare Gewehre schenken, auf die er sein Auge geworfen hatte.

Ueber die Raubsucht, die von den Franzosen in fremden Ländern, über die sie als Sieger geboten, schamlos ausgeübt ward, hat sich Carnot, einer der reinsten und edelsten Charaktere des republikanischen Frankreichs, in Worten ausgesprochen, die keine Vertuschung zulassen. Carnot schreibt nämlich an General Moreau, den damaligen Oberbefehlshaber der Rheinarmee, am 15. Prairial, Jahr VIII., wie folgt: „Würde es nicht der Gipfel der Schmach sein, daß, während die Nation sich in den größten Opfern erschöpft, um den Krieg zu beendigen; daß, während das Blut des Landes in Strömen fließt, die durch die glänzendsten Siege nur schwach vergütet wurden, wäre es nicht eine Schmach, sage ich, daß unterdessen räuberische Kriegs-Commissaire und selbst Generale, die Früchte so vieler Opfer verschlängen? daß solche Menschen glauben dürften, die Ehre, Frankreichs Krieger zu befehligen, sei zugleich ein Freibrief, um zu rauben und die Früchte des Blutes und des Schweißes derselben seien ihr Eigenthum?

Nein, mein lieber General, solche Abscheulichkeiten dürfen nicht geduldet werden. Das Blut der Braven ist zu kostbar, um solchen Zwecken gewidmet zu werden. Bei der Rhein-Armee dürfen dergleichen Scheußlichkeiten nicht einreißen. Und was nützen dem Staate Talente und Dienste, wenn die Früchte, die sie erworben, so zum Nutzen des Einzelnen und nicht des Ganzen verwendet werden? Ja und wenn selbst die Größe des Talentes den Fehler aufwiegt, so bleibt immer noch das Verbrechen, der Armee das Beispiel einer Nichtswürdigkeit gegeben zu haben.

Ich ersuche Sie daher, mein lieber General, im Namen des allgemeinen Besten, unerbittlich gegen alle Unterschleif Begehenden,

mögen sie sein wer sie wollen, zu verfahren und hierin alle und jede partikulare Rücksicht bei Seite zu setzen."

Daß Carnot allen Grund hatte, über die in den verschiedenen französischen Heeren allgemein herrschende Raublust, namentlich bei den höheren Officieren, empört zu sein, geht aus dem Umstande hervor, daß nicht blos das militairische Ehrgefühl dadurch den sichtbarsten Schaden litt, sondern der Staat selber und zwar ganz unmittelbar. So ward der Ehrenbreitenstein auf Befehl des französischen Kriegsministeriums gesprengt, aber dies geschah von Seiten der damit beauftragten Officiere in so ungenügender Weise, daß die Grundmauern ganz wohlerhalten blieben. Und war hieran Nachlässigkeit Schuld? Dies wäre, von militairischem Standpunkte betrachtet, schon äußerst strafbar gewesen. Aber der wirkliche Grund war nicht blos strafbar, sondern verächtlich. Die Officiere hatten nämlich die Hälfte des Geldes, das für Ankauf des Pulvers zum Zweck der Sprengung vom Ministerium ausgeworfen worden, in ihre Privatsäckel abgeführt und demnach die Sache so ungenügend in's Werk gesetzt, daß der beabsichtigte Zweck bei weitem nicht erreicht ward. Da dergleichen Unterschleife von Seiten deutscher Officiere fast undenkbar sind, so liegt, falls ähnliche Veruntreuungen sich in Frankreich unsterblich zeigen sollten, schon hierin eine Gewähr für Deutschland, daß es von einem Staatswesen, dessen moralische Grundlagen in dem Grade unterhöhlt sind, nichts zu besorgen habe. Es begräbt vielleicht sich selber, aber nicht andere.

Uebrigens raubten nicht blos die französischen Officiere, sondern auch die französischen Soldaten bis zur jüngsten Zeit herab in herzhaftester und schamlosester Weise.

Wenn der Marschall St. Arnaud im Anfange des Krim-Feldzuges die Zuaven die ersten Soldaten der Welt nannte, so scheinen sie wenigstens die ersten und gewandtesten im Wegnehmen fremder Gegenstände gewesen zu sein. Wir behaupten dies, nicht auf eine

deutsche Quelle gestützt, sondern können für unsere Ansicht einen Bericht ihrer damals sehr getreuen Bundesgenossen, der Engländer, anführen. Ein englischer Kriegscorrespondent berichtete nämlich während des Krim-Feldzuges an eine heimische Zeitung über die Gegenstände, die sich die Zuaven nach einer siegreichen Schlacht zu Gemüthe geführt hatten, in folgender zuverlässigen — weil nach englischer Gewohnheit statistisch vorgehenden — Weise:

„Ich habe mit meinen eigenen Augen eine ganz respektable Sammlung der verschiedenartigsten Werthgegenstände gesehen, welche ein Zuaven-Unterofficier in seinem Tornister mit sich trägt, die er natürlich ohne alle Mühe aus den Taschen der Todten zu sich gesteckt hat. Unter dieser Collection befanden sich 18 Stück theils goldene, theils silberne Sackuhren, 65 Stück goldene Ringe, zwei silberne Eßbestecke, zwölf Paar russische Officier-Epauletten, 21 Stück russische Imperialen, 416 Rubel in Papier, vier Paar silberne Sporen, ein Paar Dutzend goldener und silberner Muttergottes-bilder, welche die Russen, Officiere wie Soldaten (erstere von Gold und Silber) auf der Brust zu tragen pflegen, Gold- und Silber-tressen von Officier-Uniformen. Als man dem fleißigen Sammler bemerkte, daß sich durch eine russische Kugel das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ leicht wieder bewahrheiten könnte, gab er lachend zur Antwort: „Pah! So wird mein Erbe mit mir zu-frieden sein.“

Auch die „Times“ erzählten in ihren Krim-Berichten, die Fran-zosen wären bei'm Plündern immer so flink gewesen, daß den Eng-ländern nur wenig zu thun übrig geblieben. Wo die Franzosen nun ihrem Plünderungstriebe nicht hätten fröhnen können, da seien sie in die drolligste Verzweiflung gerathen. So habe ein Zuave, der in dem Dorfe Ambalaki vergebens einen Schrank nach dem andern erbrochen, ohne daß er etwas gefunden, was er in seinen Tornister hätte stecken können, in höchst komischer tugendhafter Auf-

wallung ausgerufen: „Ah, Messieurs, Messieurs! ces brigands. ils ont tout volé!“

Friedrich der Große, der eine so große Vorliebe für das Franzosenthum hatte, konnte doch nicht umhin, sich über das Rauben und Plündern seiner Günstlinge im siebenjährigen Kriege sehr scharf auszusprechen, wie aus folgender Stelle eines seiner Briefe hervorgeht:

„Quant aux Français, ils pourront expier à Berlin les brigandages, que leurs compatriotes ont commis dans mon pays.“

Plünderten die Franzosen gar eifrig während des siebenjährigen Krieges in Deutschland, so machten sie die Sache noch tausendmal ärger in Italien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Als z. B. Verona den Franzosen bei ihrem siegreichen Vordringen in Italien übergeben ward, da entstanden natürlich in den ersten Tagen, bevor die Sieger sich mit den Behörden in ein bequemes Einvernehmen gesetzt, mannigfache Unruhen und Verwirrungen. Während des nun eingetretenen Zwischenzustandes zwischen Gesetzlichkeit und Auflösung aller staatlichen Ordnung ward das Leihhaus in Verona geplündert, in dem sich beträchtliche Werthgegenstände — man schätzte sie zwischen sieben bis acht Millionen Francs — befunden haben sollen. Als Anstifter dieser Plünderung wurden von der öffentlichen Stimme der Kriegscommissair Bouquer und der Husarenoberst Landrieux bezeichnet. Um ihr Verbrechen, woran, wie gesagt, Niemand zweifelte, vor wahrscheinlicher Entdeckung zu bewahren, beschlossen sie, Schandthat mit Schandthat zu krönen und in Verona neue Gräuel aufführen zu lassen, so daß das jüngere Uebel vor dem jüngsten in Vergessenheit gerathe. Doch die Sache erhielt zuletzt einen so gehässigen Charakter, daß die französische Oberbehörde nicht mehr das Auge verschließen durfte und eine Untersuchung anordnen mußte. Da ward dann natürlich in der

Wohnung der beiden besonders beargwöhnten Personen eine Untersuchung angestellt und wie man erwartet hatte, fanden sich viele der dem Leihhause geraubten Gegenstände. Diese wurden natürlich der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgegeben; doch die bereits verkauften oder sonst bei Seite gebrachten Sachen konnten nicht wieder herbeigeschafft werden und so erwuchs der Stadt Verona durch die Habgier der beiden französischen Beamten, die vor dem Aeußersten nicht zurückschreckten, ein namhafter Verlust, an dem sie lange zu leiden hatte.

Die Habsucht ist nicht blos den männlichen Mitgliedern der französischen Nation eigenthümlich, sondern auch die Frauen haben daran ihren starken Antheil, so daß es schwer zu bestimmen sein dürfte, wer nach dieser nächtigen Seite hin am dunkelsten erscheine. Man würde nun, glauben wir, nicht fehl gehen, wenn man, da die Frauen im Ganzen doch mehr zum Extrem hinneigen, den französischen Damen in der Habsucht den Preis zuerkennte.

Wir wollen uns mit drei Beispielen aus der französischen Frauensphäre begnügen und wenn wir eine Buhlerin und zwei Schauspielerinnen wählen, so geschieht es nicht, weil wir unter den Frauen von höherer und mehr geachteter Lebensstellung keine für unsern Zweck geeigneten fänden, sondern weil gerade die von uns zum Beweise herangezogenen uns besonders überzeugend erscheinen. Denn bekanntlich sagte ein großer Menschenkenner von den liederlichen Frauenzimmern: „Gutmüthig sind sie alle.“ Unter dem „gutmüthig“ verstand er, daß sie an Unglückliche und Bedürftige nicht blos ihren letzten Groschen geben, sondern, wenn sie kein Geld mehr besitzen, ihre liebsten Sachen verkaufen, um dem Darbenden doch in irgend einer Weise zu Hülfe kommen zu können. Und in dieser Art gutmüthig sind auch meist alle Schauspielerinnen. Sie machen häufig Schulden, aber sie berauben sich auch oft ihres Geschmeides, um nur Nothleidenden nicht die erbetene Unterstützung

versagen zu müssen. Wenn nun selbst diese Frauenclasse in Frankreich geldgierig und im Geben sehr zurückhaltend erscheint, so ist, unbeschadet der größern weiblichen Sittsamkeit, von den übrigen französischen Damen nicht allzu Günstiges vorauszusetzen.

Doch kommen wir jetzt zu unsern Beispielen!

Die Gräfin Dubarry war glücklich den Schrecken der Revolution entronnen und befand sich vollkommen sicher in England. Sie hatte an Gold und Diamanten hinreichend in die Fremde mitgenommen, um behaglich leben zu können. Doch da bis dahin ihre Güter nicht eingezogen waren, aber von den republikanischen Machthabern ein bestimmter Zeitpunkt festgesetzt worden, von wo an alles Besitzthum der Emigranten dem Staate verfallen sein sollte, so verließ sie ihren sichern Zufluchtsort und gelangte unter furchtbarem Herzklopfen aus der friedlichen Luft Englands in die von Blut getränkte und von Angeberei geschwärzte Atmosphäre Frankreichs. Doch entging sie dem nach Nahrung für die Guillotine suchenden Fouquier-Tinville nur kurze Zeit. Bald ward sie ihrer Besitzung entrissen und nach Paris geschleppt. Hier strengte man sofort den Proceß gegen sie an und nach einer hastigen Verurtheilung trennte das gierige Fallbeil ihren Kopf von dem noch immer schönen und üppigen Körper.

Auch die durch seltene Reize ausgezeichnete Mademoiselle Georges, die selbst dem im Ganzen den Frauen gegenüber kalten Napoleon I. gefährlich geworden sein soll, auch Mademoiselle Georges ließ auf's Deutlichste ihre Habsucht zu Tage treten. Da sie in St. Petersburg Gastrollen gegeben hatte und bei ihrer großen Schönheit, was weiter nicht verwundern konnte, zu dem für weibliche Reize so empfänglichen Kaiser Alexander I. in nähere Beziehung getreten war, so schickte der Czar, als er einen geschickten Unterhändler bei'm Kronprinzen von Schweden nöthig hatte, die gar nicht einfältige Schauspielerin — leider ist große Frauenschönheit

durch gering entwickeltes geistiges Vermögen häufig in Schatten gestellt — so schickte Alexander sie zum schwedischen Kronprinzen, um mit diesem einige wichtige Punkte zum Abschluß zu bringen. Bernadotte bewahrte, wie männiglich bekannt ist, stets eine große Vorliebe für seine Landsleute, so daß diese Wahl, verbunden mit der Schönheit und Klugheit der berühmten Schauspielerin, eine sehr glückliche genannt werden mußte. Obgleich nun Mademoiselle Georges durch das Vertrauen eines mächtigen Kaisers geehrt war und von dem künftigen Könige von Schweden, der schon als Kronprinz bei seiner großen Klugheit das Heft in Händen hielt, sehr ausgezeichnet ward, so genügte ihr diese äußere Ehre doch durchaus nicht, sondern sie dachte vor Allem an das Reelle, wie der Engländer sagen würde, d. h. wie sie ihre Casse am besten füllen könne. Und hierbei verfiel sie auf ein Mittel, dem allerdings die Originalität nicht abgesprochen werden konnte, an dem aber die Sittsamkeit großen Anstoß nehmen mußte. Mademoiselle Georges hatte nämlich durch ihr Auftreten im Stockholmer Theater, wo man eine stolze weibliche Schönheit und eine geschickte Schauspielerin gleichzeitig zu bewundern Gelegenheit fand, ungemeines Aufsehen erregt, so daß sie ganz richtig schloß, ein Jeder werde glücklich sein, der Gelegenheit fände, auch im Privatleben für einen Augenblick in ihre Nähe zu kommen. Und diesem Wunsche entsprach sie bereitwillig; nur mußte natürlich der nach ihrem nächsten Anblicke Verlangende kein Geldopfer scheuen. Sie besorgte nämlich theilweise selbst den Billetverkauf zu den Vorstellungen, in denen sie auftrat und zwar auf folgende Weise:

Mademoiselle Georges lag am Morgen, wenn die nach ihrem Anblicke Lüsternen ihrer Wohnung zuströmten, in einem, allerdings sehr geschmackvollen Bette, das auf einer Erhöhung stand, zu der man auf mehreren Stufen emporstieg. Unmittelbar neben dem Bette der Mademoiselle Georges befand sich ein Tisch mit Logenbillets,

denn, um ganz genau zu sein, müssen wir hinzufügen, daß nur Diejenigen in das Allerheiligste eingelassen wurden, die zuvor erklärt hatten, für die vornehmsten Plätze zu einem für das arme Schweden sehr bedeutenden Preise sich den Eintritt erstehen zu wollen. Wer nun in das Gemach trat, wo Mademoiselle Georges auf der Erhöhung im Bette ruhte, hatte einen die Sinne ganz gefangen nehmenden Anblick. Auf einem, mit echten Spitzen eingerahmten, schneeweißen Kissen ruhte der herrliche Kopf des schönen Weibes; ihr wundervoller Hals und ihre Arme von tadelloser Form waren blos, so daß man eine fleischgewordene Marmorstatue zu sehen glaubte; kurzum, man erhielt für sein Geld das Schauspiel seltenster weiblicher Reize. Aber war es einer berühmten Schauspielerin nicht im höchsten Grade unwürdig, sich für Geld von der lüsternen Männerwelt Stockholm's im Bette sehen zu lassen? Die Habsucht der Mademoiselle Georges hatte die so vollwichtigen Bedenken gegen die Schaustellung ihrer Körperreize völlig entkräftet. Das „Non olet“ des Kaisers Vespasian war für sie zum Wahlspruche geworden.

Und eine andere, nicht so schöne, aber weit berühmtere Schauspielerin, nämlich Mademoiselle Rachel, war ebenfalls äußerst habsüchtig. Ihren so frühen Tod hat sie sich vorzüglich durch ihr Gastspielreisen in Nord-Amerika zugezogen, in Folge dessen sich die Schwindsucht bei ihr ausbildete. Das ihr nicht zusagende Klima der Nordstaaten und die bei ihrem häufigen Spielen unvermeidliche geistige und körperliche Anstrengung — vor allem hatte bei dem leidenschaftlichen Charakter der von ihr verkörperten Rollen ihre Brust große Beschwerde — dieses unaufhörliche Erscheinen in der Arena bei schon nachlassender körperlicher Kraft brachte der berühmten Tragödin den frühen Tod. Und warum plagte sie sich so ab? Einzig um des Geldes willen. Denn, wie sehr sie an äußern Dingen hing, zeigte sie noch kurz vor ihrem Hinscheiden, als sie sich von

ihrer Schwester Rebekka in dem Landhause bei Cannes, wo sie ihre letzten Lebenstage zubrachte, ihre sämmtlichen Diamanten auf's Bett legen ließ und nachdem sie an ihrem herrlichen Glanze lange das Auge geweidet hatte, traurig ausrief: „Dies Alles muß ich verlassen!"

Daß wir übrigens in unsrer Behauptung vollkommen recht hatten, es würde uns ein Leichtes gewesen sein, außer der Gräfin Dubarry, der Mademoiselle Georges und der Mademoiselle Rachel, Französinnen aus höherer und vor allen mehr geachteter Sphäre anzuführen, die ebenfalls sich von Habsucht befleckt zeigten, das können wir gleich an der Marschallin von St. Arnaud darthun. Da diese Dame ihren Gemahl bei seinem Feldzuge in der Krim bis nach Constantinopel begleitete, so war sie hier auch dem Sultan Abd-ül-Medschid vorgestellt worden. Dieser bekanntlich ebenso verschwenderische, als liebenswürdige Großtürke machte der Marschallin von Saint-Arnaud wiederholt die kostbarsten Geschenke, verlor indeß zuletzt alle Lust, ihr noch weitere Beweise seiner gnädigen Gesinnung zu geben, da eine, seiner Meinung nach sehr von Berechnung zeugende Bemerkung von Seiten der mit großem arithmetischen Talente ausgestatteten Französin sein Zartgefühl verletzt hatte.

Hören wir, ob Abd-ül-Medschid nicht ein wenig Grund hatte, sich von der berechnenden Französin zurückgestoßen zu fühlen!

Nach vielen andern kostbaren Geschenken hatte der Sultan der Marschallin von Saint-Arnaud auch ein prachtvolles Boot verehrt, mit dem sie sich an den bezaubernden Ufern des Bosporus umherfahren lassen sollte. Doch die Marschallin, statt sich für das fürstliche Geschenk geziemend zu bedanken, berechnete dem Padischah gegenüber sogleich die Summe, die ihr der Unterhalt von zwölf Ruderknechten kosten würde. Der Sultan, verstimmt dadurch, daß vor kalter Berechnung der warme Ausdruck des Dankes und der Freude gänzlich ausblieb, antwortete trocken, daß er die Kosten für den Unterhalt der Ruderknechte aus seiner Casse bestreiten werde.

Jetzt gab sich die berechnende Marschallin zufrieden, und ihr Dank kam mit jener Geläufigkeit zum Vorschein, wie sie bei den wortreichen und gewandten Französinnen die Regel bildet.

Wir haben jetzt wohl hinlängliche Proben von französischer Habsucht gegeben und gehen nunmehr zu einem andern Charakterfehler dieses mehr äußerlich bestechenden, als innerlich gewinnenden Volkes über, nämlich zu seinem Servilismus.

Bei der Eitelkeit der Franzosen, die sie nach Aemtern und Ehrenzeichen begehren läßt, ist es kein Wunder, daß sie, je sicherer und unbefangener ein Machthaber über die Spenden, die der Staat verleihen kann, gebietet, daß sie sich desto tiefer vor ihm im Staube bücken, um ja recht viel von ihm an äußerm Lebensschmucke zu erlangen. Denn ein Staatsrechtslehrer definirt die „Servilen" sehr richtig so, daß sie „sehr vieles" zu ergattern suchen. Chateaubriand spricht sich in seinen Mémoires D'Outre Tombe mit vollstem Rechte höchst verächtlich über die Brutusse der Republik aus, die sich unter Bonaparte in Sykophanten und Polizeispione verwandelten.*) Ward doch Fouché, einer der eifrigsten Republikaner, der schnüffelndste Polizeiminister und dazu Herzog von Otranto!

Auch Röberer, der im Anfange der Revolution eine würdige, freiheitliche Richtung eingeschlagen hatte, ohne sich mit dem Jacobinismus einzulassen, auch Röberer verwandelte sich sofort in einen Schmeichler der Gewalt, als Bonaparte, gleich einem Dictator, das Staatsruder erfaßte. Während die edle, im schönsten Sinne des Worts freisinnige Frau von Staël bei dem hereinbrechenden Despotismus Bonaparte's, der kein aus der Brust kommendes Wort mehr dulden wollte, von „la France silencieuse" sprach, hatte

*) N'ai-je pas rencontré en France toute race de Brutus au service de César et de sa police? Les niveleurs, régénérateurs, égorgeurs, étaient transformés en valets, espions, sycophantes, et moins naturellement en ducs, comtes et barons: quel moyen âge!

Röderer in seinen literarischen Kundgebungen nur Ausdrücke des höchsten Lobes und der blindesten Bewunderung für den ersten Consul. Kaum nun, daß er gehört hatte, wie Bonaparte sich über „la France silencieuse“ sehr geärgert, so veröffentlichte er über die Delphine, in der diese Worte vorkamen, eine höchst ungünstige Kritik. Und dann überschüttete er Bonaparte mit den schmeichelhaftesten Bezeichnungen. Er nannte ihn: „Le Sage. Ce moderne Titus. L'oeil de Napoléon débrouille le chaos. L'astre majestueux qui l'échauffe et l'éclaire (nämlich die Erde). Auch Napoleon III., als er ebenso unumschränkt regierte, hörte gleiche Schmeichelworte. Gleiche Ursachen bedingen ja gleiche Wirkungen.

Unter Napoleon I. verfielen sämmtliche Stände und Berufsclassen in die entwürdigendste Schmeichelei, und wenn wir irgend eine Gruppe als besonders weihräuchernd hervorzuheben vermöchten, was inmitten der allgemeinen Kriecherei schwer fallen dürfte, so wäre es vielleicht der Klerus. Die hohen katholischen Würdenträger fühlten bei der Rückkehr der Bourbons, denen sie sich sogleich an den Hals, oder vielmehr vor die Füße warfen, richtig heraus, daß sie es ziemlich schwer hätten, wegen ihrer byzantinischen Unterwürfigkeit gegenüber Napoleon I. sich weißzubrennen. Ihre von Treue bis in den Tod und von Bewunderung bis über die Wolken hinaus überfließenden Anreden an das frühere Staatsoberhaupt und ihre ihn beräuchernden Erlasse an die Eingepfarrten ihres Sprengels standen ja schwarz auf weiß in dem Moniteur, konnten mithin nicht abgeleugnet werden. Aber die katholischen hohen Würdenträger sind schlau und wissen sich aus jeder Verlegenheit geschickt herauszuwinden. So erklärten sie zu ihrer Entschuldigung, daß Napoleon vermöge seines despotischen Verfahrens sie dazu gezwungen habe, ihm ihre Treue und Bewunderung zu versichern. Aber, um aller Welt zu zeigen, wie schwer ihnen diese Versicherungen von Ergebenheit und Hochschätzung fielen, hätten sie ihre

Unterwerfung in so superlativische und überschwängliche Formen gekleidet, daß jeder irgendwie Einsichtige an ihrer Aufrichtigkeit habe zweifeln müssen. So sei ihrer byzantinischen Schmeichelei gleich die Correctur der Ironie mit auf den Weg gegeben worden.

Wie weit der Servilismus in Frankreich unter Napoleon I. ging, kann man daraus abnehmen, daß ein Graf Fabre sich nicht entblödete, in feierlicher Senatssitzung Madame Lätitia mit der Gottesmutter und ihren Sohn, den Kaiser, mit dem Heilande zu vergleichen. Dieser, durch seine verächtlichen Schmeicheleien einer so verächtlichen Körperschaft, wie der französische Senat war, sich als völlig würdiges Mitglied erweisende Graf Fabre ließ sich so vernehmen:

„Der Lebenskeim, welchen die Mutter Napoleon's in ihrem Schooße empfing, kann nur ein Ausfluß des göttlichen Geistes gewesen sein.“ *)

Eine Parallele zu dieser widerwärtigen Schmeichelei unter dem ersten Kaiserreiche gewährt uns das Jahr 1856, als Napoleon dem Dritten ein Sohn geboren wurde. Auch dieser ward als ein Heiland verkündet, und wir fühlen uns durch die Zeit, in der es

*) Leider haben wir zu bemerken, daß man auch in Deutschland Napoleon dem Ersten in der widerwärtigsten Weise schmeichelte. Johannes Scherr, der für die Niederträchtigkeiten der Vergangenheit, wie für die Schwächen der Gegenwart, häufig einen glücklichen, wenngleich meist sehr starken Ausdruck findet, Johannes Scherr hat von dieser unpatriotischen Speichelleckerei schamloser Deutschen im zweiten Bande seines „Blücher“ mehrere Züge aufbewahrt, von denen wir ohne weitere Randbemerkungen hier einige der gehässigsten und verdammenswerthesten anführen wollen:

„Als Napoleon im Jahre 1807 in Leipzig erwartet wurde, ließ die Universität flugs eine Sternkarte entwerfen und darauf ein „Napoleonsgestirn“ anbringen. Am anatomischen Theater prangte die Inschrift: „Auch die Todten rufen: lebe!“ Als der Kaiser, von Tilsit kommend, im Juli desselben Jahres in Dresden einsprach und ihm zu Ehren die Stadt illuminirt wurde, hatte ein Gelehrter den Einfall, die Ueberschrift des Kreuzes Christi — J. N. R. J. — auf Napoleon gedeutet — Jmperator Napoleon Rex Jtaliae — an seinem Hause anzubringen. Doch genug dieser Abscheulichkeiten!

geschah, und durch die Art, wie es geschah, noch peinlicher berührt. Einmal sehen wir, daß die Franzosen in einem Zeitraum von fünfzig Jahren keineswegs gelernt hatten, der Gewalt gegenüber doch nicht bis zur Entwürdigung herabzusinken, und zweitens bemerken wir voller Scham, daß, während unter dem ersten Kaiserreiche ein unbekannter Graf und Senator sich zur äußersten Speichelleckerei bequemte, unter dem zweiten Kaiserreiche ein Dichter von nicht unbedeutendem Talente zu gleicher Tiefe hinunterglitt. Es war also in Frankreich während der verflossenen funfzig Jahre in Bezug auf Servilismus nicht besser, sondern weit eher schlimmer geworden. Denn hören wir, wie der in der Wiege schlummernde Sohn Napoleon's III. im Jahre 1856 von einem französischen Dichter angesungen ward:

„Les cloches à pleines volées
Chantent aux quatre points du ciel;
Joyeusement leurs voix ailées
Disent aux vents: Noël, Noël!

C'est un Jésus à tête blonde
Qui porte en sa petite main,
Pour globe bleu la paix du monde,
Et le bonheur du genre humain.

Sa crèche est faite en bois de rose,
Ses rideaux sont couleurs d'azur,
Paisible en sa conque il repose,
Car: Fluctuat nec mergitur."

Wir haben mit Trauer und Beschämung als Verfasser dieser Verse, die den Sohn eines durch Eidbruch und blutige Gräuel auf den Thron gekommenen Mannes mit dem Jesus-Kinde vergleichen, wir haben als Verfasser dieser wohltönenden aber gotteschänderischen Verse den begabten Theophile Gautier zu nennen. Demnach dürfen wir dem Eingeständnisse nicht aus dem Wege gehen, daß unter dem zweiten Kaiserreiche sich ein talentvoller Dichter durch

widerwärtige Schmeichelei noch mehr herabwürdigte, als unter dem ersten Kaiserreiche ein Graf und Senator, den man ja mit Geistesarmuth entschuldigen und von dem man sagen konnte: „Er weiß nicht, was er spricht.“ Von einem Dichter aber kann man dies nicht behaupten, außer, wenn er, wie Hölderlin oder Lenau, wahnsinnig geworden.

Daß übrigens in Frankreich nicht selten die begabtesten Männer den gehässigsten Regierungen zur Uebermalung ihrer schwarzen Thaten ihr glänzendes Talent leihen, beweist ja Muret, der in einem Panegyricus den König Karl IX. mit den ausschweifendsten Lobsprüchen wegen der Bartholomäusnacht überschüttet.

Graf Montalembert hatte demnach nur zu triftige Gründe, seine Landsleute während des zweiten Kaiserreichs alles Ernstes zu ermahnen, daß sie nicht zu tief in den Morast des Servilismus versinken möchten. In einer, am 17. August 1857 gehaltenen Rede sprach Montalembert:

„Jung und Alt, lasset uns Alle diese gemeine, servile Stimmung der Seelen verscheuchen! Lasset uns in keiner Weise Mitschuldige an der moralischen und intellectuellen Erstarrung unserer Zeit sein! — — Erheben wir über den Horizont der gemeinen und frivolen Interessen unerschrocken unsere Blicke und suchen wir, indem wir allen Berühmtheiten der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, den Hauch einer bessern Zukunft einzuathmen.“

Es ist übrigens kaum zu erklären, wie sich Napoleon III. all' den Weihrauch, den man ihm spendete, geduldig in die Nase steigen ließ, ohne daran zu denken, daß man ihn sofort mit Schmähreden überhäufen werde, wenn das Glück sich gegen ihn erkläre. Hatte er aus dem Leben seines Oheims, das er doch anscheinend so genau studirt, nur das herausgenommen, was ihm gefiel und das überschlagen, was ihm unangenehme Empfindungen erweckte? War ihm nicht das erbärmliche Benehmen des französischen Senates in Er-

innerung, der während der Glanzzeit seines Oheims vor ihm auf hündische Weise geschweifwedelt und ihm an Geld und Soldaten stets mehr bewilligt hatte, als Letzterer je verlangte und der, als sich der Stern Napoleon's zum Niedergange neigte, die Frechheit hatte, ihn abzusetzen und unter die, gegen ihn geschleuderten Vorwürfe naiver Weise auch den aufzunehmen, er habe die Menschen verachtet? Die ungeheure Blöße, die sich der ebenso einfältige, als servile Senat gegeben hatte, ließ sich der kluge Napoleon natürlich nicht entgehen und in seiner sehr würdigen Entgegnung schmetterte er die Sklavenversammlung zu Boden. Er sagte, daß, wenn er wirklich die Menschen verachte, wie ihm der Senat vorgeworfen, dieser ihn durch seine frühere Handlungsweise und sein jüngstes Verhalten wohl dazu berechtigt habe.

Und nicht blos dieser elende Senat, dem es schon zu gönnen gewesen wäre, wenn ihm Napoleon zur Zeit seiner Allmacht, wie einst Caligula dem römischen, aufgegeben hätte, darüber zu berathen, wie ein Steinbutt am wohlschmeckendsten für den kaiserlichen Gaumen zuzubereiten sei, nicht blos die servilste Körperschaft, die je die Sonne beschienen, sondern auch benarbte Krieger, die man sonst als die Musterbilder von Treue, Geradheit und Unbestechlichkeit anzuführen pflegt, auch benarbte französische Krieger schändeten sich durch verächtlichste Speichelleckerei oder äußerste Felonie, je nachdem der Machthaber vom Glücke angelächelt, oder vom Unglücke heimgesucht ward. Unter den französischen Marschällen glänzt Ney, der „Brave der Braven", an Gesinnungslosigkeit hervor und ist es schwer zu bestimmen, ob er, oder Soult, der sich bekanntlich in Spanien die herrlichste Bildergallerie zusammengestohlen hatte, ob Ney, oder Soult sich an ihrem großen Kriegsherrn am meisten vergingen. Als Ludwig XVIII. in Paris einzog, da sprengte Ney dem Wagen des gichtbrüchigen Königs, der zu dem entthronten Cäsar in körperlicher Hinsicht einen so lächerlichen Gegensatz bildete,

wie ein Besessener voran und als er sah, daß die Soldaten, die durch ihre rührende Treue den Abfall der Würdenträger noch greller hervortreten ließen, in eisiger Haltung verharrten, da suchte er sie auf alle Weise zu entflammen. Er sprengte nämlich ihre Reihen entlang, schwenkte, wie unsinnig, seinen Säbel und schrie ihnen zu: „Dieser da ist unser wirklicher König!“ Und als im März 1815 die Kunde von der Landung Napoleon's und von seinem Anmarsche auf Paris zu den Ohren Ney's gedrungen war, da eilte er in die Tuilerien, um Ludwig XVIII. seine Treue zu betheuern. Vor das Antlitz des besorgten Bourbons geführt, verstieg Ney sich zu der unerhörten Redensart, er werde den treulosen Bonaparte in einem eisernen Käfige dem Könige in die Tuilerien bringen. Ludwig XVIII. besaß Taktgefühl genug, um durch diese rohe, allen früheren Beziehungen in's Gesicht schlagende Versicherung höchst unangenehm berührt zu werden.

Neben Ney ist vorzüglich Soult wegen der schamlosen Verleugnung seiner früheren Grundsätze tadelnd hervorzuheben. Da er im Jahre 1814 von Ludwig XVIII. zum Gouverneur der Militairdivision zu Rennes ernannt worden war, so ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehen, das seinem Bereiche unterstehende Quiberon als Operationsbasis zu benutzen, um von dort aus geschickt in's Kriegsministerium zu gelangen. Er wußte ja, daß die zurückgekehrten Emigranten, die am königlichen Hoflager Alles galten, jede Erinnerung an die Großthaten der Republik und des Kaiserreichs haßten, dahingegen ihren mißlungenen Unternehmungen die höchste Bedeutung beilegten. Es ist nun hinlänglich bekannt, daß bei Quiberon zahlreiche Emigranten gelandet waren, die einen zweiten Vendée-Krieg zu entzünden und in siegreichem Vorschreiten Paris für Ludwig XVIII. einzunehmen gedachten. Nicht minder bekannt ist es aber, daß es dem Grafen von Artois an Muth gebrach, sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen, daß diese

gänzlich scheiterte und daß sämmtliche Emigranten, die von den Republikanern zu Gefangenen gemacht waren, am 26. Juli 1795 als Verräther an ihrem Vaterlande erschossen wurden. In diese traurige und blutige Zeit des französischen Bürgerkrieges scheute sich Soult nicht zurückzugreifen, um den Emigranten zu schmeicheln und durch sie die Gunst des Königs zu erlangen. Er schlug nämlich vor, diesen erschossenen Emigranten in Quiberon ein Denkmal zu errichten. Der schlaue Soult kannte seine Leute, denn kurze Zeit nach diesem, für einen früheren Soldaten der Republik so unwürdigen, für die Emigranten aber so schmeichelhaften Antrage, im Anfange des Decembermonats 1814, ward er zum Kriegsminister ernannt.

Als Napoleon von Elba aufgebrochen war und von seinem Felsenneste auf Adlerfittigen den Tuilerien zustrebte, die er für den podagrischen Ludwig XVIII. nur allzu schnell erreichen sollte, da erröthete Soult nicht, gegen seinen früheren Herrn und Meister die unwürdigste Proclamation zu erlassen. Er nahm keinen Anstand, ihn als einen Abenteurer, als einen Unsinnigen zu bezeichnen, während er dicht daneben den Grafen Artois, den der tapferste Held der Vendée für einen Feigling erklärt und der den ihm von der Kaiserin Katharina geschenkten, mit Diamanten besetzten Ehrensäbel, den er für das göttliche Recht der Könige und für den französischen Adel ziehen sollte, an einen Londoner Juden verkauft hatte, während er den Grafen Artois als das Muster französischer Ritterlichkeit pries, der schon einmal den Usurpator durch seine bloße Gegenwart vertrieben habe. Und dann kam das Schimpfwort, das dem Namen Soult's auf ewig einen Makel anhängen wird; er nannte nämlich seinen früheren Kriegsherrn: „L'ogre de Corse." Wahrlich, dieser Marschall Soult, der in den Tagen der Allmacht Napoleon's ebenso vor ihm im Staube gekrochen war, wie alle übrigen hohen Staatsbeamten und der jetzt, wo er ihn in einer Unternehmung

begriffen glaubte, die nimmer gut für ihn enden könne, ihn mit den ärgsten Schimpfwörtern überhäufte, dieser Marschall Soult handelte getreulich nach der Ansicht eines älteren Collegen, nämlich des Marschalls Villeroi, der sich darüber aussprach, wie verschieden man sich den Leuten gegenüber benehmen müsse, wenn sie am Ruder ständen und wenn sie dasselbe abgegeben hätten. Im ersten Falle empfahl er die höchste Demuth, im zweiten den höchsten Uebermuth. Seine Ansicht gipfelte in dem Satze: „Il faut tenir le pot de chambre aux ministres tant qu' ils sont en place, et le leur verser sur la tête, quand ils n'y sont plus.“

Auch von französischem Servilismus, denken wir, liegen Proben genug vor und wir können wiederum, indem wir uns zu einem neuen Hauptfehler des französischen Wesens wenden, voller Wahrheit behaupten, daß wir unser Thema freiwillig beenden, weil es so unangenehme Gefühle erweckt, nicht aber etwa, als ob wir um Stoff verlegen wären. Der französische Servilismus liefert eine überreiche Ernte.

Als letzte Schwäche des heutigen Franzosenthums wollen wir die große Unwissenheit betonen, in die das Volk, das seiner Behauptung nach an der Spitze der Civilisation marschirt, sich so tief versenkt zeigt.

Aus der großen Unwissenheit der Franzosen erklärt sich ja ihre große Selbstüberschätzung. Ihnen fehlt nämlich ein höheres, überhaupt ein fremdes Objekt, mit dem sie sich ernstlich vergleichen könnten. Daher ist in ihren Augen alles Französische auf dem Gipfel der Vollkommenheit. Wir gebrauchten so eben mit gutem Vorbedacht das Wort: „ernstlich vergleichen.“ Denn natürlich, um die Freude zu haben, daß sie sämmtliche andere Völker in allen möglichen Tugenden und Vollkommenheiten übertreffen, dazu müssen sie zwischen jenen und sich eine Parallele ziehen. Aber, um einen derartigen Vergleich anzustellen, dazu gebricht es ihnen an jeglichem

Rechte, weil an jeglicher Kenntniß. Sie verstehen meist keine fremde Sprache, reisen höchst selten außerhalb Frankreichs und können von den zu ihnen kommenden Fremden, die mit geringen Ausnahmen das charakteristische Gepräge ihrer Heimath im Weltverkehr längst abgeschliffen haben, unmöglich auf das Land und dessen Bewohner schließen, von denen sie einige so farblose Exemplare während eines vorübergehenden Aufenthaltes bei sich herum huschen sahen. Sie beurtheilen demnach die fremden Völker aus den Schilderungen ihrer Zeitungen und diese haben theilweise oberflächliche Berichterstatter, die es niemals zu einer treuen und erschöpfenden Darstellung bringen. Meist lassen sogar die französischen Zeitungen sich gar nichts aus fremden Ländern von besonders dazu Beauftragten mittheilen, sondern machen, von der Unwissenheit ihrer Leser genau unterrichtet und den Geschmack derselben noch besser kennend, höchst eigenhändig solche Artikel zurecht, in denen immer und immer wieder gezeigt wird, wie Frankreich die andern Völker überrage und an der Spitze der Civilisation marschire. Da die Franzosen sich nun mit Mitgliedern fremder Völker nur in ihrer eigenen Sprache unterhalten, so übertreffen sie dieselben natürlich sämmtlich an Schnelligkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit im Ausdruck. Statt aber bei dem Fremden es rühmend anzuerkennen, daß er sich des Französischen mit größerer oder geringerer Gewandtheit zu bedienen vermöge, rechnen sie bei gänzlich fehlender Selbstprüfung sich im Gegentheil zum Verdienste an, daß sie ihre Sache um so viel besser machen. Sie haben sich so in die Vorstellung hineingelebt, jeder gebildete Mensch müsse französisch sprechen, daß sie nur tadeln, wo ihre Vermuthung nicht zutrifft, aber nicht loben, wo sie ihre Annahme bestätigt finden. Und der bei den Franzosen als Axiom geltende Satz, daß ihre Sprache wegen mannigfacher Vorzüge das Anrecht zur Universal-Sprache habe, ist leider auch im Elsaß sehr verbreitet. Ja, nicht blos dies, was ja theilweise zugegeben werden

muß, da dem Französischen wegen seiner Klarheit, Durchsichtigkeit und verhältnißmäßigen Kürze allerdings mehrere kostbare Eigenschaften für eine Universal-Sprache innewohnen, ja, nicht blos die Vorzüge des Französischen vor dem Deutschen bilden bei vielen Elsässern einen Glaubenssatz, sondern in ihrer oberflächlichen Beurtheilung, worin sie nur zu gute Franzosen geworden sind, meinen sie, daß das Deutsche sich höchstens für die niedrigen Volksclassen eigene und für das feinere Verkehrsleben gänzlich seine Dienste versage. Weil sie das Deutsche häufig durch zahlreiche Provincialismen entstellen und seiner ursprünglichen Reinheit entkleiden, so meinen sie, die edle deutsche Sprache, die sich ja mit keiner andern gemischt hat, wie die französische, mithin diese von Uranfang an übertrifft, wenngleich sie im Laufe der Jahrhunderte viel unedles Geröll in ihr breites Strombett aufgenommen, sei nur für den Mund des Pöbels geeignet und sämmtliche Personen von höherer Bildung hätten sich des Französischen zu befleißigen. Eine dahin gehende Aeußerung that einst eine Elsässerin in Baden-Baden vor einem größtentheils deutschen Publikum, das diese mit Frechheit verbundene Einfalt allzu geduldig hinnahm. Diese Elsässerin, die durch Unwissenheit und Selbstüberschätzung allerdings eine vollkommene Französin geworden war, stellte nämlich an die mit ihr vor dem Conversationshause sitzenden Personen folgende Frage: „Est-ce que l'on parle encore ici ce patois allemand, ou est-il comme chez nous presque éteint par notre langue et civilisation française?“ Man hätte ihr antworten sollen, sie beschäftige sich wahrscheinlich mit der neuen Herausgabe jenes französischen Buches, in dem die Frage aufgeworfen ward, ob ein Deutscher auch Geist haben könne. Doch wollen wir gerecht sein und hier gleich hinzufügen, daß diese Frage bei näherem Zusehen für den Deutschen bedeutend an Beleidigung verliert, wenngleich sie noch immer vermessen genug lautet. Jedenfalls war die

Frage der Elsässerin, wenn eine dumme Gans überhaupt beleidigen kann, verletzender, als die in dem angezogenen Buche behandelte, ob ein Deutscher „esprit“ haben könne. Der französische „esprit“ und der deutsche „Geist“ sind nämlich sich gar nicht deckende Begriffe, sondern der letztere ist allumfassend, während der erstere seine sehr bestimmten Grenzen hat und im Allgemeinen, wie wir zugestehen müssen, den Deutschen versagt bleibt. Alexander von Humboldt besaß bei allumfassendem deutschen Geiste auch französischen esprit, ebenso in unserer Gegenwart Karl Vogt, freilich, wie er hinter dem Altmeister an Tiefe des Wissens schon unendlich zurückbleibt, auch ohne jene wohlthätige Milde und Bescheidenheit, die ja als nationales Gewand den Deutschen umfließt. Dieses nationale Gewand nun hat der zum Genfer Bürger gewordene ehemalige deutsche Reichsregent gänzlich abgeworfen und scheint sich in cynischer Nacktheit sehr zu gefallen.

Von der Unwissenheit der Franzosen in der Geographie werden uns ja schon in der Schule ergötzliche Beispiele erzählt. Ein Jeder ist wohl mit den Haidschnucken Voltaire's großgeworden. Wird doch den meisten Schülern von ihren Lehrern mit überlegenem Lächeln erzählt, der berühmte Franzose habe von den der Lüneburger Haide eigenthümlichen Schafen gehört, die den Namen „Haidschnucken“ führen, sei aber dabei in einen gar seltsamen Irrthum verfallen. Statt sich nämlich nach dem ihm ganz fremden Dinge genauer zu erkundigen, habe er sich mit französischer Oberflächlichkeit die Sache so zurecht gelegt, wie sie ihm am wahrscheinlichsten vorgekommen. Deshalb habe er ganz keck drucken lassen: „Die Lüneburger Haide ist von einer noch ziemlich wilden Völkerschaft bewohnt, die den Namen „Haidschnucken“ führt.“

Uebrigens braucht man berühmte Franzosen, die sich in Bezug auf geographische Kenntniß die bedenklichste Blöße geben, noch heute nicht mit der Laterne zu suchen. So erzählt man sich, Victor Hugo

glaube, da er in Besançon geboren sei, der Provinz Lothringen anzugehören.

Auch der neueste Krieg hat die französische Unkenntniß in der Geographie auf grellste Weise beleuchtet und mehrere Zeitungen und Journale Frankreichs, die das griechische γνῶθι σαυτον einigermaßen beachten, haben dies ohne die sonstige Bemäntelung zugegeben. Vor Allem zeichnet sich die „Revue des questions historiques“ durch die Ungeschminktheit ihrer Sprache aus und man fragt sich fast ängstlich, wie sie hoffen dürfe, sich vor ihren jede nationale Schwäche vertuschenden Landsleuten mit ihren Wahrheiten behaupten zu können. Als in der französischen Nationalversammlung zu Versailles einmal ein Mitglied den Muth hatte, der Wahrheit die Ehre zu geben und einen General, der sich steter Siege rühmte, während er nur Niederlagen erlebte, an den richtigen Thatbestand zu erinnern, so schrieen alle die Uebrigen voller Wuth: „Das konnte nur ein Preuße sagen.“ Es bleibt demnach sehr zu fürchten, daß, wenn ihnen ein Landsmann von ihrer Unwissenheit spricht, sie bei dem so selten gehörten Tone der Wahrheit sogleich auf einen verkappten Preußen schließen. Nun, hoffen wir, daß das Unglück sie doch ein wenig gebessert habe und daß sie sich endlich dazu entschließen, wie Männer, eine heilsame, bittere Medicin anzunehmen, die ihnen schädliche Stoffe aus dem Körper treibt, statt, wie die Kinder, immer nach Zuckerbrod zu verlangen, sowie, daß man ihnen Honig um den Mund schmiere.

Natürlich besitzt Leon Gautier — so heißt der Verfasser des Artikels in der Revue des questions historiques — der sich als einen Mann von scharfem Verstande kundgiebt, zu große Vorsicht, um seinen krankhaft eitlen Landsleuten sofort mit der Wahrheit auf den Leib zu rücken. Zuerst streichelt er auch ihnen den Bart und zwar durch die Aeußerung: „Wir sind ein geistvolles Volk, welches nicht gearbeitet hat und wir sind geschlagen von einem Volke,

welches keinen Geist besitzt, aber gearbeitet hat.“ Möglich ist es aber auch, daß Leon Gautier diese Aeußerung nicht als eine captatio benevolentiae niedergeschrieben hat, sondern daß sie seiner vollsten Ueberzeugung entfließt. Denn wir dürfen nie vergessen, daß der Schreiber des von uns in's Auge gefaßten Artikels ein Franzose ist, daß ihn mithin trotz allen Scharfsinns die Eitelkeit ebenso am Zaume führt, wie seine übrigen Landsleute. Wenn ihn demnach seine Einsicht zwang, einem von ihm so vergötterten Volke (vergöttert er das Ganze, so darf er ja auch den Theil, sich selber, vergöttern) derbe Wahrheiten zu sagen, so muß er doch zuvor Weihrauch aufsteigen lassen für das in einem lichten Augenblicke Getadelte, aber später während der langen Nacht des Größenwahns sicher wieder in den Himmel Erhobene. Benutzen wir demnach den lichten Moment, wo ein Franzose nach der Auffassung seiner Landsleute durch folgende Wahrheiten wahrscheinlich Verrath an der nationalen Würde begeht. Man höre und staune, zu welcher Unbefangenheit sich ein Mitglied der eitelsten Nation emporzuschwingen vermag! In dem bezüglichen Artikel der Revue des questions historiques heißt es nämlich:

„Unser gegenwärtiges Unglück kommt nicht von dem Glück unserer Feinde, sondern von unserer inneren Fäulniß. Unsere Laster sind es, die uns tödten. Wenn Preußen gesiegt hat, so hat es das allerdings dem unbestreitbaren Talent des Herrn von Moltke, aber vor Allem der unbeschreiblichen Unwissenheit unserer Generale und aller unserer Officiere zu danken. — — — — — — Wir sind das liebenswürdigste und das — trägste aller Völker.

Die Revue des questions historiques hat ihre Pflicht nicht versäumt. Seit vier oder fünf Jahren haben wir unsere Leser unaufhörlich auf die Gefahren der Unwissenheit und Trägheit aufmerksam gemacht, ihnen die Deutschen als Vorbild vorgehalten und ihnen in allen Tonarten zugerufen: „Arbeitet, arbeitet!“ Wir

haben namentlich auf die Nothwendigkeit einer Hebung der geographischen und historischen Studien hingewiesen. Unsere Stimme muß die eines Predigers in der Wüste gewesen sein; die Revue kann nicht viele Leser in unserer Armee gehabt haben.

Ich werde hier einen sehr empfindlichen Punkt berühren, eine schlecht geheilte Wunde wieder aufreißen, aber es geht nicht anders. Um Alles in wenigen Worten zu sagen: Die Unwissenheit des französischen Officiers war unbegreiflich groß. Aus der polytechnischen Schule oder aus Saint-Cyr kommen unsere jungen Leute voll Feuer und Licht; das Garnisonleben löschte sie in wenigen Minuten aus. Ein Unter-Lieutenant von 25 Jahren war in kurzer Zeit eben so verbraucht, wie der älteste Capitän seines Regiments, und das will viel sagen. Fast überall brachten unsere Truppen-Officiere sieben Achtel des Tages im Café des Theaters zu; vor dem Frühstück Absinth, nach jedem Mahle Kaffee und was dazu gehört, zwischen dem Frühstück und Diner Spazierengehen, Billard und Langeweile, des Abends das Theater. Das sind — mit glänzenden Ausnahmen, die man sich so zahlreich denken mag, wie man will — die Officiere, die wir den Preußen entgegengestellt haben.

In der polytechnischen Schule wurden die jungen Leute noch durch die Hoffnung gehalten, eine gute Note bei'm Examen zu bekommen. So war es dort noch Sitte, zu arbeiten. Aber in der École d'application zu Metz war es anders: der alte Eifer erkaltete dort in merkwürdiger Weise. Ich glaube die Wahrheit nicht zu verletzen, wenn ich sage, daß gewisse deutsche Officiere, die man nach Metz sandte, um dem Unterrichte beizuwohnen, die fleißigsten waren. Saint-Cyr bot kein tröstlicheres Schauspiel: man arbeitete freilich fleißig, um dort einen Platz zu bekommen; aber hatte man diesen erlangt, so erlosch der Eifer. Einige gute Köpfe, welche den Generalstab im Auge hatten, suchten freilich ihren Platz unter den 30 besten Schülern zu behaupten, aber das war auch ungefähr alles.

Namentlich wurden in Saint-Cyr Geographie und Literatur verachtet und gehaßt. Ein ausgezeichneter Professor, Herr Broutta, hat sich dort viele Mühe gegeben, mit sehr geringem Erfolg. Es ist derselbe Gelehrte, den ich im Cercle catholique ganz vortreffliche Vorlesungen über Geographie halten hörte — vor 5 Zuhörern, während 200 bis 300 junge Leute ganz in der Nähe waren und — Billard spielten."

Der Verfasser des obigen Artikels führt dann weiter aus, daß die höchsten Officiere im französischen Heere meist die tiefste Unkunde in der Kenntniß unsers Planeten verrathen hätten. Zu unserm Erstaunen behauptet er von Napoleon III., den wir für einen wohlunterrichteten Mann hielten, derselbe habe sich „durch die scandalöseste Unwissenheit in der Geographie ausgezeichnet." Als Beispiel für seine Behauptung führt er an — und er erklärt, für diese Behauptung einstehen zu können — daß Napoleon III. kurz nach dem Beginne des mexicanischen Krieges sich auf einer Karte habe zeigen lassen, wo Vera-Cruz und Puebla liege. Wir müssen gestehen, daß wir auf ein crasseres Beispiel von Unwissenheit gefaßt waren. Dann erzählt Leon Gautier vom General Frossard, der aus den Genie-Officieren hervorgegangen war, und der wegen seines vermeintlich wissenschaftlichen Werthes zum Gouverneur des kaiserlichen Prinzen erwählt wurde, eine allerdings ziemlich bedenkliche Aeußerung. General Frossard inspicirte nämlich in seiner Eigenschaft als Präsident des Generalrathes die Archive der Haute-Marne, und unter diesen die von Chaumont. (Die Archive von Chaumont zeichnen sich bekanntlich durch die reichen Materialien aus, die sie für die ältere Geschichte und Geographie von Frankreich darbieten.) Als nun General Frossard die weiten Räume durchschritt, in denen diese kostbaren Schätze, freilich etwas vergilbt und zerstäubt, dalagen, da sprach er die geflügelten Worte: „Warum verbrennt man nicht die Hälfte dieser alten Papiere?"

Man muß einräumen, daß diese Aeußerung des Generals Frossard gerade nicht von wissenschaftlichem Geiste unter den höheren französischen Officieren Kunde giebt.

Nicht minder bedenklich lautet die Aeußerung eines andern französischen Generals, der, als Inspector der Militärschulen, einst einen großen Kreis junger Leute um sich versammelt hatte, die so eben in der mit ihnen vorgenommenen Prüfung gut bestanden waren. Die fleißigen jungen Leute mit wohlwollendem Blicke überfliegend, sprach er:

„Es ist hübsch von euch, meine Kinder, daß ihr arbeitet; ich für meinen Theil bin ohne das so weit gekommen."

Der Jugend zu sagen, daß das Studium ein überflüssiges Ding sei, zeugt gerade nicht von tiefer Menschenkenntniß.

Bei derartigen Aeußerungen bestätigt sich wieder so recht, daß, wie fast alle, auf den Krieg bezüglichen Behauptungen Moltke's für Axiome gelten können, so auch seine Ansicht, daß die Kämpfe der Franzosen gegen die Araber im Großen und Ganzen weit entfernt seien, ihnen für einen europäischen Feldzug zu nützen, weil dieselben sie ganz ungeeignet machen für die höheren Aufgaben der Strategie, daß diese Moltke'sche Ansicht durchaus auf Wahrheit beruht. Durch die Kriege gegen die Araber, wo Tapferkeit und die einfachen Regeln der Taktik zum Erfolge ausreichten, waren die französischen Officiere zu der falschen Meinung gekommen, daß sie gegen das tüchtigst geschulte europäische Heer, ohne höheren Einsatz, sich ebenfalls würden siegreich behaupten können.

Leon Gautier gesteht nun ein, daß die zu geringe wissenschaftliche Bildung der französischen Stabsofficiere in dem letzten Feldzuge auf erschreckende Weise zu Tage getreten sei. Er sagt unter anderen:

„Der Krieg von 1870 hat diesen Generalen eine furchtbare Lection ertheilt, welche freilich ebenso tapfer wie unwissend waren,

aber darum doch geschlagen worden sind. Es stand uns ein Volk gegenüber, welches den Krieg wissenschaftlich führt. Der Preuße schlägt sich in derselben Weise, wie er einen Text kritisirt, mit derselben Präcision und Methode. „Bah," haben wir gesagt, „wir haben unsere Mitrailleusen und unsere Zuaven, und wir werden am 15. August in Berlin sein!" Das Uebrige weiß man.

Am 4. August starb der unglückliche General Douay den Heldentod bei Weißenburg; erst am Tage vorher hatte er sich dazu verstanden, eine Karte anzusehen. Kurze Zeit vor Sedan spazierte einer unserer Generale mit einem meiner Freunde, der mir die Sache erzählt hat, am Ufer eines großen Flusses und fragte: „Wie heißt dieses Wasser?" Es war die Maas. Er wußte nichts davon. Ein anderer fragte um dieselbe Zeit, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei; ein anderer, ob Thionville am Rhein liege. Ein Anderer fragte bei Neuille seine Soldaten nach dem Namen eines Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte.

In der Nähe von Paris herrschte dieselbe Unwissenheit. Ein Generalstabs-Officier (freilich von der Nationalgarde) führte ein Marsch-Bataillon, ohne es zu wissen, mitten in die Preußen hinein. Eben zur rechten Zeit machte ihn noch Jemand darauf aufmerksam, der zum Glück eine Generalstabskarte bei sich hatte. Sofort kehrte man um; aber in der Verwirrung hätte man beinahe die Avantgarde vergessen, welche einige Minuten später ohne Zweifel in Gefangenschaft gerathen wäre.

Die Preußen dagegen kennen die Geographie. Sie haben die Karten nicht nur in der Tasche, sondern im Kopfe. Einer meiner Freunde erzählte mir folgendes: Die Preußen rücken eines Tages in der Nähe von Amiens in ein ganz kleines Dorf ein, welches nur eine Straße hat. Sie suchen überall herum. Endlich sagt ihr Anführer zu einem der Einwohner: „Es muß hier einen Querpfad

geben, der uns einen Umweg ersparen würde. Ihr habt ihn unkenntlich gemacht; wir müssen ihn wissen." Er hatte ganz recht: der Pfad war da, die Bauern hatten den Eingang desselben unkenntlich gemacht.*) Während der großen Kämpfe des Generals Faidherbe gegen die preußische Armee zeichneten die in Amiens zurückgebliebenen deutschen Officiere mit merkwürdigem Geschick alle Positionen, welche ihre Truppen und welche die Franzosen inne hatten. Kein Hügel, keine Unebenheit des Bodens, kein Bach entging ihnen. Sie wußten alles und sie sagten den ganzen Verlauf der Schlacht vorher, die am folgenden Tage geliefert werden sollte, und alles traf zu. Wird man nun noch behaupten, die Geographie und die Karten dienten zu nichts?"

Uebrigens ist die Unwissenheit in der Geographie, wie wir an den glänzenden Beispielen Voltaire's und Victor Hugo's darthaten, eine in Frankreich so verbreitete Schwäche, daß die klügsten und geistreichsten Leute sich mit ihr behaftet zeigen. Wenn nun die französischen Männer auf dem Rosse der Geographie sämmtlich nicht sattelfest sind, wie denn überhaupt die ganze Nation nur schlecht zu Pferde sitzt, so thut man natürlich klug, von den Frauen gar nichts in dieser Hinsicht zu verlangen. Die französischen Frauen leisten an Unwissenheit auf dem Felde der Geographie wahrlich das Unglaublichste. So sagte einst Madame Geoffrin, die bei vielem Geiste sehr geringes Wissen besaß, zu Horace Walpole, als dieser sich bei ihr vor seiner Abreise nach England verabschiedete und bei'm Weggehen die Furcht äußerte, er werde wegen des ungün-

*) Bis zu welchem Grade man in Frankreich überzeugt war, daß die Preußen den kleinsten Winkel des Landes kennten, geht aus folgenden Worten George Sand's hervor, die in ihrem „Journal d'uu voyageur, pendant la guerre" vorkommen, und die so lauten: „Ils (les Prussiens) ont étudié la France comme une proie que l'on dissèque, et its connaissaient peut-être aussi bien que moi le seutier perdu dans les bois où je me flattais de surprendre l'éclosion d'une primevère counue de moi seule. —

stigen Wetters eine stürmische Ueberfahrt haben: „Sie sind reich; nehmen Sie Postpferde und machen Sie lieber einen Umweg zu Lande."

Treffen wir bei französischen Männern der gebildeten Classen allerdings nur selten auf so gänzliche Unwissenheit, wie sie hier eben eine im Pariser Salonleben berühmt gewordene Frau verrieth, so geben doch selbst wissenschaftliche Blätter und in der Literatur mit Auszeichnung genannte Persönlichkeiten sich von Zeit zu Zeit Blößen, indem sie flüchtig verfahren und den von ihnen behandelten Gegenstand nicht gehörig vertiefen. So mußte selbst Guizot sich vom englischen Athenäum einige unangenehme Wahrheiten sagen lassen. Guizot hatte nämlich Betrachtungen über die Kunst veröffentlicht, die auch in's Englische übersetzt wurden. Das Athenäum urtheilte nun über die Arbeit des berühmten Franzosen nicht gerade günstig. Der englische Kritiker räumte bereitwillig den Geist ein, dem man in jeder Guizot'schen Schrift begegne; auch die Meisterschaft im Stil war er weit entfernt anzuerkennen. Aber er war auf Flüchtigkeit in der Behandlung gestoßen; auch beschuldigte er Guizot, von seinem Gegenstande keine tiefere Kenntniß zu besitzen; ferner warf er ihm vor, daß der französische Gelehrte gar nicht beachtet zu haben scheine, was inzwischen von der deutschen Spürkraft in dieser Materie aufgefunden worden. Wenn nun ein in gewissenhafter Beurtheilung wissenschaftlicher Leistungen hochangesehenes englisches Blatt sich gedrungen sah, einem berühmten französischen Gelehrten so den Text zu lesen, in wie vernichtender Weise würde es sich nicht äußern, falls es den zahlreichen Flüchtigkeiten, ja, lächerlichen Irrthümern Beachtung schenkte, die in französischen Zeitschriften vorkommen, welche sich denselben Zweck vorgesetzt, wie es selber und die mit ihm auf gleicher Höhe zu stehen vermeinen. Wie weit sind aber die französischen Wochenschriften von der Genauigkeit der englischen entfernt! So sprach das Athénaeum fran-

çais von Prescott als einem Engländer und von Andersen als einem Deutschen. Auch in seinen kritischen Urtheilen hat das Athénaeum français sich häufig das Zeugniß großer Geistesarmuth ausgestellt. So begann es einst mit der ganz richtigen Bemerkung, daß Deutschland und die Schweiz die Decentralisation in der Literatur mit einander gemein hätten, um von da aus zu den seltsamsten Behauptungen zu gelangen, von denen man nicht weiß, ob man mehr erstaunt sein soll über die zu Tage tretende Anmaßung, oder über die sich verrathende Oberflächlichkeit. Es sagte nämlich Herr Champfleury, der Verfasser des von uns angezogenen Artikels, indem er sich zu einem Gesammt-Urtheile über die deutsche Literatur verstieg:

„Hebel ist einer der interessantesten deutschen Dichter von dem Ende des vorigen Jahrhunderts und wird immer einen ehrenvollen Platz behaupten unter jener kleinen Schaar, welche Goethe, Schiller, Jean Paul Richter und Theodor Hoffmann zu ihren Häuptern zählt.“

Wir wollen hier einschalten, daß die phantastischen Ausgeburten Hoffmann's bei den zur romantischen Schule hinneigenden Franzosen in großer Gunst stehen und daß Letztere bei ihrer Ueberhebung vermeinen, die Deutschen würden doch unmöglich so thöricht sein, einem ihrer eigenen Schriftsteller einen niedrigeren Platz anzuweisen, als die große Nation ihm zu bestimmen für gut fand. Uebrigens ist die geistreiche George Sand doch einsichtig genug, in einer Vorrede die Bemerkung einzuschalten, wie sie wohl wisse, daß Hoffmann bei seinen Landsleuten keineswegs den hohen Rang einnehme, den man ihm gemeiniglich in Frankreich zugestehe. Nach dieser nothwendigen Seitenbetrachtung wenden wir uns wieder zu den kühnen literarischen Urtheilen des Herrn Champfleury, der sich also vernehmen läßt:

„Deutschland hat zwar viele intelligente Geister hervorgebracht,

die des Studiums wohl werth sind; aber es hat nur vier wahrhaft große Männer aufzuweisen und neben ihnen Hebel, der mehr Schweizer, als Deutscher ist."

Daß Franzosen es selten dahin bringen, fremde Namen irgendwie richtig zu schreiben, davon zeugen die ärgerlichsten und lächerlichsten Beispiele. Reichardt erzählt in seinen Briefen aus Paris, wie in den dortigen Zeitungen der Name des Ministers Dönhoff in Doentoff, Minister Schröter in Schroetter verwandelt worden. Das ist übrigens noch ziemlich schwach gegen das von Mendelssohn-Bartholdy angeführte Beispiel, der, als er in Paris verweilte, in den Zeitungen lesen mußte: der berühmte deutsche Philosoph Flegel sei gestorben. Er kam dann bald dahinter, daß Hegel damit gemeint sei, den er so oft bei seinen Aeltern am Leipzigerplatze hatte Whist spielen sehen.

Ueber die Ungenauigkeit der Franzosen in Bezug auf ausländische Namen hat schon Johannes von Müller in seiner historischen Kritik schwere Seufzer ausgestoßen. Vor Allem hat ihn Herr Dieudonné Thiébault, der ein Buch herausgab: „Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin," zu seitenlangen Berichtigungen genöthigt. Es spricht allerdings für die geringe Neigung oder Fähigkeit der Franzosen, in fremden Landen etwas zu lernen, wenn dieser Herr nach einem so langen Aufenthalte fast keinen einzigen deutschen Namen richtig schreiben konnte. Nichtsdestoweniger bemerkte Herr Thiébault mit jenem Selbstgefühle, das den Franzosen niemals ausgeht, wenn ihm auch alles Andere treulos wird, es möge ihm zuweilen (quelquefois), jedoch sehr selten (très-rarement), begegnet sein, daß er einen Namen unrichtig geschrieben habe. Bei dieser kecken Versicherung und bei den unerhörten Namensverdrehungen, deren sich derselbe schuldig machte, reißt doch auch dem sonst sehr nachsichtigen Johannes von Müller die Geduld und er antwortete der sich spreizenden Ober-

flächlichkeit, wie sich's gebührt. An die Worte des Herrn Thiébault anknüpfend, es möge ihm zuweilen begegnet sein, einen Namen unrichtig zu schreiben, bemerkt Johannes von Müller voller Spott:

„Wir können ihm aufrichtig versichern, daß er bisweilen, doch sehr selten, einen deutschen Namen recht geschrieben hat und wenn wir bedenken, wie oft ihm dies Unglück selbst mit französischen begegnet ist, so dürfen wir beinahe zweifeln, ob die Rechtschreibung der Namen dem Herrn Professor überhaupt möglich sei."

Johannes von Müller führt hierauf eine Menge Irrthümer von Seiten des Herrn Professors an, denen wir wohl nur bei einem Franzosen begegnen. So läßt er Friedrich den Großen bei Issa siegen. Johannes von Müller bemerkt dazu in Parenthese: „Lissa ist doch nicht schwer." Prinz Heinrich von Preußen siegte bekanntlich bei Freyberg; schnell macht ihn Herr Thiébault zum „héros de Friedeberg. Möllendorf wird von dem Franzosen in Mullendorf verwandelt; Seydlitz theils in Zeidliz, theils in Zedliz; Ziethen in Zietten und Zieen.

Nachdem Johannes von Müller die verstümmelten Namen einiger Kriegshelden angeführt, ruft er seufzend aus: „Was sollen wir aber von den Orten sagen!" Professor Thiébault, der seiner eigenen Versicherung nach zwanzig Jahre in Berlin verweilte, trägt kein Bedenken, den in der preußischen Hauptstadt jedem Kinde bekannten Gesundbrunnen in „Gesoebron" zu verwandeln. In ganz derselben Weise hat er eine Menge anderer bekannten Ortsnamen entstellt, bis zur Unkenntlichkeit. Wie Herr Thiébault mit den Namen bekanntester Kriegshelden und Oerter nicht allzu glimpflich umging, so wurden auch die Dichter nicht gerade gütig behandelt; denn er schrieb „Gellers" statt Gellert, „Gothschedt" statt Gottsched. Wer sich so gegen deutsche Namen versündigte, konnte auch gegen englische nicht gerecht sein. Johannes von Müller ruft in Bezug hierauf voller Spott aus: „Mammelsburg mögen die

Engländer erkennen.“ Uebrigens begegnen dem Herrn Professor nicht blos in Betreff der Namen, sondern auch der Dinge die schwersten Versehen. Johannes von Müller, durch die grenzenlose Unwissenheit des französischen Professors zur Ironie aufgestachelt, bemerkt:

„Wer seit bald vierzig Jahren Mitglied der Berliner Akademie ist und noch nicht weiß, daß sie keinen Präsidenten hat (ihm ist M. le Marquis de Lucchesini, président de l'académie depuis plusieurs années IV, 107), immer ohne Wunderglauben Städte und Länder versetzt und nie im Almanach der Geschlechtsregister des regierenden Hauses nachschlug (sonst würde er gesehen haben, daß die Prinzessin Heinrich nicht von Hessen-Darmstadt ist und Friedrich nicht im Jahre 1711 geboren war); wer ganze Hofceremonielle beschreibt (die Auffahrt des Duc de Nivernois), wovon die damalige Hofzeitung nichts weiß und über Facta, die nie waren (daß der König in der Sache Müller Arnold's das Urtheil eigenhändig schrieb), dem Könige lange Reden in den Mund legt, wie will ein Verfasser es machen, bei solchen Proben der Nachlässigkeit Vertrauen zu verdienen?“

Wenn Johannes von Müller dem Herrn Professor Thiébault sehr unverblümt auseinander setzt, daß er trotz seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Deutschland von den dortigen Dingen nichts verstehe, so können wir mindestens dasselbe von den Scribenten französischer Zeitungen behaupten, die von Paris aus und ohne daß sie je den Boden Deutschlands betraten, über die Bewohner jenseits des Rheins die fabelhaftesten Dinge berichten, die ihnen der Köhlerglaube ihrer Leser übrigens keine Sekunde beanstandet.

Nachdem ein französischer Professor und Mitglied der Akademie sich solcher groben Versehen schuldig gemacht, daß Johannes von Müller ihn wie einen Schuljungen vornehmen mußte, nach solchen Beispielen von französischer Unwissenheit an einer Stelle, wo man

sie für unmöglich halten sollte und nachdem wir durch andere Beispiele dargethan, wie dieser Mangel an tüchtiger Durchbildung noch heute in Frankreich erschreckend zu Tage tritt, wird man uns recht geben müssen, daß wir es für keine der gewöhnlichen Victor Hugo'schen Hyperbeln erklären, sondern meinen, der große Dichter gebe der Wahrheit einfach die Ehre, wenn er jammernd ausruft:

„L'ignorance est un plus grand péril que la misère; elle nous déborde, nous assiége, nous investit de toutes parts.“

Daß es noch heutigen Tages in Frankreich von Männern wimmelt, die gleich dem Herrn Professor Thiébault mit der Feder ganz gewandt umgehen, aber sich um den von ihnen bearbeiteten Stoff bei ihrer Trägheit gar wenig bekümmern, dagegen das Ding darstellen, wie es ihrer Phantasie erscheint, nicht, wie es in Wirklichkeit vorhanden ist, davon lieferte auch der „Constitutionnel“ einen Beweis, indem er (Nr. 53, 1858) folgendes vorbrachte:

„M. de Flotow, compositeur, je crois, d'origine anglaise.“

Der französischen Unwissenheit läuft immer die französische Selbstüberschätzung parallel. So bemerkte der musikalische Berichterstatter in der „Revue des deux mondes“ von der letzten Oper Flotow's, daß der Verfasser für einen Deutschen ungewöhnlichen Geist verrathe. Bei auch nur oberflächlicher Kenntniß der gallischen Eitelkeit war hier deutlich zwischen den Zeilen zu lesen, es sei eigentlich erstaunlich, daß nicht ein Franzose der Componist dieser graziösen musikalischen Schöpfung sei.

Wie auch die geistvollsten Franzosen, bei der ihnen größtentheils anhaftenden Abneigung ihres Volkes, den Dingen auf den Grund zu gehen, wegen mangelnder gewissenhafter Forschung oft etwas Lächerliches und Unsinniges behaupten, davon lieferte der so ideale, aber bei den realen Einzelnheiten gern vorüberhüpfende Alfons von Lamartine ein komisches Beispiel. Dies ward vom General von La Marmora in der italienischen Depu-

tirtenkammer zum Besten gegeben und erregte dort die größte Heiterkeit. Wir wollen hier doch nicht zu erwähnen vergessen, daß der ideale Lamartine in Bezug auf Italien ganz die engherzigen Ansichten des sehr realistischen Herrn Thiers hatte; denn, als er an der Spitze der Republik stand und man ihn beschwor, dem Könige Karl Albert gegen die Oesterreicher zu Hülfe zu kommen, da antwortete er: „Je ne souffrirai jamais que la Méditerranée devienne un lac italien.“ Das mittelländische Meer sollte eben ein französischer See bleiben. Als nun Lamartine im Jahre 1847 von einem Ausfluge nach Italien zurückkehrte, erzählte er in der französischen Deputirtenkammer, er habe die Oesterreicher an den Festungswerken von Alessandria arbeiten sehen. Da damals sämmtliche Völker des europäischen Continentes, außer dem französischen, politisch mundtodt waren, so wiederhallte natürlich im ganzen Welttheile, was in der Pariser Deputirtenkammer gesprochen wurde. Auch La Marmora hatte die Behauptung Lamartine's von den an den Festungswerken Alessandria's arbeitenden Oesterreichern gelesen und obgleich er genau wußte, daß an der Sache kein wahres Wort sei, so plagte ihn doch die Neugierde, wo der berühmte Franzose die anscheinende Begründung für seinen Satz aufgefischt habe. Dies war nun ganz natürlich zugegangen. Als Lamartine nämlich um die Festungswerke von Alessandria herumfuhr, war gerade sehr heißes Wetter. Sämmtliche Arbeiter hatten deshalb ihre Röcke abgeworfen und befanden sich in Hemdsärmeln. Da Lamartine nun in ziemlicher Entfernung von den Arbeitern vorüberfuhr, so daß er nur die Umrisse der Figuren gewahren konnte und ihm plötzlich durch den Kopf schoß, daß die Oesterreicher Neigung geäußert hatten, Alessandria zu besetzen und da er ferner wußte, daß Letztere weiße Uniformen trugen, so wurden vor seiner feurigen Phantasie stracks die italienischen Arbeiter in Hemdsärmeln zu österreichischen Soldaten in weißen Uniformen.

Und was ihm seine Phantasie vorgegaukelt, das erzählte er ganz ernsthaft als Thatsache der französischen Deputirtenkammer.

Die Prüfung und Sichtung ist eben keine französische Eigenschaft.

Mancher dürfte, wenn er die bisher gegebenen Einzelheiten zusammenfaßt, behaupten wollen, die Schilderung des französischen Nationalcharakters sei allzu sehr grau in grau gemalt. Wir können darauf erwidern, daß wir in Bezug auf allgemeine Betrachtungen und Behauptungen, die immer durch eine gewandte Polemik oder geistreiche Sophistik aus dem Felde zu schlagen sind, uns sehr sparsam zeigten und daß wir nur unerbittliche Thatsachen, historische Vorgänge anführten, die so lange auf unerschütterlicher Grundlage beruhen, bis nachgewiesen wird, daß die Geschichte nichts sei, als eine „fable convenue.“ Zum Glück sind aber nicht alle Vorgänge der Vergangenheit so tendenziös verarbeitet, wie die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs von Adolf Thiers, so daß der Prorector der Göttinger Universität, als er in einem denkwürdigen Actenstücke Zeugniß ablegte für deutsche Humanität, sie nicht mit Unrecht als einen „historischen Roman“ bezeichnen konnte.

Wir haben also durch geschichtlich beglaubigte und durch keine Sophismen abzuschwächende Thatsachen nachgewiesen, daß der französische Nationalcharakter folgende dunkle, dem Auge mehr oder minder peinliche Schattirungen in sich birgt: Grausamkeit, Eitelkeit, Hochmuth, Prahlerei, Lüge, Habsucht und Unwissenheit. Für diese unliebsamen Eigenschaften sind wir, wie gesagt, die Belege nicht schuldig geblieben und wir wollen zum Schlusse dieser gesonderten Betrachtung des Franzosenthums, bevor wir zu einer gewissenhaften Parallele zwischen Deutschland und Frankreich übergehen, noch für jede nächtliche Seite in dem Nationalcharakter des uns jetzt so gehässig gesinnten Volkes ein Beispiel anführen, dessen schlagende Wirkung auch den robustesten Unglauben zu Boden schmettert.

Also zuerst von französischer Grausamkeit und weil dies am wirkungsvollsten ist, von französischer Grausamkeit gegen eigenes Fleisch und Blut!

Wir geben hier wörtlich genau den Bericht des Stabsarztes Dr. Börner, der über seine letzte Fahrt mit französischen Verwundeten von Deutschland nach Besançon folgendes berichtet:

„Sobald der Zug außerhalb der deutschen Occupationslinie angelangt war, wurde er überall mit Steinen beworfen und die Bedeckungsmannschaft gezwungen, nach Mühlhausen zurückzukehren. Zwei Stunden nach seiner Ankunft in Besançon war noch kein französischer Militair- oder Civilarzt zur Uebernahme erschienen und das Volk verhöhnte und bespie Führer und Wärter, die den Zug nicht verlassen durften. Auf wiederholte Requisitionen kam endlich ein Militairarzt, der die Verwundeten und Kranken ohne Weiteres aus dem Zuge herausholen und auf das Pflaster des Perrons legen ließ; erst das ungestüme Bitten der Franzosen, man möge sie wieder nach Deutschland zurückbringen, vermochte den Arzt, die Soldaten auf Düngerwagen zu laden, die von den nahen Feldern herbeigeholt wurden und in die Festung fahren zu lassen, worauf der Sanitätszug sofort die Rückfahrt antrat.“

Wenn man so gegen unglückliche französische Verwundete verfuhr, als sie eben auf dem ersehnten Boden der Heimath anlangten, so ist sicher von dem Berichte des in Krakau erscheinenden Blattes „Kraj“ nichts abzuziehen, das von der grausamen Behandlung der Pariser Communisten die nachstehende, haarsträubende Schilderung liefert:

„In Cherbourg sind neun Pontonschiffe mit zur Deportation bestimmten Gefangenen gefüllt, die jeden Augenblick den Befehl zur Lichtung der Anker erwarten. Auf jedem dieser Schiffe befinden sich Polen, die theils in Paris, theils in Versailles aus ihren Wohnungen weggeschleppt und zur Haft gebracht wurden. Ungeachtet

auch nicht der geringste Verdacht auf ihnen lastet, so sind doch schon sieben Wochen vergangen, ohne daß sie nur einem Verhör unterworfen sind. Es ist das keine Kerkerhaft mehr, sondern eine wahre Tortur. Man behandelt die Unglücklichen wie Vieh. Diebe, Räuber und Brandstifter sitzen mit unschuldigen und ehrlichen Leuten zusammen, die mit der Commune nichts zu schaffen hatten. Wäsche wird nicht verabreicht, die Schlafstätte ist der schmutzige Fußboden und die kärgliche Kost wird den Gefangenen wie Schweinen in kleinen Trögen vorgesetzt. Da die Schiffe in den obern und untern Räumen mit Gefangenen gefüllt sind, so ist die Luft in höchstem Grade verpestet und Krankheiten sind an der Tagesordnung. Läßt sich unter den Gefangenen das leiseste Gemurmel vernehmen, so ist die Schildwache angewiesen, in den dichten Haufen zu schießen. Die Commandanten, Sergeanten und Marinesoldaten bedienen sich der gemeinsten Schimpfworte, ohne auf den Bildungsgrad der Gefangenen Rücksicht zu nehmen. Die auf den Schiffen herrschende Unreinlichkeit übersteigt alle Vorstellung. Als Getränk wird Essigwasser gereicht, das der Gesundheit schädlich ist. Die Gebildeteren unter den Gefangenen siechen unter den raffinirten Henkerqualen langsam hin und ihr Leben wird, selbst im Falle ihrer Freilassung, kaum noch zu retten sein."

Für die französische Grausamkeit haben wir also die actenmäßige Darstellung eines deutschen Beamten und die Anschuldigung eines sarmatischen Blattes, das, wie sämmtliche polnische Zeitungen, im Allgemeinen weit eher mit Frankreich liebäugelt, als daß es ihm etwas an's Zeug flickte. Wenn es deshalb gegen Frankreich einen Vorwurf erhob, so mußten die zwingendsten Thatsachen vorliegen.

Wenden wir uns jetzt von der französischen Grausamkeit zu der französischen Eitelkeit.

Die französische Eitelkeit wird durch Addison bezeugt, der sich bei'm Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges gerade in Paris befand. Nach seiner Schilderung war das französische Volk damals vor Stolz und Entzücken „wahnsinnig.“ Also ganz wie im Juli 1870. Es ahnte ebenso wenig im Anfange des spanischen Erbfolgekrieges, wie später bei dem im Jahre 1870 wegen der spanischen Throncandidatur ausgebrochenen deutschen Kriege, daß sein Stolz auf's Tiefste gedemüthigt werden sollte. Addison konnte es bald inmitten des hochmuthsvollen Treibens der Pariser nicht mehr aushalten und machte, daß er aus dem Narrenneste fortkam. In einem seiner damaligen Briefe heißt es: „Die Franzosen beginnen mit ihren Reden unerträglich zu werden. Sie waren stets das eitelste Volk der Welt und jetzt sind sie schlimmer, denn je.“

Diese vor mehr als anderthalb Jahrhunderten geschriebenen Worte haben noch ihre volle Wahrheit.

Nunmehr ein Bild von französischem Hochmuthe!

Von französischem Hochmuthe lieferte das Jahr 1870 eine unerhörte Probe, als der Herzog von Gramont dem Herrn von Werther verblümt zu verstehen gab, es werde passend sein, wenn der König von Preußen an den Kaiser Napoleon III. ein Entschuldigungsschreiben richte, dessen Abfassung der Art sein müsse, daß man es den Vertretern des französischen Volkes vorlegen könne. König Wilhelm, dieses Muster von deutscher Mannesehre, einen entschuldigenden Brief richten an den eidbrüchigen Kaiser Napoleon! Durfte der Engländer Roebuck doch nicht mit Unrecht sagen, es habe sich sein Herz krampfhaft zusammengezogen, als er es mit ansehen gemußt, daß die durch Eidbruch besudelten Lippen des Mannes vom 2. December bei der Begrüßung der Königin von England deren geheiligtes Antlitz zu berühren gewagt.

Von der französischen Prahlerei hier nur *ein* Beispiel geben zu sollen, fällt in der That schwer. Haben wir doch die Hände

voll von Belegen für französische Großspurigkeit. Indeß beherzigen wir den Spruch eines griechischen Weisen: „Maß zu halten ist gut.“ Berichten wir nur einfach, daß die „Revue des deux mondes“, deren verhältnißmäßige Vernunft und Unparteilichkeit wir früher anerkennend hervorhoben, die Prahlerei vom Stapel läßt, die Generale Faidherbe und Chanzy gehörten jetzt zu den „geschätztesten Feldherren Europa's.“ *)

Aber so gute Vorsätze wir auch haben, in Bezug auf französische Lügen können wir uns mit einem Beispiele nicht begnügen. Sie sind zu zahlreich, zu frech, zu getränkt mit dem wüthendsten Hasse gegen Deutschland, als daß sie nicht zum Nachdenken empfohlen werden müßten. Sie lehren uns ja, wessen wir uns von den Franzosen zu versehen hätten, wenn es diesen durch verletzte Eitelkeit fast zur Tollheit gebrachten Gemüthern, was Gott gnädig verhüten wolle, je gelänge, über Deutschland den Sieg davon zu tragen.

Da während des letzten Krieges in Frankreich Jung wie Alt log, so wollen wir mit der Unwahrheit eines Kindes beginnen, die sich in dem „Journal d'un enfant de Paris pendant le siége“ befindet. Der Pariser Junge erzählt, daß die deutschen Gefangenen, die er gesehen habe, entsetzlich schmutzig gewesen seien (d'une saleté révoltante). Dies ist möglich und wir wollen es nicht bestreiten. Wenn das schreiblustige Pariser Kind in seinem Tagebuche aber dann weiter bemerkt, daß die deutschen Soldaten erzählt hätten, es herrsche Hungersnoth und Entmuthigung in den Reihen des einschließenden Heeres, so sagen wir unbedenklich: Das ist gelogen! **)

*) Quant à Faidherbe et à Chanzy, confondus dans la foule il y a quelques mois, ils ont dès maintenant conquis leur place parmi les généraux les plus estimés d'Europe. La Guerre en Province. Revue des deux mondes. 1. Mars. 1871. P. 146.

**) Les quelques prisonniers que l'on fait sont d'une saleté révoltante; ils se précipitent sur les vivres qu'on leur donne et disent que la disette et le découragement sont dans l'armée allemande.

Warum sollten wir anstehen, das Pariser Kind bei einer so unwahrscheinlichen Behauptung der Lüge zu zeihen, da einige gewissenhafte Franzosen sich selbst darüber beklagten, daß sie von ihrer Regierung systematisch belogen würden. Dies behauptet unter andern George Sand in ihrem „Journal d'un voyageur pendant la guerre“ an unzähligen Stellen. Sie sagt, man habe Noth, sich einen Weg durch die Finsterniß zu bahnen, in welche die Regierung das französische Volk planmäßig einhülle.*) Sie sagt dann weiter, falls man den Berichten der Regierung trauen dürfte, so siegten die Franzosen alle Tage und an allen Orten. Voller Spott fügt sie hinzu, daß, wenn die Franzosen wirklich alle die deutschen Soldaten getödtet hätten, von denen ihnen Herr Gambetta, den sie überaus richtig beurtheilt, in seinen ruhmredigen Proclamationen Meldung gethan, daß es alsdann kein deutsches Heer mehr geben könne.**)

Aber, nachdem George Sand mit nur zu gerechtfertigtem Unwillen sich über die Lügen beschwert hat, die von der Regierung in Tours mit seltener Schamlosigkeit verbreitet wurden, verfällt sie selbst in das Lügen, gewiß ganz wider ihren Willen. Indeß, es war eben einfach unmöglich, während des Krieges von 1870 bis 1871, wo die ganze französische Atmosphäre von schwarzem Hasse und finsterer Lüge überzogen war, das reine Wort der Wahrheit zu reden. Sie beginnt ihre Lügen mit dem allgemeinen Satze: „Les Prussiens, tous voleurs!“ Nachdem sie so kräftig begonnen, wird es Niemanden verwundern, wenn sie von einem neuen Kleide, das sie anzuziehen gedenkt, die Vermuthung ausspricht, es werde wohl nicht lange auf ihrem Körper bleiben, sondern bald über die Schultern einer deutschen Dame geworfen werden, da die

*) Il faut tâcher de comprendre à travers les ténèbres dont on nous enveloppe systématiquement.

**) A en croire les dépêches officielles, nous serions victorieux tous les jours et sur tous les points.

deutschen Militairs ja auch Schuhzeug und Gewänder für ihre Frauen raubten und in die Heimath vorausschickten.*) Wenn George Sand, die wirklich ein Genie ist, sich zu ebenso abscheulichen, wie lügnerischen Beschuldigungen durch die verderbte geistige Luft, die sie einathmete, hinreißen läßt, so kann man sich nicht wundern, daß französische Schriftsteller zweiten und dritten Ranges noch viel wahnsinniger urtheilen. So erzählt ein Herr Pigeonneau — man muß immer hierbei in's Auge fassen, daß die „Revue des deux mondes", ein sonst so anständiges Blatt, alle diese Lügen unbedenklich aufnimmt und dabei ihren früheren Ehrenmantel besudelt; denn diesen lügnerischen Franzosen hat man einzig die türkische Redensart zuzurufen: „Dein Mund spricht Koth," — in seinem Berichte: „Versailles pendant le siége de Paris" von den tapfern und hochgebildeten Officieren des deutschen Heeres die schändlichsten Unwahrheiten — Unwahrheiten, die sich der General von Kirchbach nicht hätte herablassen sollen, zu widerlegen. Bekanntlich sagte einst Goethe zu Jean Paul, als Letzterer sich über abscheuliche, gegen ihn verbreitete Verdächtigungen sehr bitter äußerte, daß er seinerseits sich niemals gegen eine Anklage vertheidigen werde, außer man gehe so weit, ihn zu beschuldigen, er habe silberne Löffel gestohlen. Nun, Herr Pigeonneau geht den deutschen Officieren gegenüber so weit. Er beginnt mit der Behauptung, die deutschen Officiere hätten sich das in ihren Wohnungen vorgefundene Mobiliar als herrenloses Gut zugeeignet und das Uebrige auf eine Weise beschmutzt, daß man versucht sei zu glauben, sie handelten auf Befehl.**) Nachdem derselbe einmal im Zuge ist, die deutschen Offi-

*) Je n'ai pas de vêtemens d'hiver, ils sont à Paris, dont les Prussiens ont maintenant la clé. Je me commande ici une robe qui fera peut-être son temps sur les épaules d'une Allemande, car ils volent aussi des vêtemens et des chaussures pour leurs femmes, ces parfaits militaires!

**) On ne tarda pas à s'aperçevoir que ces officiers si corrects, non contens de s'installer en maîtres dans les maisons dont ils devenaient les

ciere als Harpyien darzustellen, behauptet er auch von ihnen, daß sie Jagdgewehre, die ihnen der Maire von Versailles aus dem Staatseigenthum habe verabfolgen müssen, nicht zurückerstattet und daß selbst Prinzen es nicht verschmäht hätten, sich bei diesen gewaltsamen Aneignungen zu betheiligen. *) Der Großherzog von Baden habe sich drei Besen für seinen Stall liefern lassen. **) Ferner sei der Haushofmeister des Fürsten von Bismarck mit einer noch seltsameren Forderung hervorgetreten. In den Archiven der Stadt Versailles habe man die Documente aufbewahrt, durch welche diese sauberen Requisitionen bewiesen werden könnten. ***) Von dem Grafen Brauchitsch wird angedeutet, er habe sich 50,000 Francs zu Gemüthe geführt. †) Ein deutscher Officier — so lügt Herr Pigeonneau weiter — soll zu einem Franzosen gesagt haben: „Ihr seid uns zu reich; im Vergleich zu Frankreich sind wir ein Volk von Bettlern." Begnügt er sich doch auch nicht mit allgemeinen

hôtes forcés et de reléguer dans un coin le légitime propriétaire, traitaient le mobilier en chose conquise, s'appropiaient sans scrupule et sans bruit ce qui leur plaisait, et souillaient le reste avec un oubli des règles les plus élémentaires de la propreté qui ne peut s'expliquer que par un mot d'ordre: il nous répugne de croire qu'un peuple civilisé se livre, sans faire violence à ses instincts et à ses habitudes, à d'aussi brutales fantaisies.

*) La chasse devint l'occupation favorite des hôtes de Versailles: le dépôt de la mairie, visité chaque jour par les officiers de la suite du roi ou du prince royal, se dégarnit rapidement. Les Allemands du reste prouvèrent qu'ils étaient connaisseurs; les fusils de peu de valeur furent restitués pour la plupart, les autres disparurent, et les princes eux-mêmes ne dédaignèrent pas de participer à ces emprunts forcés en s'appropriant les armes dont ils avaient pu apprécier le mérite.

**) Son Altesse royale le grand-duc de Bade réclamait 3 balais d'écurie.

***) L'intendant de M. de Bismarck intimait au nom de son maître une autre réquisition plus burlesque encore, et dont l'original, déposé aux archives de la ville, est à la disposition des amateurs d'anecdotes et d'autographes.

†) Pourvu que M. le comte de Brauchitsch touchât les 50,000 francs, peu lui importait de quelles mains il les recevait.

Angaben, wie, daß die Officiere bei'm Rauben die allerschlimmsten gewesen (les officiers se montrèrent les plus âpres à la curée), sondern wagt sich mit seinen frechen Beschuldigungen an ganz bestimmte Persönlichkeiten. Er will, wie er sagt, die mit so großer Unverschämtheit geleugneten Beraubungen an das Tageslicht ziehen (ces déprédations niées avec tant d'impudence n'échapperont pas au grand jour de la publicité). „Man kennt sehr gut," wie er weiter bemerkt, „die höhern Officiere des 47sten und 58sten Regiments, die in Ville-d'Avray die Keller ihres Weinvorraths beraubten und Klaviere einpacken ließen unter den Augen der rechtmäßigen Besitzer; man weiß die Namen Derjenigen, welche das Standbild des Herrn Corot, nachdem sein Haus verwüstet worden, mit Unflath bedeckten; man ist über die Edelleute nicht in Ungewißheit, welche das Silberzeug aus der Besitzung der Madame Furtado gestohlen haben. *) Doch nein, obgleich diese lächerlichen Lügen zuerst Heiterkeit erwecken, so wird man zuletzt doch unwillig. Wir wünschen deshalb diesem französischen Thersites dieselben Hiebe, wie seinem griechischen Ahnherrn.

Für das Ende seines Lügenregisters hat Herr Pigeonneau, die Kunst der Steigerung nicht außer Acht lassend, sich das Abscheulichste aufgespart. Wie er erzählt, oder vielmehr lügt, habe ein deutscher Officier im Schlosse zu Chambourcy alle Statuen und sonstigen Kunstgegenstände sich zugeeignet und in die Heimath gesandt. Doch hiermit nicht genug, habe er seine Freunde aufgefordert, ähnlich zu verfahren. Und damit Niemand von dem Geifer des Herrn Pigeonneau verschont bleibe, so berichtet er schließlich,

*) On sait quels sont les officiers supérieurs du 47e et du 58e qui, à Ville d'Avray, faisaient vider les caves et emballer les pianos sous les yeux des propriétaires, briser et souiller d'ordures le buste de M. Corot, après avoir dévasté sa maison, qui cependant était habitée; on sait quels sont les gentilshommes qui ont volé l'argenterie dans la propriété de Mme Furtado.

daß am 8. December 1870 deutsche Diaconissinnen in dem Lazareth zu Queue-en-Brie Stühle und Gemälde zum Heizen verwandt hätten, während der Hof voll trockenen Holzes gelegen.*)

Wenn Shakespeare von der Methode im Wahnsinn spricht, so dürfen wir hier gewiß von der Methode im Lügen sprechen.

Gegenüber diesen Lügen des Herrn Pigeonneau wollen wir doch durch Stellen eines Privatbriefes aus Versailles den Unterschied deutlich machen, der zwischen dem Benehmen der deutschen und französischen Soldaten zu Tage trat. In dem angezogenen Briefe heißt es:

„Wir haben ungefähr viermal so starke Einquartierung, wie während des Krieges, dazu mit dem Unterschiede, daß die Prussiens nichts begehrten, die französischen Soldaten aber mit den ungemessensten Ansprüchen auftreten. Kein Soldat bezahlt. Das war während des Krieges anders, es kam viel preußisches und baiersches Geld hierher. Wer damals etwas verdiente, hat es jetzt wieder zugesetzt. — — — Occupirten die Prussiens Paris drei Monate, so wären wir aus aller Noth heraus."

Wenden wir uns jetzt, nachdem die französische Lüge in schamlosester Gestalt aufgetreten, zur französischen Habsucht!

Die französische Habsucht setzte selbst da nicht aus, als Frankreich fast verendend zu Boden lag und des Opfermuthes seiner Kinder auf's Dringendste bedurfte. Ward doch der französische General-Consul in New-York, Thomas Victor Place mit Namen, der sich bis zum Jahre 1870 der allgemeinsten Achtung erfreute, beschuldigt und deshalb auch vor Gericht gezogen, weil er bei den

*) On sait à quelle famille appartient l'officier qui, après avoir fait main basse sur les statuettes et les objets d'art au château de Chambourcy, invitait ses amis à faire leur choix et à emporter un souvenir de la campagne de France; on sait d'où venaient les charitables diaconesses qui, le 8 décembre, dans l'ambulance de la Queue-en Brie, jetaient au feu les tableaux et les chaises, tandis que les cours étaient pleines de bois sec.

großen Waffensendungen, die ihm von Herrn Gambetta, dem unsinnigsten aller Dictatoren, waren aufgetragen worden, sich auf die unerlaubteste Weise sollte bereichert haben.

Wenn wir zum Schlusse von französischer Unwissenheit nur ein Beispiel geben wollen, so haben wir, ebenso wie erst bei den Lügen, über den embarras de richesse zu klagen. Denn es ist schwer, sich mit einem Beispiele zu begnügen, wo sich Tausende darbieten.

Das „Journal des Débats" versichert, daß während der Belagerung von Paris die nothwendige Ortskenntniß der nächsten Umgegend französische Generäle in Verlegenheit gesetzt habe.*)

Wir wenden uns jetzt von der getrennten Betrachtung Deutschlands und Frankreichs zu der Parallele der beiden Nationen und zwar nicht zu einer solchen, daß wir vermöge einer gewaltsamen Erklärung, oder geschickten Vertuschung hier und künstlichen Uebermalung da, Aehnlichkeitspunkte herbeizwängen, sondern daß wir die beiden Nationen in ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Wesenheit dicht neben einander stellen und daß wir dann, nach gewissenhaftester Prüfung und Abschätzung, den Ausspruch thun, welche uns am würdigsten erscheint, den Völkern Europa's und des Erdballs zur Nachahmung hingestellt zu werden, mithin einen berechtigten intellectuellen, moralischen und politischen Primat auszuüben.

*) Nous ne voulons pas commettre des personnalités: mais, pendant le siége de Paris, la topographie des environs de la capitale a embarrassé des généraux.

III. Parallele
zwischen
Deutschland und Frankreich.

Die Franzosen sind im Ganzen einer rein ethischen Gesinnung unfähig und opfern ihrer eitlen Prahlerei und Herrschsucht Alles auf.

Jakob Grimm.

Ce sont (les Allemands) les seuls hommes peut-être, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs.

La Baronne de Staël.

Die Deutschen sind für die Bildung der heutigen Völker, was die Griechen für das Alterthum waren: die Denker, die Philosophen, die Weisen.

Emilio Castelar.

Vergleichen wir Deutschland und Frankreich in Bezug auf Boden und Klima, so steht ersteres gegen letzteres unbedingt zurück. Frankreich verdient in Bezug auf die Schönheit und Fruchtbarkeit seines Bodens uneingeschränkt das Lob des großen Hugo Grotius. Lord Chesterfield, dieser graziöseste englische Briefschreiber und ein Mann von dem feinsten Geschmacke, stimmt ganz mit Hugo Grotius in Bezug auf Frankreichs Lob überein, wie aus folgender Aeußerung hervorgeht:

„Frankreich ist, überhaupt genommen, das schönste Land in Europa."

Nach Alexander von Humboldt, der Linien gleicher Wärme und Klimate über den Erdboden zog, fällt der Punkt des schönsten Klima's der Welt in die Mitte Frankreichs. Ihm zufolge hat ostwärts vom Meridian von Paris jede Oertlichkeit unter gleicher Breite ein minder günstiges Klima.

Ja, Frankreich ist mit dem vortheilhaftesten Klima und großen Naturschönheiten gesegnet. Freilich wird der Deutsche dort seine herrlichen Wälder vermissen. Die unsinnige Abholzung der Gebirge hat ja in Südfrankreich schon die verderblichsten Ueberschwemmungen zur Folge gehabt. Findet man demnach in Frankreich keine Eichen, die es mit den deutschen aufzunehmen vermöchten, so hat es dafür zum Ersatze den zahmen Kastanienbaum. Letzterer nimmt es an Schönheit gewiß mit der Eiche auf, gleicht er ihr auch nicht an Kraft und Erhabenheit.

Die Franzosen übrigens, die sich selbst auf so naive Weise zu loben gewohnt sind, bleiben der Schönheit ihres Landes gegenüber keineswegs stumm, wie die Trappisten. Im Gegentheil, sie nennen ihr Land stets „la belle France“ und spenden demselben in ihren Sprichwörtern die wärmste Anerkennung. So sagen sie: „Frankreich ist eine Wiese, die sich dreimal im Jahre abgrasen läßt.“ (La France est un pré qui se tond trois fois l'année.) Wenn nun der Deutsche dem begünstigten Frankreich den Vorzug einer schöneren Natur ohne Einschränkung zugesteht, so ist dies bei dem stolzen Spanier keineswegs der Fall. Der Spanier, der nicht von der Meinung läßt, daß Gott im Paradiese nur spanisch spreche, beansprucht auch für sein Land den Vorzug vor Frankreich. Er sagt nämlich: „Wenn der Herrgott auf Erden leben wollte, würde er König von Spanien und sein Leibkoch König von Frankreich sein.“ Ganz anders, wie schon bemerkt, urtheilt der Deutsche. Dieser, niemals mit Neid und habsüchtigem Verlangen über die Grenze blickend, hat im Sprichworte seit langem ähnliches gesagt, wie der berühmte holländische Gelehrte, indem er einen Menschen, der in vollkommen befriedigtem Zustande sein Dasein verbringt, so kennzeichnet: „Er lebt, wie Gott in Frankreich.“ Und wie die Dichter die edlen Instincte ihres Volkes in erhöhter Potenz zur Anschauung bringen, so hat ja auch Schiller die Schönheit Frankreichs in volltönendster Weise besungen, indem er die Jungfrau von Orleans ausrufen läßt:

„Dies Reich soll fallen? dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder.“

Auch Goethe in seiner epischen Idylle: „Hermann und Dorothea“, läßt ja den Wirth zum goldenen Löwen, indem er ihm seine eigene Scheu vor jeder schmerzlichen Empfindung unterlegt, folgendes sprechen:

„Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern."

Wie gesagt, in Bezug auf Schönheit der Gegenden, Fruchtbarkeit des Bodens, günstige Lage für die Verschiffung seiner Erzeugnisse und sonstige Vorzüge finden wir Frankreich ungleich vortheilhafter bedacht, als Deutschland. Wenn die deutsche Dichtkunst von sich rühmen darf, die schönsten Früchte gezeitigt zu haben, ohne von der Sonne der Fürstengunst voll und stetig beschienen worden zu sein, so kann auch der, im Ganzen viel Tüchtiges hergebende, deutsche Boden von sich behaupten, er habe gute Erzeugnisse hervorgebracht, obgleich er nicht eigentlich humusreich gewesen und obgleich das Himmelsgestirn nicht gerade besonders warm auf ihn herabgeleuchtet. Jene überschwängliche Schilderung des Geschichtschreibers Luden*) in Betreff der Schönheit und Herrlichkeit des

*) Dieses Land (nämlich Deutschland) gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne in ihrem ewigen Laufe begrüßt. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit — köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth — darbietend, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbaue. Hier scheint sich die hervorbringende Kraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt und menschlichem Fleiße nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens oder Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor

deutschen Bodens ist durch genaue statistische und topographische Forschungen längst auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt worden. Namentlich brachten die „Grenzboten" über diesen Gegenstand einen sehr tüchtigen Aufsatz, in dem nachgewiesen war, daß in Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens Deutschland sogar von mehreren Provinzen der früheren Republik Polen übertroffen werde. Wie viel mehr also von Frankreich. Ja, die Sonne lacht freundlicher und strahlender über Frankreich, als über Deutschland und sie ruft aus dem dortigen, fast überall fruchtbaren Boden, einem Boden, der für die feinsten und werthvollsten Erzeugnisse die fast nie versagende Keimkraft darbietet, außer der reichsten Fülle von Wein — ist Frankreich doch das erste Weinland — und Oel sonstige südliche Producte hervor, die unter der spärlichen nordischen Sonne und bei der kühleren Krume des deutschen Ackers nimmermehr gedeihen würden. Dabei hat Frankreich das herrliche, offene Meer, an dem es in langer Küstenentwickelung daliegt, während Deutschland von der erfrischenden Pracht des Oceans nichts verspürt. Also in Bezug auf Boden, Klima, Küstenentwickelung steht Frankreich ungleich günstiger da, als Deutschland, das sich mit Binnenmeeren begnügen muß.

Ist das französische Land schöner, als das deutsche, so ist dagegen der Menschenschlag in Deutschland weit kräftiger und im Ganzen von vortheilhafterem Aussehn, als in Frankreich. Wenn, was zugegeben werden muß, französische Männer und Frauen mehr von ihrer Schönheit reden machten, als dies je in Bezug auf Deutsche beiderlei Geschlechts geschah, so würde man einen sehr falschen Schluß ziehen, wollte man nach diesen vereinzelten Fällen das Verhältniß beider Nationen beurtheilen. Einmal sind schöne Franzosen und

---

und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichsten Wein hervorbringen, die Freude der Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht von Hohen wie von Geringen.

Französinnen sehr seltene Erscheinungen, denen von Deutschland aus viel zahlreichere und ganz bis zu demselben Grade schöne, oder meist noch viel schönere entgegengestellt werden können, und dann haben Ausnahmen nicht die Kraft, eine Regel umzustoßen. Aber, da wird uns der sehr natürliche Einwand gemacht werden: „Wenn Deutschland jederzeit so viele schöne Männer und Frauen zählte, als Frankreich, wie kommt es denn, daß von ihnen so wenig die Rede war?“ Wir antworten: Es kam daher, weil der deutschen Schönheit meist zwei Bestandtheile fehlten, die unerläßlich sind, um ihr weit außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes Ruf und Geltung zu verschaffen. Es muß sich der körperlichen Schönheit Grazie und esprit*) hinzugesellen. Dies war nun bei einem männlichen und weiblichen Individuum der französischen Nation der Fall, die im neunzehnten Jahrhunderte durch ihre bloße Erscheinung in vielen Tausenden Freude und Wonne erweckten. Wir meinen Julie Recamier, die Freundin Chateaubriand's, und den Grafen d'Orsay, den Freund der Lady Blessington. Es ist uns nicht gegenwärtig, daß zwei Individuen aus der germanischen Völkerfamilie durch ihre bloße Persönlichkeit solche Wirkung hervorgebracht hätten. Wir müssen demnach bekennen, daß, wenn die Franzosen als Volk hinter den Deutschen an Schönheit weit zurückstehen, sie als Individuen dieselben überragen, sobald ersteren, außer der Schönheit, Grazie und esprit zu Gebote stehen. Dann wirken sie wahrhaft unwiderstehlich.

Findet man also bei den Franzosen im Großen und Ganzen nicht so schlanke und kräftige Gestalten, nicht so ruhige, milde und

*) Wir sagen nicht Geist, denn französischer esprit und deutscher Geist fließen keineswegs zusammen. Der letztere ist unendlich universeller, aber auch substantieller; der erstere viel ätherischer, subtiler und hüpfender. Er ist wie ein Leuchtkäferchen in der Nacht. Der Glanz überrascht, blendet und wirkt theilweise magisch; tritt man aber näher hinzu, um zu prüfen, so sieht man, wie das leuchtende Etwas nicht gerade ein edeles ist. Der deutsche Geist blendet nicht, kann aber die genaueste Prüfung vertragen und wird aus derselben, nicht gemindert an Ansehn, in seiner Echtheit und Gediegenheit fleckenlos hervorgehen.

klare Antlitze, wie bei den Deutschen, sondern sind erstere im Gegentheil meist mittelgroß, selten von schöner Gesichtsfarbe und noch seltener von den regelmäßigen Formen der Antike, so haben sie dagegen Leben und Feuer in ihren Mienen, viele Anmuth in ihren Bewegungen, namentlich in den feinen Linien des Mundes, und den Blitz des „Esprit“ in dem funkelnden Auge. Tritt nun ausnahmsweise zu diesen mehr vergeistigten Gaben körperliche Schönheit hinzu, so wissen sie daraus ein so harmonisches Ganze zu bilden, daß ihnen in der Arena, wo um den Preis der fesselndsten Erscheinung gerungen wird, vor allen übrigen Nationen der Preis zuerkannt werden muß.

Cooper urtheilt über das Aussehn der Franzosen fast mit uns übereinstimmend, wie aus folgender Stelle eines seiner Reisebriefe hervorgeht:

„Im Ganzen sind die Franzosen, als Nation, nichts weniger als schön, wovon es nur einzelne glänzende Ausnahmen giebt; und mir bleibt es auffallend, daß gerade Diejenigen, welche eine Aufsehn erregende Rolle spielen, zu den Häßlichsten unter ihren Mitbürgern gehören.“

Diese vor Jahrzehnten gemachte Aeußerung des berühmten Nordamerikaners wurde in neueren Tagen durch das Aeußere Louis Napoleon's und des Herrn Thiers bewahrheitet. Auch die Herren von Argout und Dupin (l'aîné) waren von fast erschreckender Häßlichkeit. Beide Männer hatten vorzüglich große Nasen. Besonders die Nase des Herrn von Argout war fast sprüchwortlich geworden. So erzählte man sich, daß zwei Personen aus der höhern Pariser Gesellschaft auf einem Boulevard neben einander gestanden hätten und in eifrigem Gespräche gerade über Herrn von Argout hergefallen seien. Da habe plötzlich der Eine erschrocken ausgerufen: „Still, ich sehe seine Nase; er ist nicht weit.“ Der Andere aber

habe ganz ruhig geantwortet: „O, wenn Sie nur seine Nase sehen, da habe ich noch Zeit auszureden, ohne daß er etwas hört."

Der Herr von Argout erinnerte also an das Lessing'sche Epigramm:

„O aller Nasen Nas', ich wollt' d'rauf schwören,
Das Ohr kann dich nicht schnauben hören."

Cooper spricht noch an einer andern Stelle, als der erst angeführten, von der geringen Schönheit des französischen Volkes.

„Vor nicht langer Zeit," so erzählt er, „speiste ich am Tische des Herrn von — —, zugleich mit Herrn B. von Newyork. Die Gesellschaft bestand aus etlichen und zwanzig Personen, die alle bedeutendere Rollen während der letzten dreißig Jahre gespielt hatten. Ich machte meinen Nachbar auf die erwähnte Eigenthümlichkeit der Gesichter aufmerksam und fragte ihn, ob er am Tische ein einziges Gesicht erblicke, das den friedlichen, ehrwürdigen und unbefangenen Ausdruck zeige, wodurch sich das Bewußtsein gerechter Absichten, freimüthiger Entschlossenheit und ein Gemüth sich kund giebt, das mit sich selbst im Reinen ist. Wir fanden keins. Mir blieb kein Zweifel übrig, daß Nationalgesichtszüge allmählich durch den Nationalcharakter hervorgebracht werden."

Dann aber bestätigt Cooper unsere Ansicht, daß, wo Franzosen und Französinnen Schönheit ausnahmsweise zu Theil ward, dieselbe unwiderstehlich wirke. Er sagt nämlich:

„Wiewohl wirkliche weibliche Schönheit nicht häufig in Frankreich vorkommt, so ist sie doch wahrhaft ausgezeichnet, wo sie sich ausnahmsweise findet."

Um eine bezaubernde Französin aus früheren Jahrhunderten heraufzubeschwören, so brauchen wir nur an Margaretha von Valois zu erinnern, deren Grazie alles fesselte, nur nicht ihren flatterhaften Ehegemahl Heinrich IV. Namentlich soll Margarethens Tanz das Anmuthigste gewesen sein, was man nur sehen konnte. Als Don

Juan d'Austria Statthalter der Niederlande war, kam er eigens mit Courierpferden von Brüssel nach Paris, um die graziöse Königin auf einem Hofballe tanzen zu sehen.

Solche Schönheiten, wie Margaretha von Valois, Madame Tallien und Madame Recamier, werden vor das geistige Auge Cooper's getreten sein, als er schrieb:

„Die französische Schönheit im höchsten Glanze ist classisch zu nennen."

Doch bildet, wie gesagt, die Schönheit in Frankreich nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Auch Madame Louise Colet räumt ein, daß ihre Landsleute, im Ganzen betrachtet, nicht hübsch sind. Nachdem sie in ihrer italienischen Reisebeschreibung von einem wunderschönen Schuhmacher, an dem sich in Rom ihr Auge erfreute, gesprochen, fährt sie fort:

„Insoucieux de sa radieuse beauté autant que le pauvre peuple de Paris l'est de sa laideur."

Sie führt diesen Gedanken noch weiter aus an folgender Stelle:

„Ces Romains du peuple (c'est toujours dans le peuple qu'il faut chercher la transmission des races) ont la taille svelte et élancée, leurs attitudes et leurs mouvements sont empreints d'une noblesse native; le type français, grimaçant, indécis, contraste par sa laideur avec ce type si pur. Nos soldats, qui passent en ce moment près de la fontaine, me frappent désagréablement par leur nez épaté, leur bouche large, leurs cheveux rares et plats; leur yeux petillent d'esprit; leur activité fait honte aux Romains, mais la plastique n'a que faire de ces corps et de ces visages grotesques."

Auf das wenig vortheilhafte Aussehn der französischen Soldaten kommt Madame Louise Colet noch einmal zurück, wo sie erwähnt, daß dieselben vortrefflich Komödie gespielt hätten, aber dabei bedeutend häßlich gewesen seien. Ihre dahin bezüglichen Worte lauten:

„Tous les acteurs furent d'un comique excellent. Dans les entr'actes un sergent joua du violoncelle aves un talent d'artiste. Un fourrier se fit entendre sur la clarinette; ils étaient tous deux d'une laideur remarquable. Les nez épatés et les larges bouches, qui caractérisent le type populaire français, choquaient surtout dans ceux qui remplissaient les rôles d'amoureux.“

Mit einer für eine Französin erstaunlichen Objectivität erwähnt Louise Colet wiederholt die unedlen Gesichtszüge ihrer Landsleute, die inmitten der schönen römischen Menschen, Gemälde und Statuen ihren ästhetischen Sinn fast beleidigten. „On eût dit“ — so lauten ihre Worte — „qu'ils insultaient à ces marbres sacrés dont leur laideur grotesque me gâtait l'harmonie.“

Auch der französische Maler Gaillard, den Madame Louise Colet in Rom besuchte, stimmt mit ihrem Urtheile vollkommen überein, wo dieses die geringe Schönheit des französischen Typus betrifft. Die Worte, die er hinsichtlich dieses Gegenstandes an seine Landsmännin richtete, lauten:

„Comment pouvez-vous vivre et travailler à Paris, sous un ciel brumeux, qui n'a pas un ton chaud pour votre palette et au milieu d'une population affairée où vous chercheriez en vain un type vivant du beau?“

Darf man nun in Wahrheit sagen, daß das französische Volk im Allgemeinen nicht schön ist, so stellt es sich sicher wieder als eine französische Lüge heraus, wenn Herr Albert Dumont in seinem Berichte: „Les Ardennes en 1870“ (Revue des deux mondes 15. Novembre 1870. P. 228) behauptet, die deutschen Soldaten hätten zu den französischen Gefangenen gesagt: „Ihr seid unerschrockener, als wir, und seht häufig viel hübscher aus, als wir.“ (Vous êtes plus intrépides que nous et souvent plus beaux hommes.) Wir vermuthen, daß hier eine zweifache Lüge vorliegt.

Ein gerechtes Endurtheil über die Schönheit der deutschen und französischen Rasse möchte sich dahin zusammenfassen: Wirkt der einzelne Franzose oft viel hinreißender, als der Deutsche, so steht doch das französische Volk hinter dem deutschen an Kraft, Frische und Schönheit weit zurück.

Durch die unaufhörlichen Kriege, die Frankreich seit 1792—1815 führte, hat das dortige Menschenmaterial bedeutend an Größe und Kraft verloren. Nach genauesten Forschungen und Vergleichungen stellte es sich als Ergebniß heraus, daß die Menschengröße in Frankreich während eines Zeitraums von 50—60 Jahren sich nicht unbedeutend verringerte. Bei'm Beginne der großen Revolution, also 1789, betrug das normale Soldatenmaß in Frankreich für die Infanterie 5 Fuß 1 Zoll, für die Reiterei 5 Fuß 3 Zoll. Aber, nach den Jahren von 1792—1815, wo die Menschenschlächtereien in Frankreich niemals aufhörten — köpfte die Guillotine Hunderte und Tausende, so fraß der Krieg Hunderttausende — nach fünfundzwanzigjährigem unaufhörlichen Kämpfen und Morden mußte man die Ansprüche an die Größe der Conscribirten bedeutend herabmindern. Im Jahre 1818 ward das Maß auf 4 Fuß 9 Zoll herabgesetzt, und 1830 sah man sich wiederum zu einer Herabminderung genöthigt, der 1848 eine neue Beschränkung in Bezug auf den Anspruch an körperliche Größe sich anreihte. Hätte man im Jahre 1848 nach dem Maße von 1789*) verfahren wollen, so wäre man in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, 130,000 Mann, als zum Militairdienste untauglich, in ihre Heimath zurückzusenden.

Die Franzosen sind also, was ihre körperliche Beschaffenheit anbetrifft, weder schön, noch kräftig, und was letzteren Umstand anlangt, so ist an eine Abhülfe dieses Uebels für's Erste nicht zu

*) Das durchschnittliche Lebensalter hat sich in Frankreich allerdings gehoben. Denn, während das Lebensalter vor 1789 nur 28¾ Jahre betrug, ist es bis ungefähr 1850 auf 37⁷⁄₁₀ Jahre gestiegen.

denken. Denn hat Frankreich es allerdings in seiner Macht, auf große Kriege zu verzichten, wodurch die Generation sich nicht unwesentlich kräftigen würde, so müßte es doch außerdem alle seine Gewohnheiten und seine ganze Lebensführung ändern, wenn es so gesunde und so zahlreiche Kinder bei sich daheim sehen wollte, wie Deutschland und England sie so prächtig aufzuweisen vermögen.

In Nordamerika ist der Anblick schon nicht so erfreulich, wie in Deutschland und England, indem von den dortigen Kindern meist nur diejenigen einen wahrhaft erquickenden Anblick darbieten, die von eingewanderten deutschen Müttern zur Welt gebracht und auferzogen wurden. Die eingeborenen Nordamerikanerinnen, von ihren Eltern und Männern auf's Unerhörteste verzogen, verzärteln sich selber in unerlaubter Weise und vermögen sich deshalb nimmer zu dem Bewußtsein der hohen und heiligen Pflichten zu erheben, von denen die Brust einer deutschen Mutter so ganz erfüllt ist. In dieser Beziehung haben Frankreich, wo die Mütter ihre Pflichten so gar nicht, und Nordamerika, wo die neuenglischen Mütter ihre Pflichten so wenig begreifen, viele Aehnlichkeit mit einander. Nur ist es in Frankreich doch noch viel schlimmer, als in Nordamerika. Denn die neuenglischen Mütter behalten ihre Säuglinge doch zu Hause, wenn sie dieselben auch nicht an ihre Brust legen und ihren Schlaf bewachen, was sie meist Miethlingen überlassen; in Frankreich dagegen entschlagen sich die Mütter sogar der Oberaufsicht und geben ihre Kinder auf's Land in die Kost, wo sie zu Tausenden umkommen, bevor sie das erste Lebensjahr erreichten.

Statistiker haben das für Frankreich beschämende Anwachsen der englischen Bevölkerung nachgewiesen, wodurch die Verhältnisse im Anfange unsers Jahrhunderts so gänzlich verrückt wurden. Als England mit Napoleon I. den großen Weltkampf durchfocht, war das Verhältniß der beiden Streitenden in Betreff der Menschenzahl ein sehr ungleiches. Denn, wenn wir auch alle die Völker

abrechnen, die Napoleon I. gewaltsam mit Frankreich vereinigt hatte, so blieben doch immer über 26 Millionen reine Franzosen gegen kaum 14 Millionen Engländer, Schotten und Irländer. Wie ganz anders stellte sich aber die Bevölkerungsziffer der beiden Reiche im Jahre 1860 heraus! Dank der sorgsam gehüteten englischen Kindheit und der aus Ehen, die nicht Berechnung, sondern meist Neigung schloß, hervorgegangenen zahlreichen Nachkommenschaft, erscheint Albion mit bedeutend vermehrter Einwohnerzahl, während die Zunahme in Frankreich sich als verhältnißmäßig nur schwach ergiebt. Denn die 26 Millionen Franzosen waren in funfzig Jahren auf ungefähr 38 Millionen herangewachsen, während Großbritannien und Irland, die im Anfange des Jahrhunderts kaum vierzehn Millionen zählten, es im Jahre 1860 bis über dreißig Millionen gebracht hatten. Wie dem Staatsminister Rouher der Sieg von Sadowa patriotische Beklemmungen verursachte, so verursachte das Zurückbleiben der französischen Bevölkerungsziffer gegenüber dem Anwachsen der englischen und deutschen Population weitblickenden französischen Publicisten heftiges Herzklopfen. Dies geschah vor allem einem ausgezeichneten Mitarbeiter am „Journal des Débats“ und Herausgeber selbständiger Werke, die von scharfem Verstande und freiheitlicher Gesinnung Kunde geben. Wir meinen Prevost-Paradol, jenen geistvollen und unglücklichen Schriftsteller, der sich von Ollivier überreden ließ, daß Napoleon III. wirklich zum Liberalismus bekehrt worden und der demnach, um eine noch immer des Despotismus verdächtige Regierung vor den Augen seiner Gesinnungsgenossen als völlig gereinigt erscheinen zu lassen, sich entschloß, den ihm angebotenen Gesandtschaftsposten in Washington anzunehmen. Bekanntlich überraschte den, kaum in Nordamerika an's Land gestiegenen, ehrenwerthen, aber zu leichtgläubigen Mann die Kunde von dem gegen Deutschland ohne allen Rechtsgrund eröffneten Krieg. Als ihm nun hieraus die Willkür und die

Ungerechtigkeit der Regierung, an die er seinen guten Namen verkauft hatte, klar vor die Augen trat, griff er bekanntlich zur Pistole und erschoß sich in einem Augenblicke der Verzweiflung.

Haben wir es hier bei Prevost-Paradol mit einem hochbegabten und von würdigen Grundsätzen erfüllten Franzosen zu thun, den wir fast uneingeschränkt loben können, so dürfen wir es doch nicht ohne alle Clausel. Denn wir müssen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gleich hinzufügen: Seine Einsicht und Billigkeit verläßt ihn, sobald er auf die Größe und den Glanz seines Vaterlandes zu sprechen kommt. Dann wird er von jenem verhängnißvollen Schwindelgeiste erfaßt, der jeden Franzosen, gehöre er den erleuchteten oder verfinsterten Classen an, in den Abgrund der Ungerechtigkeit und der schwärzesten Selbstsucht herabzieht. In einem geistvoll geschriebenen Buche kommt nämlich Prevost-Paradol auf den für Frankreich so bedenklichen Umstand, daß dessen Bevölkerung im Vergleich zu der deutschen und englischen an Zahl und Kraft auf beunruhigende Weise zurückbleibe. Statt nun auf die Quelle zurückzugehen und die Heilung des Schadens durch Besserung des kranken Staatskörpers zu bewirken, will der sonst so billig denkende Franzose ein fremdes Volk zwingen, die Sünden Frankreichs wieder gut zu machen. Um in Frankreich ebenso volle Kinderstuben zu erzielen, wie in Deutschland und England (bekanntlich sind in Frankreich drei *) Kinder das Non plus ultra, während Deutschland und England es nicht selten bis zu einem Dutzend bringen), um nun die französische Bevölkerung ebenso steigen zu machen, wie die deutsche und englische, hätte der geistvolle Publicist, wäre er gerecht

*) Wie es keine Regel ohne Ausnahmen giebt, so kommen auch in Frankreich zuweilen Familien vor, die mit vielen Kindern gesegnet sind. Wir wollen nur an einen Herrn Vivié erinnern, der in der Gemeinde von Saint-Liguaire (Département des deux-Sèvres) wohnte und vom Maire sein 33stes eheliches Kind in die Geburtsliste eintragen ließ. Herr Vivié war erst funfzig Jahre alt, zum zweiten Male verheirathet und hatte dreißig Kinder am Leben.

gewesen, seiner Nation eine Strafpredigt halten und ungefähr so sprechen müssen: „Ihr Männer und Frauen tragt gleiche Schuld, daß die Bevölkerung in Frankreich einen immer traurigeren Anblick darbietet. Ihr Männer kommt entnervt in's Ehebett, so daß ihr keine kräftigen und zahlreichen Kinder zu erzeugen vermögt und ihr Frauen, wenn Gott euch die höchste Gnade, die er dem Weibe zu Theil werden lassen kann, gewährt, wenn er euch ein Kind geschenkt hat, so vernachlässigt ihr auf's Gröblichste eure Pflichten gegen dasselbe. Um euren Vergnügungen nachgehen zu können, gebt ihr den zarten Säugling auf's Land zu einer gewissenlosen Wärterin, aus deren untreuen Händen es bald in den treuen Schooß der Muttererde hinabgleitet." Doch wo fände ein Franzose das Herz, sein Volk auszuschelten?!

Französische Mütter der Jetztzeit, die ihre zarten Säuglinge einer lieblosen Fremden in einem fernen Dorfe anvertrauen, damit sie selbst in der Stadt Bälle und Theater besuchen können, machen uns die Unnatur einer französischen Mutter in der Vergangenheit begreiflich, von der wir schaudernd Kunde bekamen. Auf dem unheilvollen Rückzuge, aus Rußland nämlich, warf eine französische Mutter — es war wenige Meilen von Smolensk — ihren fünfjährigen Knaben, um den Schlitten zur Flucht leichter zu machen, in den Schnee, indem sie schrie: „Er hat Frankreich nicht gesehen; er wird es nicht vermissen! Ich aber kenne Frankreich; ich will es wiedersehen." Ob damals eine Mutter ihr Kind, sei es dem langsameren Tode durch Erfrieren, sei es dem schnelleren Bisse eines hungrigen Wolfes preisgab, oder heutzutage dem qualvollen Verkümmern unter der tödtenden Obhut einer wölfischen Pflegerin, in Bezug auf Grausamkeit besteht in unsern Augen kein Unterschied.

Prevost-Paradol also, statt seinen liederlichen Landsleuten und seinen pflichtvergessenen Landsmänninnen eine wohlverdiente Strafpredigt zu halten, meint, daß die Bewohner des linken Rhein-

ufers mit Frankreich vereinigt werden müßten, um auf diese Weise der so gering zunehmenden Bevölkerung seines Vaterlandes aufzuhelfen.

Wie gesagt, wo es sich um Frankreichs Größe handelt, da werden auch sonst vernünftige Franzosen ihrer Vernunft beraubt und da Frankreich jetzt durch Deutschland eine so beträchtliche Einbuße an Ansehn, Geld und Land erlitten, so werden sie bei irgendwie günstiger Gelegenheit sofort bereit sein, mit dem verhaßten Sieger anzubinden.

Es ist demnach, da ein Kampf zwischen Deutschland und Frankreich fast mit mathematischer Sicherheit vorausgesagt werden kann, eine sich von selbst ergebende Frage: wie steht es mit der Tapferkeit der Franzosen? Es wäre nun thöricht, leugnen zu wollen, daß die Tapferkeit der Franzosen im Allgemeinen eine glänzende ist. Die zahlreichsten Beispiele zeugen hierfür und ebenso Aussprüche der in diesem Punkte zum Urtheilfällen berufensten Persönlichkeiten. So gestand der Herzog von Wellington ein: „er sei nahe daran gewesen, durch die seltene Tapferkeit der Franzosen besiegt zu werden." Namentlich haben französische Reiterregimenter (und dabei sind die Franzosen im Allgemeinen schlechte Reiter) Proben eines über alles Lobes erhabenen Muthes, den man fast Tollkühnheit nennen möchte, abgegeben. So noch in der Schlacht von Sedan. Auch bei Waterloo hielten mehrere Reiterdivisionen während zweier blutigen Stunden trotz der ungeheuren Verluste, die sie durch englisches Feuer erlitten, keinen Augenblick mit ihren Angriffen inne, so daß sie, wenngleich zu Hunderten niedergestreckt, doch auch ihrerseits die feindlichen Fußsoldaten in dichten Garben hinmähten. (In neuerer Zeit hat die preußische Gardecavallerie in der Schlacht von Mars-La-Tour das bis dahin Großartigste geleistet). Außer dem Lobe des eisernen Herzogs, der dem Muthe des Feindes eine so unparteiische Würdigung zu Theil werden

ließ, wollen wir uns von einem nordamerikanischen Schriftsteller über die Tapferkeit der Franzosen berichten lassen, nämlich von Washington Irving. Dieser behauptet nun, daß der Muth den Franzosen auch bei hinschwindendem Körper nicht verlasse. Seine hierauf bezüglichen Worte lauten:

„In der That verraucht der Geist eines Franzosen nie, wie auch sein Körper zusammenschrumpfen mag. Er verdichtet sich eher und wird entzündlicher, je nachdem die irdischen Theile verschwinden und ich habe oft in einem kleinen, muthigen französischen Zwerge so viel Herzhaftigkeit gefunden, daß man einen leiblichen Riesen damit hätte versehen können."

Wie sich die Kampflust schon in der Brust ganz junger Franzosen regt, davon erlebte Goethe in seiner Kindheit eine seltsame Probe. Bekanntlich verkehrte der junge Wolfgang viel mit den Kindern französischer Schauspieler, die damals in Frankfurt am Main Vorstellungen gaben. Besonders häufig kam er mit einem jungen Derones zusammen, der vermöge seines Alters nach den damaligen Erziehungsgrundsätzen noch der Ruthe unterlag. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, nach dem Schwerte oder der Pistole zu greifen, wenn er seine Ehre angetastet glaubte.

„Einst," so berichtet Goethe, „fiel es Derones ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber seine Ausforderung gefallen und wollte ziehen."

Von dieser Kampfeslust der Franzosen, die schon im Knaben zu Tage tritt und wovon der jugendliche Goethe eine Probe erlebte, spricht auch Eduard Devrient in seinen Briefen aus Paris, wie folgende Stelle bezeugt:

„Schon in den Knaben findet man die Lebensverachtung, den soldatischen Geist ausgebildet, der dem Franzosen so eigenthümlich ist. Das Leben in irgend einem Kampfe dahin zu geben, scheint

ihm die allerbeste Anwendung davon, darum ist auch das Duell hier so schwer auszurotten. Der Franzose schlägt sich ohne andern Grund, als aus Freude am Kampfe."

Auch der preußische Kriegsminister von Witzleben spricht sich sehr günstig über französische Tapferkeit aus. So schreibt er von einer Reise im Zarenreiche an seine Gattin folgendes:

„Ich benutzte die Zeit, da ich früher als der König ankam, um das Schlachtfeld in Krasnoi zu besuchen und kam nicht sehr erbaut von den russischen Operationen, aber voll Erstaunen über die französische Tapferkeit zu Hause an."

Wie die Deutschen niemals ihre Gegner verkleinern, sondern ihnen ihre Verdienste uneingeschränkt zugestehen, so hat auch von der französischen Tapferkeit im letzten Kriege ein Officier des 25sten deutschen Infanterie-Regiments Zeugniß abgelegt. Er schildert namentlich die Kämpfe südlich von Belfort sehr anschaulich in einem anziehend geschriebenen Buche, betitelt: „Feldpostbriefe eines Fünfundzwanzigers während des deutsch-französischen Krieges von 1870 1871. Herausgegeben von Armin di Miranda." Der deutsche Officier sagt nun in Betreff der Tapferkeit seiner jüngsten Feinde:

„Die Franzosen machten immer neue Angriffe auf unsere Stellung und fochten mit bewunderswürdigem Muthe, die Officiere voran, mit hochgeschwungenem Säbel ihre Leute anfeuernd."

Die deutsche Tapferkeit, ist sie auch vielleicht weniger ungestüm, als die französische, so ist sie dafür doch ausdauernder und nachhaltiger, mithin bei irgend gleicher Streiterzahl des Endsieges fast immer gewiß.

Daß die ungestüme französische Tapferkeit häufig für den Ausgang der Schlachten verhängnißvoll war, bewiesen die furchtbaren Niederlagen, welche die kaltblütigen Engländer den heißblütigen Galliern bei Crecy, Poitiers und Azincourt beibrachten. Auch vor Ofen, wo ungefähr hunderttausend vereinigte Deutschen, Franzosen

und Ungarn gegen die Türken kämpften, verdankten die Letzteren ihren Sieg zumeist der zügellosen Tapferkeit und Eitelkeit der Franzosen. Denn, als Graf Artois bemerkte, daß die Deutschen in ruhigem Vordringen den Türken sichtbare Vortheile abgewannen, da rief er, in seiner Eitelkeit beleidigt, seinen Landsleuten zu: „Wollt ihr den Deutschen den Ruhm dieses Tages lassen? Monjoye, St. Denis!" Und nun stürzten sich die Franzosen wie eine Windsbraut auf die Türken, brachten aber durch diesen gegen alle Verabredung unternommenen Angriff den Schlachtplan in's Schwanken, wodurch der endliche Sieg verloren ging. Es fiel oder wurde gefangen in dieser Schlacht die Blüthe des französischen Adels. Coucy starb in der Gefangenschaft. Ferner fielen in die Hände der Türken Franzosen aus den ersten und glänzendsten Familien: Artois, Burgund, La Tremouille und viele Andere.

Diese ungestüme französische Tapferkeit hat demnach für die Standhaftigkeit des deutschen Heeres nichts Bedenkliches. Einmal sind die Deutschen viel kräftiger, als die Franzosen. Cooper sagt nämlich sehr richtig: „Die französische Armee hat ein mehr gewandtes und rühriges, als kräftiges Aussehn. Dann aber erträgt auch der Deutsche viel heldenhafter Wunden und sonstige Folgen der Feldschlacht. Wenn der Franzose sich gern mit dem Griechen vergleicht, so schreit er demnach auch, wie Ares, bei der Verwundung. Nicht so der Deutsche. Noch heute duldet er, wie die Helden der Nibelungen, unnennbare Körperpein mit erhabener Ruhe. Diese verschiedenen Eigenschaften des deutschen und französischen Kriegers hatte ein Arzt, Dr. Bauer, auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen Gelegenheit kennen zu lernen. Er theilt seine gemachten Erfahrungen in folgenden Worten mit:

„Uns trat hier so recht deutlich und frappant der Unterschied zwischen deutschen und französischen Verwundeten entgegen. Die Unseren ertrugen still, gefaßt und geduldig die oft unerhörten

Qualen und Schmerzen; das Bewußtsein, einen Antheil gehabt zu haben an dem großen Werke, lindert, tröstet und kräftigt auch in den schwersten und letzten Augenblicken; der weichlichere Franzmann wimmert, schreit und macht dem verbindenden Arzte durch thörichtes Gebahren oft mehr Noth, als die Wunden, an denen er darnieder liegt."

Der Marschall Saint-Arnaud freilich, wie uns ein Bericht des Moniteurs während des Krimkrieges kundthut, hatte täglich mehrere Stunden am Krankenbette verwundeter französischer Soldaten zugebracht und die große Nation auch in Ertragung von Schmerzen bewundern lernen. „Ueberall," so schrieb der Herr Marschall, „finde ich die große Nation wieder; eine eiserne Willenskraft, eine über jede Bewunderung erhabene Hingebung."

Wir trauen den schlichten Worten des deutschen Arztes weit mehr, als den geschmückten Redensarten des französischen Marschalls, der überdies durch seine Theilnahme am Staatsstreiche vom 2. December anrüchig geworden.

Der Stoicismus der deutschen Soldaten im Ertragen körperlicher Schmerzen fordert uns auf, der physischen, intellectuellen und moralischen Beschaffenheit des deutschen Heeres einen betrachtenden Blick zu schenken, umsomehr, da es früher oder später der gallischen Rachsucht auf blutiger Wahlstatt sich gegenüber befinden wird.

Da die Tüchtigkeit des deutschen Heeres auf der Tüchtigkeit der deutschen Jugend beruht, so haben wir dieser zunächst unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Lassen wir über die deutsche Jugend einen deutschen Schriftsteller urtheilen, dessen republikanische Ueberzeugung ihn zum Bürger der freien Schweiz machte und dem man einen scharfen Blick und einen gewetzten Ausdruck nicht absprechen kann, mag er theilweise durch eine gesuchte Originalität in Uebertreibungen verfallen, die einem feineren Geschmacke nicht zusagen. Johannes Scherr nun, der weit mehr von der Schärfe des Juvenal,

als der Milde des Isokrates hat, steht voll Bewunderung vor der jetzigen deutschen Jugend, seine Anerkennung in folgenden warmen Worten ausströmend:

„Wäre ich zur Stunde dem Gefühle der Freude zugänglich, grenzenlos würde ich mich über die deutsche Jugend freuen. Sie ist viel besser, viel braver, viel tüchtiger, als ich zu hoffen wagte. An ihr sind also doch die schändlichen Lehren einer sittenlosen Utilitätstheorie wirkungslos abgeprallt, an ihr die Künste des auch in Deutschland von katholischen und lutherischen Jesuiten von der langen und der kurzen Robe gepredigten Cäsarismus zu schanden geworden. Segen über sie! Wo immer ich einen Zweifel an dieser Jugend ausgesprochen habe, feierlich widerrufe ich denselben."

Von der Bildung der deutschen Jugend giebt uns der bekannte Reichstagsabgeordnete Dr. Braun, dieser stets aufgeräumte Sohn Süddeutschlands, ein sehr bezeichnendes Beispiel. Er fuhr am 26. October 1870 von Rezonville nach Gravelotte und begegnete einer Heerde Ochsen, die von einem deutschen Soldaten getrieben wurden, der eine Brille trug und überhaupt etwas gelehrt aussah. Braun, um zu erproben, ob er den Soldaten in Bezug auf seine Gelehrsamkeit recht angesehn habe und zugleich von dem Wunsche erfüllt, dem Krieger, der solche unerhörte Strapazen vor Metz ausgestanden hatte, seine Achtung zu bezeugen, legte sich weit aus dem Wagen, verneigte sich vor dem Soldaten und rief mit schallender Stimme: „Saluto victorem!" Alsbald bekam er aus dem Munde des herzlich lachenden Soldaten die Antwort: „Dic potius pastorem!"

Daß deutsche Soldaten, wie es sich geziemt, in ihrer Muttersprache noch gewandter zu antworten verstehen, als wir es so eben im Lateinischen bemerkten, davon hatte der Kronprinz von Preußen Gelegenheit sich in Versailles zu überzeugen und er empfand eine

ebenso herzliche Freude darüber, wie Dr. Braun über das „Dic potius pastorem.“

Der Geburtstag der Kronprinzessin von Preußen ward am 21. November 1870 in Versailles durch das Springen der großen Wasser gefeiert. Der König und der Kronprinz, hoch zu Rosse, umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, kamen aus dem Bosquet de la Colonnade angeritten, als plötzlich ein Hase, der bisher ruhig im Gebüsch gesessen hatte, durch das Getrampel der Pferde aufgeschreckt wurde. Er eilte in großen Sprüngen über den sogenannten Tapis vert, einen langen Rasenplan, der sich vor dem Apollobassin befindet. Da sich zu dem Getrampel der Pferde jetzt das laute Lachen der Reiter gesellte, so steigerte sich noch die Angst des armen Lampe; er machte einen gewaltigen Satz und fiel dabei in das Bassin, statt über dasselbe hinaus zu gelangen. Flugs sprang ein in der Nähe befindlicher Kanonier vor, zog seinen Säbel, beugte sich über das Bassin und gab dem Hasen, der zum Rande zurückstrebte, einen Hieb zwischen die Löffel, an dem er genug hatte. Der Kanonier zog seine Jagdbeute triumphirend aus dem Wasser. Da rief der Kronprinz in bester Laune dem Kanonier zu: „Das ist keine Kunst! Auf dem Lande müßt Ihr dem Kerle nachlaufen!“ Der im Reden, wie im Thun, gleich hurtige Kanonier antwortete: „Königliche Hoheit, im Laufen können wir es mit den Franzosen nicht aufnehmen.“ — Ein schallendes Gelächter von Seiten des vornehmen Kreises bewies, wie sehr es dort gefallen hatte, daß Deutschlands Söhne bei gesteigertem Selbstgefühle auch das Wort schlagend zu handhaben wissen.

Ueber die kräftige Erscheinung der deutschen Jünglinge — denn die Blüthe Deutschlands befand sich ja im germanischen Heerbanne — über die strammen Deutschen äußerte sich mit größter Anerkennung der Redacteur des „Cincinnati Commercial“, der nach Europa gekommen war, um von dem blutigen Wettkampfe zwischen zweien

der größten dortigen Völker seinen transatlantischen Lesern Bericht abzustatten. Nicht ohne einen verächtlichen Seitenblick auf die magern und eckigen Erscheinungen des Yankeethums, bemerkte Master Halstead:

„Unsern amerikanischen Knownothings — jenen Burschen mit den dünnen Beinen und schlotternden Knieen, welche so gern die Deutschen als „Dutchmen“ bezeichnen — würde es ausgezeichnet bekommen, wenn sie Gelegenheit hätten, sich einmal so ein-, zwei- bis dreimalhunderttausend deutsche Soldaten anzusehen. Unter zehntausend derselben findet man nicht einen heraus, der dem „Dutchman“, wie er auf unsern amerikanischen Bühnen figurirt, im entferntesten ähnlich sähe. Fast allen Officieren und Soldaten steht die Intelligenz auf dem Gesichte geprägt. Man kann mehr Exemplare von wirklicher Mannesschönheit — sechs Fuß hoch, jedes Gelenk, wo es hingehört, Rock und Hose voller Muskeln — aus jedem Regiment derselben herauslesen, als aus derselben Anzahl von irgend welchen Soldaten, die ich je gesehen habe, ausgenommen vielleicht Sherman's Armee, zur Zeit, wo dieselbe nach der Uebergabe Lee's durch Washington marschirte. Unter den Landwehrofficieren sieht man viele Gelehrtengesichter. Bei den Soldaten ist der vorherrschende Ausdruck der der ernsten und gefährlichen Entschlossenheit. Alle sind kräftig und robust, die Köpfe meist rund, die Augen weit auseinander, die Backen voll und von gesunder Farbe und Zähne haben sie im Munde, die allem harten Brode gewachsen sind, das die Armeelieferanten zu backen vermögen.“

An diese Schilderung des amerikanischen Reporters erinnert Friedrich Hecker in jener gewaltigen Festrede, mit welcher der wackere Sohn Deutschlands, der die Heimath verlassen hatte, weil er dort nicht in vollen Zügen den Gottesodem der Freiheit einzuathmen vermochte, in der transatlantischen Republik die Großthaten jenes herrlichen Volkes feierte, aus dessen Schooße er hervorgegangen.

Er bewies in dieser von hoher Begeisterung durchwehten Rede, daß, mochte sein Haar auch gebleicht sein, sein Geist doch frisch und jung geblieben war. Nachdem Friedrich Hecker im Eingange seiner Rede daran erinnert, daß eine ununterbrochene Siegeslaufbahn, wie die des deutschen Heeres in dem letzten Feldzuge, kaum in der Weltgeschichte angetroffen werde, verweilt er bei dem kräftigen und markigen Aussehn der Helden, die so große Thaten vollbrachten. Er schildert die breitschultrigen Gestalten, welche mit festem Kriegerschritt in das Wüthen der Feldschlacht zogen und den Correspondenten amerikanischer Blätter Ausrufe der Bewunderung und Seitenhiebe auf den „schindelbeinigen Nativismus" abnöthigten. „Wer könnte," rief Friedrich Hecker voll berechtigtem Stolzes aus, „wer könnte einem solchen Anprall, dieser Vereinigung von Kraft und Stoff, von Muskel und Gehirn, widerstehen?" Dann verweilt er mit Behagen bei einzelnen Zügen deutscher Kraft und erwähnt, wie die baierschen Gebirgsföhne die Turcos gepackt und so zu Boden geschleudert hätten, daß die sonst so behenden Afrikaner das Aufstehen verlernten. Und nun bricht er in den stolzen Ausruf aus: „Das sind noch die alten Germanen, welche die in Ueppigkeit und Lüderlichkeit morsch gewordene römische Welt in Trümmer schlugen." Daß Hecker als gründlich unterrichteter Mann keine leeren Redensarten zu machen liebt, sondern, wenn er Vergleiche aus dem Mittelalter herbeiholt, den von ihm erwähnten Gegenstand in allen seinen Einzelnheiten kennt, beweist er dadurch, daß er nach Schilderungen von Schriftstellern jener Periode uns die damaligen deutschen Krieger vorführt. So zeichnet er uns die Söhne Germaniens, wie sie unter Kaiser Rothbart in die Städte Italiens einzogen: ihre hohen Gestalten, ihr lockiges, blondes Haar, ihre blitzenden, trotzigen, blauen Augen, ihre helle Hautfarbe und erwähnt als besonders charakteristisch, daß eine Prinzessin von Aragonien bei'm Anblicke

dieser herrlichen Deutschen und ihrer „strammen Schenkel und nervigen Arme in beredtes Entzücken ausgebrochen sei.“

Friedrich Hecker gedenkt noch einer Lucretia von Siena, die, gleich der Lucretia Borgia und Katharina von Rußland, an kraftvollen Männergestalten großes Gefallen gefunden haben muß und die, als die schlanken und muskulösen Germanen an ihr vorüberzogen, nach dem Berichte des Aeneas Silvius, in etwas mittelalterlich klingendem Deutsch sich also äußerte:

„Wo findet man unter allen Völkern dergleichen Lite? — — O, was liebliche Angesichte sie haben! — — — Das ist ein ander Geschlechte, denn unsre Entriche thun gebären.“

Und nachdem Hecker der körperlichen Kraft und Gewandtheit des deutschen Heeres gerecht geworden, geht er auf die Zusammensetzung desselben über, die gleichfalls seine volle Anerkennung findet. Er sagt, daß es ein wahrhaft herzerhebendes Schauspiel sei, zu sehen, wie der Sohn aus der niedern Hütte des Tagelöhners und der Sproß aus dem stolzen Grafenschlosse Schulter an Schulter, Seite an Seite, die Gefahr beständen, wie neben dem Bauern der Gelehrte, neben dem Handwerker der Handelsmann sich befinde, kurzum, wie alle Söhne der großen Mutter Germania gemeinsam für das theure Vaterland ihr Leben einsetzten. Er schließt dann ganz richtig, daß aus dieser nahen Berührung und diesem häufigen Gedankenaustausche von den Gebildeteren Funken der Humanität hinübersprühen zu den minder Aufgeklärten, während die Bravheit und Treuherzigkeit der Kinder des Volkes den Hochgeborenen Achtung einflöße vor dem echten Golde lauterer, unverfälschter Gesinnung. „Das ist echte Gleichheit und Brüderlichkeit!“ ruft der aus tiefster Ueberzeugung Republikaner gewordene Hecker aus und wir wollen uns dieses Ausspruches freuen aus dem Munde eines unbestechlichen Volksmannes.

In dieser begeisterten Schilderung des deutschen Heeres sprach Hecker nicht blos seine Ansicht und die Meinung von Millionen seiner Stammesgenossen aus, die jenseits des atlantischen Meeres eine neue Heimath fanden, sondern er konnte auch sicher sein, daß seinen Worten alle hochherzigen Nordamerikaner zujauchzten, die es nicht vergessen hatten, daß bei dem Niederwerfen der gewaltigen Rebellion in den Südstaaten Hunderttausende von Deutschen für die Sache der Gerechtigkeit bluteten und siegten. Wie dankbar die Nordamerikaner der deutschen Tapferkeit in dem Secessionskriege gedachten, gaben sie in der Adresse kund, die sie an den General von Werder richteten. Man erinnert sich vielleicht, wie zahlreiche, in Wien verweilende Amerikaner ursprünglich beabsichtigten, dem General von Werder, der mit geringer Truppenzahl einem übermächtigen Feinde heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte, einen silbernen, mit Bändern aus californischem Golde umwundenen Lorbeerkranz zu übersenden, wie sie aber später diese Absicht vernünftiger Weise dahin änderten, daß sie das dafür zu verausgabende Geld den tapfern Soldaten bestimmten, die unter Werder's Führung gestanden und im Kampfe dienstuntauglich geworden waren. An den General, der über diese seinen Soldaten gespendete Gabe sehr erfreut war, ging eine prachtvoll ausgestattete, in rothen Sammet eingebundene Adresse ab. Auf der einen Seite des Deckels erblickte man den deutschen Reichsadler, auf der andern das amerikanische Sternenbanner. Die Amerikaner, die mit pomphaften Redensarten schnell bei der Hand sind, nannten in der bezüglichen Adresse den General Werder „den deutschen Leonidas", was diesmal in Berücksichtigung der außerordentlichen Leistungen des vortrefflichen Kriegsmannes nur eben zutreffend war. Dann tritt in dieser Adresse das warme Gefühl und die dankbare Gesinnung zu Tage, die alle edler gearteten Söhne der großen transatlantischen Republik für Deutschland beseelt. Es heißt dort nämlich:

„Wir amerikanischen Bürger sind begeistert für Deutschlands Einheit und Größe; wir sind der deutschen Nation zu ewigem Danke verpflichtet. 300,000 wackere Söhne Germania's fochten in unsern Reihen, als es galt, gegen die Sklaverei zu Felde zu ziehen. Tausende von deutschen Männern und Jünglingen besiegelten mit ihrem Blute den Bruderbund zwischen Amerika und Deutschland. Franzosen, Polen und Angehörige von andern Nationen in zahlreicher Menge standen auf Seite der Verächter der Menschenrechte, wir sind deß wohl eingedenk und darum ein donnerndes Hoch dem deutschen Reiche! Ein donnerndes Hoch den tapferen deutschen Männern und ihren ausgezeichneten Führern!"

Sämmtliche Berichterstatter ausländischer Zeitungen, die den deutschen Soldaten in der Nähe betrachteten, wußten nur Günstiges von ihm zu melden. Auch andere Augenzeugen aus fremden Völkern, unabhängige Männer, die nicht durch ein bestimmtes Amt, sondern durch den Reiz, den die großartigen Ereignisse auf sie ausübten, nach dem Kriegsschauplatze gelockt wurden, auch diese berichteten über das deutsche Heer auf das Vortheilhafteste. So erzählt ein Engländer, wie er sich auf dem Markte von Sedan preußischen Soldaten genähert habe, die mit dem Einkaufen von Eiern beschäftigt gewesen. Die Frau, von der sie die Eier eingehandelt, habe durch eine hastige Bewegung, als sie den Soldaten kleines Geld herausgeben wollte, einen Korb mit zum Wechseln bestimmter Münze umgestoßen und diese sei auf der Straße umhergerollt. Die Soldaten hätten über die erschreckte Miene der Verkäuferin gelacht, sich aber dann schnell gebückt, um die kleine Münze auffsuchen zu helfen. „Ich denke mir," fährt der Engländer in seinem Berichte fort, „daß sie nicht ein einziges Geldstück wiedergesehen hätte, wenn der Schauplatz ein deutscher Laden und Zuaven an Stelle der deutschen Soldaten gewesen wären."

Der Engländer fährt dann in seinem Lobe des deutschen Heeres also fort:

„Die Leiden der Bewohner von Sedan würden viel größer gewesen sein, wenn die in jener Stadt einquartierten Deutschen sich nicht so schonend benommen hätten, wie es gewiß noch nie von einer Armee in Feindesland geschehen ist. Sie waren solide, ruhige Menschen und zahlten Alles baar, was sie brauchten."

Auch über die Religiosität der deutschen Soldaten hatte der Engländer Gelegenheit erbauliche Betrachtungen anzustellen. An dem Sonntage, der auf die Uebergabe Sedan's folgte, waren beide Kirchen der Stadt, die katholische und die protestantische, von den deutschen Soldaten zahlreich besucht. Die französischen Gefangenen spazierten dagegen auf den freien Plätzen vor beiden Kirchen auf und nieder, die Hände in den Hosentaschen, lachend und plaudernd, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre und als ob die großen Ereignisse, die so eben über sie dahingegangen, nicht zu innerer Betrachtung einlüben.

Von dem religiösen Sinne des deutschen Soldaten, von seiner Gemüthsinnigkeit, von der vergleichsweise hohen Bildung selbst der Niedrigsten, giebt ein Brief Kunde, den ein Königsgrenadier, der in Friedenszeiten Knecht auf einem Bauernhofe ist, an seine Mutter schrieb. Dort heißt es unter anderm:

„Es war Sonntag früh halb 4 Uhr, da ich den Brief bekam. Wir waren gerade aufgestanden und ich trank eine Tasse Kaffee, da mir der Unterofficier den Brief gab. Ich hatte Kopfschmerzen, daß ich gar nicht wußte, wo mir der Kopf stand, aber da ich den Brief von Euch bekam, da waren die Kopfschmerzen weg, aber die Thränen fielen mir schon bei den ersten Worten über meine Backen, das könnt Ihr Euch schon denken, denn ich bin einmal nicht so fest."

Dies eine Probe von dem tiefen Gefühl und dem schönen Gemüth, wodurch das deutsche Volk sich auszeichnet! Möge jetzt

das deutsche Soldatenthum sich in seiner Religiosität selber schildern, wie es durch eine andere Stelle aus dem Briefe des Königsgrenadiers geschieht! Die von uns in's Auge gefaßte Stelle lautet:

„Der liebe Gott hat uns bisher den Sieg in die Hände gegeben; er wird es auch ferner thun, weil wir unschuldig sind. Der Franzose hat es so verlangt, also hat ihn der liebe Gott gestraft und wird ihn auch ferner strafen, wenn er uns Unrecht thut. — Der liebe Gott helfe nur weiter, ich bitte ihn alle Tage, daß er mich noch einmal zu den Meinigen kommen läßt. Gott ist ja der Nächste, er ist der Helfer und wird uns auch wieder helfen, wenn wir wieder in's Feuer kommen."

Und auch der Wissensdurst, der sich bei den Deutschen bis in die untersten Schichten erstreckt, gelangt bei dem Königsgrenadier zum Ausdruck, was aus folgenden Worten hervorgeht:

„Ich wünschte, ich hätte noch mehr gelernt, hier kann man es brauchen; aber an Mühe hat es bei'm Herrn Cantor nicht gefehlt."

Es klang demnach unendlich abgeschmackt, als Herr Leon Gambetta, der leider nicht beide Augen aufmachen konnte, weil ihm das eine fehlte, das deutsche Heer, das nach dem Zeugnisse aller Unparteiischen aus gebildeten, religiösen und strengste Mannszucht haltenden Mannschaften zusammengesetzt war, als dieser einäugige Franzose die tüchtigsten und edelsten Krieger, die bis dahin die Weltgeschichte sah, als „Barbaren" zu bezeichnen die Frechheit hatte. Hiergegen sich zu vertheidigen, wäre einer deutschen Feder unwürdig. Aber wir wollen doch den alten Republikaner „Mazzini" dem jungen Republikaner „Gambetta" in Bezug auf den von ihm vorgebrachten Vorwurf antworten lassen. Mazzini nun äußert sich über das deutsche Heer und die deutsche Heeresführung, wie folgt:

„Wir hörten noch thörichtere Bezeichnungen als „Barbaren" und „neue Hunnen" gegen die Deutschen schleudern wegen verein-

zelter Thatsachen, die unvermeidlich sind in einem zwischen fast zwei Millionen Menschen gekämpften Kriege, während doch die vom deutschen Obercommando gegebenen Verhaltungsmaßregeln unleugbar die einer ehrlichen, bisweilen hochherzigen Kriegsführung waren."

Aus dem so eben zu Ende gelangten Beweise, den wir meist durch den Mund fremdländischer Notabilitäten führten, wodurch er um so überzeugender ward, geht zweierlei schlagend hervor:

1) Die Deutschen sind, was die äußere Erscheinung, das Körperliche, anbetrifft, frisch, kräftig, blühend, kurzum, wo sie in Masse erscheinen, machen sie einen überraschend günstigen Eindruck.

2) Die Deutschen sind unter sämmtlichen Völkern Europa's die am meisten, d. h. bis in ihre untersten Schichten unterrichtete Nation, und, wenn sie hinter den Romanen und Slaven, was die Anmuth des äußern Benehmens und den gesellschaftlichen Schliff anlangt, theilweise zurückstehen, so übertreffen sie die beiden letztgenannten Völkergruppen doch unendlich, wo es sich um die echte Geistes- und Herzensbildung handelt. Wie sie die unvermischteste Nation Europa's sind, so bilden sie auch in Bezug auf Intelligenz, Gemüth, Sitte und Religion ein privilegirtes Volk, das bis dahin leider eine sehr nothwendige Eigenschaft entbehrte, nämlich das Selbstbewußtsein.

An Selbstbewußtsein haben die Franzosen dagegen mehr als zu viel. Loben nun die Franzosen ausnahmslos ihre Person und ihr Volk in unverschämtester Weise, so leistete doch Mirabeau hierin das Erstaunlichste, wie er denn überhaupt an Großrednerei — seinem glänzenden Talente wollen wir dabei keinen Augenblick zu nahe treten — kaum seinesgleichen finden dürfte.

Geben wir einige Beispiele, wie Mirabeau sich selbst herauszustreichen pflegte!

Als in der Nationalversammlung die Titel abgeschafft waren, und bei den vornehmen Familien, statt des Landgutes, von dem

die meisten ihren volltönenderen Namen entlehnt hatten, die frühere, einfachere, bürgerliche Bezeichnung Platz griff, so sahen sich die ersten Barone der Christenheit mit einem sehr plebejisch klingenden Namen bedacht und Mirabeau ward in „Riquet" umgetauft. Dies war nun gar nicht nach dem Geschmacke des gewaltigen Volkstribunen aus der Provence, der sich von der Tuchmachergilde in Marseille einzig deshalb zu ihrem Vertreter hatte wählen lassen, weil er sich nicht verhehlte, daß seine adeligen Standesgenossen wegen seines früheren sehr bedenklichen Lebenslaufes sich niemals mit ihm aussöhnen würden. Hatte ihn doch sein eigener Vater trotz der philantropischen Bücher, die er schrieb, aus dem Hause geprügelt. Mirabeau wußte nun sehr gut, daß er sich durch seine flammende Beredtsamkeit in ganz Europa bekannt gemacht. Es war ihm deshalb durchaus nicht angenehm, als er plötzlich in den gedruckten Berichten der Nationalversammlung sich in „Riquet" verwandelt sah. Den dadurch bei ihm erweckten Unmuth gab er sehr deutlich zu erkennen, als er bei einer Gruppe von Reporters vorüberkam und ihnen zurief:

„Wißt ihr, daß ihr mit eurem Riquet Europa auf drei Tage in Verwirrung setztet?"

Mit ähnlichem Selbstgefühle, oder richtiger gesagt, mit ähnlicher gallischer Ruhmredigkeit schied er von Marie-Antoinette, als diese ihm in St. Cloud eine von ihm so heiß ersehnte Unterredung bewilligt hatte und bei der Entlassung ihm ihre Hand zum Kusse darbot. Bei'm Emporheben seines Hauptes von der Hand der schönen Königin, sprach er mit stolzem Lächeln: „Dieser Kuß, Madame, rettet die Monarchie."

Wenn den Augustus im Sterben seine Verstellung nicht verließ, so Mirabeau nicht seine Eitelkeit und Ruhmredigkeit. Denn, als der Tod ihm schon näher und näher rückte, berauschte er sich

noch an stolzen und hochtönenden Redensarten, gleichwie er in den Tagen seiner jugendlichen Kraft mit gieriger Zunge aus dem Becher der Wollust schlürfte. Durch die Krankheit, die seinem Leben am 2. April 1791 ein Ziel setzte, auf das Siechbette geworfen, hörte er plötzlich vom Invalidenhotel her den ehernen Gruß der Geschütze. Es galt irgend einer kriegerischen Festlichkeit. Doch Mirabeau, der, gleich dem eitlen Dubois, welcher, schon halb im Todeskampfe, noch militairische Ehrenbezeugungen für sich in Anspruch nahm, es für sehr geboten erachtete, daß ihm nach seinem Tode, wie einem geschiedenen Feldherrn, geschehe, und der mit einer Größe zweiten Ranges sich nimmer verglichen hätte, Mirabeau rief plötzlich aus: „Sie begehen die Todtenfeier des Achilles zu früh". Natürlich war er der französische Achilles und natürlich gebührten ihm bei seiner Bestattung das donnernde Ehrengeleite der Geschütze.

Wenn Mirabeau mit vollen Backen sich selbst pries, so genügen die Bescheideneren unter den Franzosen dem gallischen Hange zur Selbstvergötterung, indem sie ihre Nation in den Himmel erheben und dabei natürlich — wenn auch nur in Gedanken — ihre eigene Person mit emporschnellen. So sagte Lamartine: „Wenn Gott eine Idee weltbefruchtend machen will, so legt er sie in das Herz eines Franzosen."

Etwas „esprit", wie man gerecht genug sein muß einzuräumen, tritt bei diesen französischen Redensarten immer zu Tage. Nur kommt man nicht zur rechten Freude darüber, weil man stets durch die überwuchernde Eitelkeit verletzt wird.

Wenden wir uns jetzt zu französischen Redensarten, denen es an Geist auch nicht gebricht, die aber einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen, weil die sprechende Person dabei gänzlich zurücktritt, und in den feinen und bezeichnenden Worten, die aus ihrem Munde tönen, nur die dermalige Sachlage glücklich zur Abspiegelung gelangt.

Als Ludwig XIV. mit dem Prinzen von Condé*) die große Schloßtreppe in Versailles hinaufstieg, so gab sich der greise Held die möglichste Mühe, seine Schritte etwas zu beschleunigen, weil er fürchtete, daß seine ziemlich langsame Fortbewegung den jugendlicheren und deshalb leichtfüßigeren König ungeduldig machen dürfte. Ludwig XIV., der die Anstrengungen des neben ihm schreitenden, berühmten Kriegsmannes bemerkte, wandte sich mit verbindlichem Lächeln zu ihm, indem er sagte: „Mein Cousin, geben Sie sich ja keine unnöthige Mühe! Wer so, wie Sie, mit Lorbeeren beschwert ist, kann unmöglich schneller gehen."

Greifen wir aus dem reichen Vorrathe von feinen und verbindlichen französischen Redensarten wenigstens noch eine heraus!

Frau von Staël war in Wien angelangt, wo sie bald nach ihrem Eintreffen den dort befindlichen Fürsten von Ligne besuchte. Der geistreiche Fürst freute sich aufrichtig über die Gegenwart der hochbegabten und so wundervoll sprechenden Schriftstellerin, konnte aber nicht recht begreifen, als sie im Laufe der Unterhaltung erwähnte, daß sie ihren Sohn mitgebracht habe, was dieser eigentlich in Wien machen solle. Wahrscheinlich meinte der Fürst, daß für den Sohn einer geistig so bedeutenden und von steter Schaffenslust erfüllten Frau die Atmosphäre von Wien zu schwer und dumpfig sei. „Aber warum brachten Sie Ihren Sohn mit hierher?" fragte der Fürst, seinem Erstaunen Ausdruck gebend. Frau von Staël, den Fürsten mit ihren funkelnden Augen anschauend, antwortete:

---

*) Wir haben es vermieden, den Prinzen von Condé, der allerdings in manchen Schlachten siegreich war, der aber nichts ausrichtete, was ihn einem Alexander, Cäsar und Friedrich an die Seite stellt, nach französischer Sitte „le grand Condé" zu nennen. Der strenge Geschichtsforscher gesteht dem Prinzen von Condé ebensowenig, wie Ludwig XIV., das Prädicat „groß" zu, was ihnen von den Franzosen allerdings von jeher beigelegt worden. Zum Glück schreiben Letztere aber nicht allein die Geschichte; sonst würde diese ein ziemlich seltsames Aussehn bekommen.

„Warum? Um ihn in die Schule des Genies zu bringen.“ Der Fürst von Ligne nahm diese feine Schmeichelei ruhig hin, gab sie aber dann mit Zinsen zurück. Denn, sich verbindlich gegen Frau von Staël verneigend, antwortete er: „In der Schule des Genies, Madame, befand er sich seit dem Tage seiner Geburt.“

Ja, feine, verbindliche Rede und anmuthiges Benehmen haben die Franzosen vor den meisten Völkern voraus. Wenn die Isabeau in der Jungfrau von Orleans zu den englischen Heerführern spricht:

„Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu schlagen;
„Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen,“

so liegt in diesen Worten viel Wahres. In Bezug auf die Gewandtheit der Rede und des Benehmens übertreffen die Franzosen und überhaupt die romanischen Völker die germanischen. Lord Chesterfield, der für die Feinheit und Grazie des Benehmens ein so richtig beobachtendes Auge hatte, und der überhaupt ein sehr kluger Mann war, sprach es offen aus, wie schlecht die Engländer in Bezug auf gesellschaftlichen Schliff neben den Franzosen zu bestehen vermöchten. Er sagte: „Die Franzosen haben in ihrem Betragen mehr verbindendes, anziehendes, einnehmendes, als wir.“ Und diese Anmuth des Benehmens, wodurch sich die Franzosen auszeichnen, bedingt natürlich auch eine anmuthige, liebenswürdige Ausdrucksweise, die Kunst der Conversation mit einem Worte, das Hin und Her von reizenden, bezaubernden Redensarten, die keineswegs immer tief zu sein brauchen, wenn sie den geistigen Sinn nur eben so angenehm berühren, wie der Duft der Blume den körperlichen. Auf diesem Felde stehen die Deutschen weit hinter den Franzosen zurück. Frau von Staël hatte nicht so ganz unrecht, wenn sie behauptete, daß in Deutschland nur „hommes supérieurs“ die Kunst der Unterhaltung verständen. In Frankreich dagegen findet man dies Talent selbst bei Leuten aus dem niedern Volke, und die hervorragenden französischen Geister haben fast alle auf

ihren Lippen den Honigseim des Hymettus. So spricht Professor Michelet, der Verfasser so vieler geistreichen Bücher, vollendet schön. Freilich stört gleich wieder bei ihm die französische Eitelkeit. Moritz Hartmann schildert das Selbstgefühl, mit dem Professor Michelet spricht, ungefähr in folgender Weise: „Er redet, als ob er auf dem Montblanc säße, und ganz Europa stumm und staunend zu seiner unerschöpflichen Beredtsamkeit herauflauschte.“ Uebrigens ist die Gabe des Schönredens fast immer mit der Neigung des steten Gehörtwerdens verbunden. So ließ Bogumil Goltz, der eine französische Suada hatte, als er eines Abends bei Heinrich Laube erschien, während zweier Stunden nur zwei Menschen sehr wenige Worte sprechen, nämlich den Wirth, der ihn einlud, sich zu setzen, und die Wirthin, die ihn fragte, wie lange er verheirathet sei. Sonst, wie gesagt, kam Keiner von den übrigen Anwesenden dazu, auch nur den Mund zu öffnen.

Alexander von Humboldt, obgleich er auch ganz wundervoll sprach — vielleicht am besten und gewandtesten unter allen Deutschen — war doch zu diplomatisch, um nicht, bei der genauen Kenntniß der menschlichen Natur, die im Ganzen lieber selbst agirt, als die Action Anderer bewundert, den Personen, mit denen er zusammen war, zu gestatten, daß sie auch von Zeit zu Zeit ihr Licht leuchten ließen, mochte es noch so schwach und glanzlos im Vergleich zu dem seinigen sein. Aber, weil er ein Meister der Conversation war, deshalb liebte er so den Aufenthalt in Paris und hatte alle möglichen Vorwände, um seine bereits von Friedrich Wilhelm III. sehr gewünschte Anwesenheit in Berlin entweder zu vertagen, oder, mußte er sich zu einem zeitweisen Erscheinen entschließen, seine baldige Abreise wieder vorzubereiten. Er hatte immer den bequemen Vorwand, daß er die Pariser Bibliotheken zu seinen Arbeiten nicht entbehren könne. Doch, da Humboldt Feinde am preußischen Hofe hatte, die ihm namentlich seinen Liberalismus

nicht verziehen, so verfehlten diese nicht, den König darauf aufmerksam zu machen, daß der berühmte und freisinnige Gelehrte den Aufenthalt in Berlin zu langweilig finde und alles Mögliche vorgebe, um nur nicht sein geliebtes Paris verlassen zu müssen. Das verdroß zuletzt den guten, aber aus sehr begreiflichen Gründen nicht gerade franzosenfreundlichen Friedrich Wilhelm III., und er ließ dem Kammerherrn und Geheimenrathe Alexander von Humboldt, der durch Titel und Jahresgehalt der preußischen Regierung verpflichtet war, ernstlich bedeuten, wie nach seiner Ansicht ein guter Deutscher den Aufenthalt unter den Franzosen gar nicht so lieben dürfe, weil dort nicht deutsche Redlichkeit und Treue wohne. So mußte denn Humboldt sich zum Abschiede von Paris entschließen, und er that es mit vielleicht nicht minder schwerem Herzen, als die berühmte Verfasserin der Corinna.

Wenn Frau von Staël sagte: „La conversation, comme talent, n'existe qu'en France," so hatte sie in diesem Ausspruche ganz recht, und da sie in der Conversation Alle ohne Unterschied weit hinter sich ließ, so schied sie natürlich mit Herzeleid von einem Schauplatze, auf dem sie täglich neue Lorbeeren erntete. Nicht blos, daß in Deutschland, das sie während der von Napoleon über sie verhängten Verbannung, nach der Schweiz, zuerst aufsuchte, doch immer nur eine kleine Anzahl gewandt französisch sprach, sie mithin einen nur wenig zahlreichen Zuhörerkreis zu bezaubern vermochte, nein, sogar die Schätzung ihres Talentes von Seiten Solcher, denen es an Verständniß der französischen Sprache nicht gebrach, war eine geringere. Denn die Deutschen bei ihrem ruhigeren Temperamente blendete zuerst ihr stetes oratorisches Feuerwerk, zuletzt aber machte es sie matt und schläfrig. So beschuldigte Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in Weimar wiederholt Goethe, daß er mundfaul sei. Und den schwächlichen, leicht abgespannten Schiller hatte die vielredende Frau so mürbe gemacht, daß er erleichtert

aufathmete, als sie endlich ihre Abreise von Weimar festsetzte, die für seine Nerven schon viel zu lange verschoben war. Als sein Mißgeschick ihn in Berlin wieder mit ihr zusammenführte — er schätzte ihren Geist und ihr Herz, aber ihr unaufhörliches Reden tödtete ihn — so vermied er auf's Geflissentlichste die Cirkel, wo er ihr und ihrer Suada hätte begegnen können. Welchen Eindruck ihre französische Redelust und ihr von der Zurückhaltung der deutschen Frauen so abweichendes Betragen auf ihn gemacht hatte, geht am besten aus einer Aeußerung hervor, die ihm entfuhr, als man gegen ihn den merkwürdigen Umstand erwähnte, daß in dem Hause, wo Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in Weimar Wohnung genommen, und wo es für gewöhnlich spuken sollte, so lange sie darin verweilte, sich das Rumoren eines bösen Geistes nicht bemerklich gemacht habe. Da rief Schiller mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit aus: „Das will ich glauben. Vor dem Weibe hat selbst der Teufel Respect!"

Demnach wissen die klügsten und begabtesten Deutschen häufig die Vorzüge der französischen Conversation gar nicht zu schätzen, weil bei diesem ewigen Funkensprühen und rastlosem Abhetzen des Geistes ihre weniger elastische Natur leicht ihre Schnellkraft verliert. Um den Franzosen in Bezug auf ihr Unterhaltungstalent gerecht zu werden, muß eine ähnliche Sprechader vorhanden sein. Dies war nun bei Alexander von Humboldt und Rahel von Varnhagen der Fall. Er unter den Männern und sie unter den Frauen hatten von sämmtlichen Deutschen vielleicht den feinsten französischen Verstand und die glätteste französische Zunge. Deshalb nahm Rahel die in Berlin verweilenden und mit ihr in den Salons häufig zusammenkommenden Franzosen stets gegen deutsche Ausstellungen in Schutz. Sie nannte sie ihre „lieben, kleinen Franzosen." Und als der Friede von Paris geschlossen war, da bekannte Rahel, daß sie sich zu ihm vorzüglich auch deshalb freue, weil sie doch nun

mit gutem Gewissen die „charmante nation“ liebhaben dürfe. Das Fesselnde und Allbezwingende der Franzosen schildert Goethe in folgenden Versen:

„So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.“

Sind demnach die größere gesellschaftliche Grazie und die Begabung für feine und nie versiegende Conversation den Franzosen zu Theil gewordene Vorzüge, gegen die nur wenige Deutsche aufkommen können, so fragt es sich doch, da jene ebengenannten und anerkannten Vorzüge zuletzt mehr ein socialer Zierrath, als eine nationale Nothwendigkeit sind, so fragt es sich doch, in welchem Volke der Strom der Bildung breiter und tiefer fließe. Und da hat denn dem deutschen Nilstrome überallhin sich ergießender intellectueller Befruchtung Frankreich nichts Aehnliches gegenüberzustellen. Um uns bestimmter und specieller auszudrücken, ein Jeder, der mit weitem Blicke einen großen geistigen Schauplatz zu überfliegen vermag, wird ohne Schwanken dem intelligenten Deutschland in Bezug auf Breite und Tiefe der Cultur die Palme zuerkennen. Wie Frau von Staël sich in dieser Beziehung über Deutschland ausgesprochen, erwähnten wir bereits. Im siebenten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts zeugte aber für Deutschland der französische Unterrichtsminister Duruy, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — freilich konnte er dem allmächtigen Klerus gegenüber zuletzt doch nicht durchdringen — durchaus für Frankreich den in Preußen bestehenden obligatorischen Unterricht ebenfalls wollte bindend machen. Der Minister Duruy war einsichtig genug, um den Widerstand des französischen Klerus sofort in seine Berechnung zu ziehen. Denn, so lange die katholische Kirche mit wunderthuenden Knochen, Zähnen und Kleidern von sogenannten Heiligen die große Menge zu verdummen beflissen ist, kann sie nicht wünschen, daß die Urtheilsfähigkeit

der unter ihre Fahnen gesammelten Massen durch einen guten Schulunterricht geweckt und gestärkt werde. Um nun den zähen Widerstand des Klerus brechen zu können, wollte sich der Unterrichtsminister Duruy auf den zu seiner Zeit fast noch allmächtigen Napoleon III. stützen. Damit der Kaiser einen recht anschaulichen Begriff von der erschreckenden Unwissenheit der meisten französischen Landbewohner bekomme, ließ er eine Karte von Frankreich anfertigen, auf welcher die einzelnen Departements dunkel oder hell angegeben waren, je nach der Zahl Derjenigen, die lesen und schreiben konnten, oder nicht. Und da sah es zum Erstaunen Europa's in dem Frankreich, das sich rühmt, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, fast zur Hälfte stockfinster aus, indem nämlich über ein Drittel der Franzosen und Französinnen weder lesen noch schreiben können.

Wir halten es für angezeigt, daß die Franzosen sich ihre Unwissenheit selbst bescheinigen. Sind sie doch nur zu geneigt, sobald sie von Seiten der Deutschen etwas ihre Eitelkeit Verletzendes zu hören bekommen, diese der Lüge zu beschuldigen. Freilich fällt dieser Vorwurf der Lüge von Seiten der Franzosen nicht in's Gewicht, da der Fürst von Bismarck und der berühmte Afrikareisende Baron von Maltzahn ihnen mit gutem Grunde den Sinn für Wahrheit gänzlich abgesprochen. Auch klagte bereis das Journal des Débats: „Unsere Erbsünde ist die Lüge." Beschuldigen demnach die Franzosen Jemanden der Lüge, so ist dies ein Zeugniß der Wahrhaftigkeit.

Damit die Franzosen in ihrer Unwissenheit sich selbst schildern mögen, geben wir aus dem Journal des Débats, das, sobald man die an Verblendung streifende Eitelkeit des französischen Nationalcharakters in Erwägung zieht, für die Schäden seines Landes merkwürdig unverschleierte Augen hat, vom 4. Januar 1872 stellenweise den offenen Brief eines sehr verständigen Lehrers,

in welchem dieser sich über den erschreckenden Mangel an Schulbildung ausspricht, der Frankreich hinter sämmtliche protestantische Staaten des europäischen Festlandes weit zurücktreten läßt. Es heißt in diesem Briefe: „Qui pourrait croire en effet que parmi cette foule d'artisans qui enfantent chaque jour, dans nos villes et dans nos compagnes, des prodiges de travail et d'industrie, bon nombre ne sait ni A ni B? Qui se douterait que parmi ces jeunes soldats qui se battent comme des lions et meurent comme des héros sur le champ de bataille, 30 sur 100 ne savent ni lire ni écrire, que parmi ces filles qui manient si bien l'aiguille, très peu savent manier la plume, et que sur 100 filles bonnes à marier, 43 à peine pourraient signer leur nom sur les registres de l'état civil? Rien n'est plus vrai pourtant; car notez bien que ces chiffres ne sont pas des chiffres approximatifs ou inventés à plaisir; ils sont puisés à des sources officielles et fixés par une enquête longue et minutieuse sur la situation de l'instruction populaire en France. (Voir le Bulletin administratif du ministère de l'instruction, nos 66 et 158). Nous aimons nous entendre appeler le peuple le plus poli, le plus spirituel, du monde; rien de mieux. Mais ne semble-t-il pas qu'un peuple aussi poli ne perdrait rien de sa politesse à savoir lire et écrive, et qu'une nation aussi spirituelle ne pourrait que gagner à montrer autant, ou même un peu moins d'esprit et plus d'instruction?"

Mit Recht sagt der französische Lehrer nach dem von ihm mitgetheilten Ergebnisse erschreckender Unwissenheit unter den niedern Classen seines Volkes:

„Voilà les vérités, mais peu consolantes que la statistique nous apporte. Ainsi la France, ce pays de libre pensée et du suffrage universel, est en grande partie en proie à la lèpre

de l'ignorance. Dans ce pays, si souvent proclamé le premier du monde, bien des mères ne pourraient apprendre l'alphabet à leurs petits enfants, et des milliers de chefs de famille, pour établir un compte, écrire une lettre, sont obligés d'avoir recours à la main d'autrui."

Daß auch die Nähe von Paris auf den Bildungsstandpunkt der umherwohnenden Bevölkerung von keinem aufhellenden Einflusse ist, sondern daß man in dem Umkreise einer Stadt, die Victor Hugo durch die überschwänglichsten Lobeserhebungen als eine Minerva des Weltalls hinzustellen bemüht war, daß man im Umkreise von Paris einer unglaublichen Unwissenheit begegnet, bezeugt ebenfalls eine Stelle aus dem Briefe des schon erwähnten Lehrers. Da das in seinen Mittheilungen so vorsichtige Journal des Débats diesem Briefe ohne Bedenken seine Spalten öffnete, so bürgt es für dessen Inhalt. Diese Stelle, die für die in dem Umkreise von Paris herrschende Unwissenheit sehr beweisend ist, geben wir unverkürzt wieder. Sie lautet:

„Il semblerait que le voisinage de Paris, ce foyer de lumières, dût mettre les hommes à l'abri des inconvéniens, disons le mot, des humiliations de l'ignorance. Il n'en est rien; il y a tout lieu de croire, au contraire, que la banlieue de Paris n'est pas mieux favorisée que le reste de la France. On raconte qu'il n'y a pas longtemps, il y avait dans une localité voisine de Paris, un conseil municipal où, le maire et l'adjoint exceptés, un seul membre savait lire. MM. les conseillers, ayant à vérifier les comptes de la commune, se trouvèrent dans un embarras cruel; ils prièrent le percepteur de les leur expliquer; mais celui-ci, sans égard pour leur détresse, jeta les comptes devant eux et leur dit: „Allez apprendre à lire."

Man kann sich nach dem Gehörten nicht wundern, wenn der französische Lehrer sein Schreiben mit dem Wunsche schließt: „Espérons que le temps n'est pas éloigné où de bonnes et sages mesures seront prises pour doter notre pays de cette forte et solide assise d'un enseignement populaire largement distribué, qui, en augmentant la moralité des populations, nous épargnera cet aveu pénible à faire que, pendant qu'en Suède la proportion des habitans qui ne savent ni lire ni écrire est de 1 sur 1,000, en France cette proportion est, dans les classes populaires, de 1 sur 3.“

Nach einer aus dem Anfange des siebenten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts stammenden Untersuchung in Betreff der größern oder geringern geistigen Cultur in den verschiedenen Ländern der Erde stellte sich folgendes Ergebniß heraus:

In den Vereinigten Staaten können fünf Procent weder lesen noch schreiben; in Preußen sind es nur drei auf hundert, denen jeglicher Unterricht fehlt; im Königreich Sachsen, das wir wiederholt wegen seiner rühmenswerthen Schulbildung hervorhoben, fand sich kein einziger, der nicht die Elemente besessen hätte, die ihn zum Vordringen in höhere und edlere Regionen befähigten. Dahingegen sah es in Frankreich sehr traurig aus. Es giebt Departements, wo die Zahl Derer, die weder lesen noch schreiben können, 66 Procent beträgt. Ja, ein Departement des südlichen Frankreichs bot den traurigen Anblick dar, daß unter 75 jungen Leuten, obgleich sie die „école primaire“ besucht hatten, 63, als sie in's Heer eintreten mußten, weder lesen noch schreiben konnten. Der Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Bildung stellt sich auf's Deutlichste in dem Departement de l'Ain heraus, wenn man dasselbe mit dem nahe gelegenen Canton Genf vergleicht. Im schweizer Canton kann Jeder lesen und schreiben, im Departement de l'Ain konnten 21 auf hundert weder lesen noch schreiben.

Und wie leicht nehmen es die französischen Prüfungsbehörden, um nur nicht allzu beschämende Bildungs- oder vielmehr Unbildungs-Ergebnisse zugestehen und verkünden zu müssen! Wenn der zu Prüfende nur einige höchst undeutliche, kaum Buchstaben ähnliche Hieroglyphen auf ein Stück Papier malen kann, so wird ihm bescheinigt, daß er schreiben könne.

Natürlich machen die meisten Franzosen, wenn sie den so unangenehmen Anblick haben, hinter andern Völkern auf irgend einem Gebiete zurückzustehen, bei ihrer unheilbaren Eitelkeit schnell beide Augen zu. Die Männer aber von stärkeren Nerven und festerem Gepräge, deren es doch immer einige unter ihnen giebt, empfinden es schmerzlich, daß ihr Volk, welches im Großen und Ganzen sich schöner Anlagen rühmen darf, wegen des schlechten Schulunterrichts auf so niederer Bildungsstufe beharrt. Graf Gobineau, dieser an Geist und Herz gleich hervorragende Franzose, hatte seit Langem den verfinsterten Zustand seines Volkes beklagt, den er größtentheils dem katholischen Klerus Schuld geben mußte, da dieser überall mit seinen schwarzen Kutten dem Lichte in den Weg trat. Die Aussprüche des Grafen Gobineau lauten für die französische Gesammtbildung förmlich niederschmetternd, so daß es in Italien, Spanien und Irland, wenigstens was die Landbevölkerung anlangt, kaum schlimmer aussehen kann. Graf Gobineau sagt nun von seinen Landsleuten:

„Die überwiegende Menge der Bewohner Frankreichs ist weit zurückgeblieben und steckt in tiefer Barbarei."

Ferner:

„In manchen andern Ländern sind die für Aufrechterhaltung der Civilisation wesentlichen Begriffe und Anschauungen mit allen Classen verwachsen, aber bei uns in Frankreich ist das nicht der Fall. So ist z. B. die allerwichtigste und so leicht zu erlernende

Elementarkenntniß: Lesen und Schreiben, ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unserer ländlichen Bevölkerung."

Was aber am allerbedenklichsten für die mögliche intellectuelle Aufrichtung der französischen niedern Classen lautet, ist die Behauptung des Grafen Gobineau, daß sie sich ihrer Unwissenheit nicht schämen, sondern im Gegentheil zu verhehlen bemüht sind, wenn sie über die dichteste geistige Finsterniß glücklich hinausgelangten. Graf Gobineau führt nämlich als Ergebniß seiner genauen Nachforschungen in Bezug auf den intellectuellen Zustand der französischen Bauern folgendes an:

„In manchen Theilen Frankreichs wollen sie nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben. Noch mehr: sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen, und reden ihr Patois."

Pückler-Muskau erwähnt in seinen „Jugend-Wanderungen" (aus dem Jahre 1808), wo er von einem Aufenthalte in Südfrankreich spricht, die fast unglaubliche Unwissenheit der Franzosen. Er erzählt unter Anderm:

„Schon in einiger Entfernung von Orange bemerkte ich den Triumphbogen des Marius, der nahe am Stadtthore steht. Da ich ihn nicht ganz genau erkennen konnte, frug ich einen wohlgekleideten Mann darnach, der auf mich zugeritten kam; er antwortete, es sei ein Alterthum aus den Zeiten der Semiramis und sehr merkwürdig. — Bei aller Superiorität, die die Franzosen über uns zu haben glauben, und in Hinsicht auf Lebensbildung mit Recht in Anspruch nehmen, ist doch auch ihre Unwissenheit dem hierin besser erzogenen Deutschen stets höchst auffallend."

Ist also der Culturstandpunkt der ländlichen Bevölkerung, so wie der niedern Classen in den Städten Frankreichs, ein sehr geringer, was zumeist der Verdummungsbeflissenheit des Klerus Schuld gegeben werden muß, so darf man dabei doch nicht vergessen, daß

der französische Volksgenius sich als ein feiner, für jede Kunst und Wissenschaft geeigneter herausstellt. Es würde demnach unter günstigeren Verhältnissen — wir meinen, wenn Bischöfe, Jesuiten und andere Dunkelmänner nicht mehr ägyptische Finsterniß verbreiten — auch der geistige Horizont dieses so schönen, in vieler Hinsicht bevorzugten Landes einen wohlthuenden Anblick darbieten. Schon jetzt darf Frankreich — die Uncultur der Landbevölkerung und der niedern städtischen Elemente zugestanden — für sich beanspruchen, auf jedem Felde der Kunst und Wissenschaft Achtbares, auf manchem Gebiete des Wahren und Schönen Vorzügliches geleistet zu haben. Wie achtungsvoll der große Chemiker Liebig über die französische Wissenschaft denkt und in Folge der den Deutschen eigenthümlichen Gerechtigkeit gegen das Ausland sich öffentlich darüber aussprach, davon zeugen die Worte, die in seiner Rede vorkommen, welche er am 112. Stiftungstage der baier'schen Akademie der Wissenschaften (den 28. März 1871) hielt, und in der die auf Frankreich bezüglichen Worte so lauten:

„Wir verkennen nicht, was wir den großen Philosophen, Mathematikern und Naturforschern Frankreichs verdanken, die in so vielen Gebieten unsere Lehrer und Musterbilder gewesen sind."

Auch Professor von Giesebrecht sprach sich mit hoher Anerkennung über die wissenschaftlichen Leistungen der Franzosen aus. Er sagte unter anderm dort, wo er auf die Selbstüberschätzung der Franzosen zu sprechen kam und die Deutschen zu unermüdlichem Streben nach immer höhern Zielen ermahnte:

„Je machtvoller ein Volk dasteht, desto mehr schuldet es der Menschheit, und nur im steten Ringen nach Vervollkommnung wird es sich auf der Höhe erhalten. Wie leicht eitle Selbstgenügsamkeit zum Fall bringt, sehen wir jetzt in erschreckender Weise an einer hochbegabten Nation, welche früher für die Welt so Großes geleistet

und der wir selbst so viele geistige Anregungen, auch das erste Vorbild unsrer Universitäten, verdanken."

Es hat überhaupt sein Bedenkliches, weil so viele Franzosen höchst einseitig urtheilen, und weil so bedeutende Bruchtheile der französischen Landbevölkerung in gänzliche Unwissenheit versenkt sind, deshalb die französische Oberflächlichkeit zum Axiom zu machen und jeder französischen Leistung von vornherein Tiefe und Gewissenhaftigkeit abzusprechen. Ein solches Urtheil würde große Oberflächlichkeit von Seiten Desjenigen verrathen, der es zu fällen sich erdreistete. Wir sprachen es schon aus, daß Frankreich auf jedem Felde der Kunst und Wissenschaft Schößlinge getrieben von reichster und vollster Lebenskraft. Vergegenwärtigen wir uns nur, um nicht einzelne Franzosen aufzuzählen, die Leuchten der Wissenschaft waren — wir könnten mit ihren Namen Seiten anfüllen — was Monge und andere Koryphäen seiner Nationalität inmitten der Stürme der Revolution leisteten, so ist dieses wahrhaft erstaunlich und zwingt uns zur bewundernden Hochachtung. Und ebenso brachte ja die ägyptische Expedition, mochte sie auch politisch gescheitert sein, wissenschaftlich die reichste Ausbeute. Aehnlich hat ein französischer Gelehrter während der Unruhen des letzten Krieges preiswerthen wissenschaftlichen Forschungen obgelegen. Wir meinen Garcin de Tassy. Wer hätte nicht mit höchster Befriedigung und mit willkommener Erweiterung seines geistigen Horizontes gelesen, was Garcin de Tassy über die Fortschritte der Cultur in Indien berichtet? Wie nun der ebengenannte gelehrte Franzose helles Licht über das Culturleben Indiens verbreitet, so haben viele französische Gelehrte Licht verbreitet über die von ihnen übersetzten philosophischen Werke deutscher Geistesheroen. Wußten diese doch meist ihren tiefen und reichen Gedankenschatz nicht in eine geschmackvolle Form zu kleiden, sondern brachten die hellenische Schönheit der Idee durch barbarischen Ausdruck häufig um alle

Wirkung. Wenn Heinrich Laube von der Schreibweise des Professors Gervinus nicht mit Unrecht sagte, daß es bei ihr dem Leser oft vorkomme, als ob ihm ein Stück Cyclopenmauer an den Kopf geschleudert werde, so hat auch Hegel in Bezug auf schwerfällige Einkleidung seiner Gedanken Erkleckliches geleistet. Als Muster eines Briefes, wie er nicht stilisirt werden muß, ist uns immer ein kurzes Schreiben Hegel's an den Professor Gans in Erinnerung geblieben. Letzterer hatte nämlich für seine sehr beliebten Vorlesungen ein Auditorium benutzt, das der sich damals als Dictator in Berlin geberdende Günstling des Ministers Altenstein einzig für seinen Gebrauch bestimmt glaubte. Wenn man vielleicht zur Entschuldigung für die eckige, jeder Grazie entbehrende Fassung des Hegel'schen Schreibens anführt, daß der berühmte Professor damals im Zorn gewesen, mithin für den Gedankenwurf nichts habe thun können, so erwiedern wir darauf, daß Jemand, der über Klarheit und Anmuth des Ausdrucks gebietet, auch im Zorn diese ihm zur andern Natur gewordenen Eigenschaften bewahrt. Und dann hat ein berühmter Mann vor allem darauf zu sehen, daß er sich keine Blöße gebe. Einem Freunde kann man die Gedanken in Schlafrock und Pantoffeln vorführen, nicht einem Feinde. Ihm gegenüber legt man den Küraß festester Wissenschaftlichkeit an, sobald man eine Polemik gegen ihn eröffnet, oder läßt in einem an ihn gerichteten Briefe bei zugeknöpftestem Herzen doch über die mitzutheilenden Zeilen die vollste Anmuth eines urbanen Stils gleiten. Denn dieser ist für den schriftlichen Verkehr höhergearteter Naturen ebenso eine unerläßliche Pflicht, wie für den gesellschaftlichen Umgang Grazie und Schönheit der Formen. Wenn Schopenhauer in seiner von Neid und Ueberhebung nicht freien Weise dem großen deutschen Dialectiker vorhält, daß er ihm zu wiederholten Malen Unwissenheit nachgewiesen, so würde es uns jedenfalls nicht schwer fallen, aus den Hegel'schen Schriften zahlreiche Stellen anzuführen, in denen

griechische Klarheit, Anmuth und Schönheit schmerzlich vermißt werden.

Unter den philosophischen Werken von deutschen Denkern ersten Ranges, die vortrefflich in's Französische übersetzt wurden, möchten wir hervorheben: Éléments métaphysiques de la doctrine du droit par J. Barni. Indem wir uns vollkommen dem Lobe beigesellen, das dieser Uebersetzung in der „Illustration“ zu Theil ward, können wir uns doch nicht der Ansicht des französischen Kritikers anschließen, der Kant den „dunkelsten“ unter den deutschen Philosophen nennt. Kant ist im Gegentheil von wunderbarer Klarheit im Vergleich zu der Terminologie seiner Nachfolger.

Wenn wir nun die philosophischen Werke der großen deutschen Denker, die in Bezug auf schöne Form sich so vieles zu Schulden kommen lassen, in der französischen Uebersetzung für jeden Gebildeten verständlich wiedergegeben sehen, so glauben wir gern an die Aeußerung Heinrich Heine's, die Xavier Marmier anführte, als er bei seiner Aufnahme in die französische Akademie eine jener glänzenden Reden hielt, wie man sie in jenen Räumen der vierzig Unsterblichen zu hören gewohnt ist. Marmier nun erzählte, daß ihm Heine eines Tages gesagt habe: „Wenn ein Buch über Philosophie im Deutschen erschienen ist, so warte ich, bevor ich es lese, daß es in's Französische übersetzt worden.“ Ja, die wasserklare und durchsichtige Prosa, die Gervinus den Franzosen nachrühmt, bleibt ihr unbestreitbares Eigenthum. Die deutsche Sprache dagegen ist für Poesie unendlich geeigneter, als die französische, insofern sie für die Ausdrücke der innigeren und höheren Empfindung gleichsam eine zweite Sprache besitzt, während das Idiom Boileau's, wie Theodor Mundt in seiner „Kunst der deutschen Prosa“ ganz richtig bemerkt, „einen so ausgebildeten Unterschied zwischen populärem und ideellem Ausdruck gar nicht kennt.“ Wiederum

hat die französische Prosa mehrfache Vorzüge, worin ihr die deutsche nicht gleichkommt.

Gehen wir jetzt zu einer näheren Betrachtung der deutschen und französischen Sprache über, die ja das beseelte Instrument sind, auf welchem die großen Meister der Gedanken und Gefühle in beiden Nationen ihre hoch erhebenden und süß bewegenden Symphonien abspielten!

Wir wissen sehr wohl, daß die tiefen und nicht genug zu schätzenden Forschungen von Diez über die romanischen Sprachen im Allgemeinen, sowie über die eigentlichen Quellen des Französischen im Besondern viel Licht verbreitet haben. Indeß bleibt es immer gewagt, auf jene Forschungen gestützt, wie es hier und da geschehen, behaupten zu wollen: „Das Französische ist ein plattes, durch eine landschaftliche Aussprache verdorbenes Latein, dem theils in Folge germanischer Invasionen, theils als geringer Ueberrest eines ursprünglichen Stocks, der weit über die Zeiten der römischen Eroberung hinausweist, manches barbarische Element beigemischt wurde." Einseitig ist auch die Behauptung, das Französische müsse als ein gallisch gesprochenes Latein aufgefaßt werden. Richtig dagegen ist, daß das Celtische schließlich über das Römische und namentlich über das Germanische siegte — Letzteres wich im neunten Jahrhunderte fast bis zum Verschwinden zurück, nachdem es in den beiden vorausgegangenen Jahrhunderten der aus Celtischem und Römischem gemischten Sprache der Gallier einen breiten Stempel aufgedrückt hatte — daß das Celtische, nach fast gänzlicher Verdrängung des früher sehr mächtigen Deutschen, sich mit Römischem erquickend, die französische Sprache schuf, die im Laufe der Jahrhunderte sich zu wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit ausbildete. Dagegen ist die französische Sprache nicht so ursprünglich, nicht so aus jungfräulichem Boden hervorquellend, als die deutsche, nein, sie ist gemischt, dadurch von früh auf mit einem gewissen

Zwange behaftet und nicht mit der elementaren, stets neue Wurzeln treibenden Kraft ausgestattet, wie das germanische Idiom. Aber wie scharf und fein zugleich ist das Französische trotz ursprünglich ungünstiger Beschaffenheit allmälig geformt und ausgebildet worden! Wie hat die französische Sprache gelernt, alles mit eigenen Lauten und eigenen Worten zu sagen — die fremden wenigstens so umgeformt und gemodelt, daß ihre Entlehnung nur dem Etymologen erkennbar bleibt — während die so ungleich reichere deutsche Sprache überall sich zu kläglichem Borgen entschloß, und zumeist bei der so viel ärmeren gallischen Schwester! Letztere ward vor ähnlichen Jämmerlichkeiten durch das Selbstgefühl Derer bewahrt, die sie sprachen, und hier ist wieder ein Punkt, wo wir das französische Vollbewußtsein zu loben haben, während wir die deutsche Selbstvergessenheit nicht genug tadeln können.

Wenn wir noch jetzt bemerken, daß in den Zeitungen und Wochenschriften fast jeder Satz durch Fremdwörter entstellt ist, so haben wir allen Grund, einen vernünftigen Purismus mit Wärme zu empfehlen. Mit einem „vernünftigen Purismus" meinen wir, daß es keineswegs unser Wunsch ist, jene Zeit nach den Freiheitskriegen wiederkehren zu sehen, wo man aus übertriebener Deutschthümelei längst eingebürgerte Fremdwörter zu verbannen bestrebt war, und weil die Nase ursprünglich aus dem Lateinischen stammte, statt ihrer „Gesichtserker" einzuführen beschloß. Mit solchen Lächerlichkeiten verschone man uns! Indeß wache ein Jeder darüber, daß er nicht ein Fremdwort gebrauche, für das er im Deutschen einen gleichguten und gleichbezeichnenden Ausdruck besitzt! Raumer geißelt in seinen „Briefen aus Paris und Frankfurt" die Neigung der Deutschen, Fremdwörter zu gebrauchen, durch folgende spöttische Bemerkung:

„Fragestellungen (neudeutsch Interpellationen genannt)."

Dieses borgende und jedes Selbstbewußtseins baare Verhalten, dessen sich die Deutschen nur zu lange schuldig machten, erinnert an den beschämenden Gegensatz der alten Römer, die wir aus einem gleichen Grunde noch an einer andern Stelle werden zu loben haben. Bestrebte sich doch Cicero, trotz seiner Bewunderung für die griechische Sprache und die griechische Literatur, im Lateinischen alles lateinisch zu sagen. So übersetzte er das griechische ἠθικός, das in der römischen Literatur bereits Aufnahme gefunden, durch moralis und begründete sein Verfahren durch folgende Erklärung: „Decet augentem linguam Latinam dicere moralem." Uebrigens haben, wie wir schon an Leibnitz rühmten, alle großen Männer eine vaterländische Ader, und sie dulden an keiner Stelle, daß das Heimische, sobald es sich würdig darzustellen weiß, durch das Auswärtige verdrängt werde. Wie Leibnitz mit all' seinem Scharfsinn darüber brütete, Mittel und Wege aufzufinden, um den Einmischungen Ludwig's XIV. in deutsche Angelegenheiten einen Riegel vorzuschieben, so lag ihm auch die Verbesserung und Bereicherung der deutschen Sprache sehr am Herzen. Er erstrebte in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" ganz dasselbe für die deutsche Sprache, was Cicero für die lateinische. Leibnitz wollte eine fremde Terminologie ganz und gar verbannen, und alle technischen Ausdrücke deutsch wiedergeben.

In diesem Eifer für deutsche Reinschreibung begegnete sich Leibnitz mit einem der Häupter der romantischen Schule. Denn Friedrich Wilhelm von Schlegel bethätigte am Abende seines Lebens einen fast radicalen Purismus. In der letzten Ausgabe seiner Werke strich er nämlich alle Fremdwörter, wenn sie nur irgendwie sich deutsch ausdrücken ließen. So verwandelte er Idee in Vorstellung, obgleich man hiergegen einwenden könnte, daß beide Begriffe sich nicht vollständig decken; statt „im Detail" sagte er „im

Einzelnen", was höchst billigungswerth war, und ähnlich verfuhr er an vielen andern Stellen.

Daß wir auf die Verbannung der Fremdwörter ebenso häufig zurückkommen, wie Cato auf die Zerstörung Carthago's, dazu zwingen uns leider noch täglich die beschämendsten Beispiele. Machte doch Athanase Coquerel in der Revue des deux mondes vom 1. Februar 1871 darauf aufmerksam, daß die Feldpostkarten, die man in Frankreich auf der Brust der in der Schlacht gefallenen deutschen Krieger gefunden, mehr französische als deutsche Wörter enthalten hätten. Die Wahrheit seiner Behauptung konnte er durch einfaches Hinweisen auf die in den Feldpostkarten aufgeführten Wörter nur allzu leicht veranschaulichen. Also: Karte — französisch; Armee-Corps — französisch; Division — französisch; Compagnie — französisch; Infanterie-Regiment — französisch; Cavalerie-Regiment — französisch; Batterie — französisch. Wer bei'm Lesen des so wohlverdienten Spottes von Seiten Athanase Coquerel's in Betreff der deutschen Entlehnungen aus der französischen Sprache sich nicht feierlich der Reinschreibung angelobt, der hat durch den gedankenlosen Gebrauch des Fremdländischen von Jugend auf jegliche Fühlung mit dem echt Vaterländischen verloren. Wie Mithridates seinen Magen an eine immer größere Menge von Gift gewöhnte, so haben sich in den Köpfen der Deutschen die weitesten Räume für Beherbergung fremdländischen und namentlich französischen Wortkrams gebildet. Es ist löblich, mehrere Sprachen zu sprechen, aber es ist vor allem nothwendig, seine Muttersprache bis auf den Grund zu kennen. Und wer die so schwierige deutsche Sprache vollkommen beherrschen will, und wer sich bestrebt, die überaus reiche deutsche Literatur einigermaßen in seinen geistigen Schatz aufzunehmen, indem er von den Hervorbringungen jedes Jahrhunderts wenigstens in Betreff des Vorzüglichsten Kenntniß nimmt, der hat bei der Kürze des Lebens für das Fremde nur wenig Zeit übrig.

Daß die Deutschen, die den Römern ihre Jurisprudenz entlehnten, sich nicht auch ihren Stolz auf ihre Muttersprache aneigneten! Die Römer, die sich so würdevoll in ihre Toga zu hüllen wußten, verlangten überall in den unterworfenen Ländern, wie Valerius Maximus uns berichtet, in der Sprache des herrschenden Volkes, mithin in ihrer eigenen, angeredet zu werden. Auch die Griechen, trotz des Ruhmes ihrer einzigen Literatur, mußten sich zu der Anrede im Lateinischen entschließen. Die Deutschen dagegen in ihrer zu großen Gutmüthigkeit beflissen sich, als die Franzosen sie während der Emigration überschwemmten, auf's Angestrengteste, den Fremdlingen in ihrer Sprache zu antworten. Zum Danke wurden sie von den übermüthigen Franzosen ausgelacht, wenn sie sich hier und da Blößen gaben. So sagte einst Rivarol, als er während eines Abendessens in Hamburg ein Witzwort von Stapel gelassen und bemerkte, daß mehrere Mitglieder der Gesellschaft unter einander flüsterten, weil ihnen das eigentliche Salz der Rede entgangen war, so sagte einst Rivarol mit spöttischem Zucken der Mundwinkel zu einem französischen Landsmanne: „Voyez-vous ces Allemands? Ils se cotisent pour entendre un bon mot.“

Ja, die Deutschen hatten ganz das Bewußtsein verloren, daß sie eine der reichsten und ursprünglichsten Sprachen zum Pathengeschenke erhalten. Die größte Schuld an dieser traurigen Vergessenheit trugen die Höfe und die vornehme Gesellschaft. Klopstock klagt mit Recht darüber, daß „Die, welche man an Höfen sieht und manchmal so ziemlich blindlings für die besten hält“, die deutsche Sprache so stiefmütterlich behandelten. Für Klopstock's Zeit war diese Klage unbedingt berechtigt, auch für Jahrhunderte, die hinter ihm lagen. Doch stößt man hier und da, wenngleich leider selten, auf rühmliche Ausnahmen, wo Deutsche ihre Muttersprache durch falschen Aufputz nicht entstellten. So gab der als Romanschriftsteller gegen das Ende des siebzehnten und im Anfange des

achtzehnten Jahrhunderts blühende Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel sich die größte Mühe, den zu seiner Zeit wie eine Seuche verbreiteten französischen Redensarten wo möglich ganz aus dem Wege zu gehen. In seinem Roman: „Die römische Octavia", der sieben Bände zählte, gelang es ihm, seinen Vorsatz durchzuführen. In sämmtlichen sieben Bänden findet man kein einziges französisches Wort.

Der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel war also der „guten Scribenten" einer, der, ohne die Vorschriften des späteren Klopstock gehört zu haben, für die Reinheit der deutschen Sprache sich abmühte. Gegen die deutsche Sprache waren übrigens außer dem großen Friedrich sonst noch die größten Geister*) häufig ungerecht. So auch Goethe, obgleich er in der deutschen Sprache das Höchste leistete. Wäre nun das Verhältniß zwischen Klopstock und Goethe nicht bereits ein gespanntes gewesen, weil die Ermahnungen, die der Dichter der „Messiade" an den Dichter des „Werther" wegen seines wilden Treibens in Weimar gerichtet hatte, nicht gerade mit Unterwerfung aufgenommen wurden, so wäre es seit den „römischen Elegien" zwischen den Beiden dennoch zum Zwiespalte gekommen. Denn der vaterländische Klopstock war

*) Außer der Gleichgültigkeit der größten deutschen Geister hatte die deutsche Sprache während einer langen Zeitperiode die gesammte deutsche Geistlichkeit — nach der Reformation trifft dieser Tadel meist nur den katholischen Klerus — zu hochmüthigen Gegnern. Die Geistlichen nannten die deutsche Sprache eine „lingua agrestis". Auch die deutschen Philologen versündigten sich gegen ihre Muttersprache auf's Gröblichste. Deshalb war Klopstock's Abneigung gegen Ernesti eine berechtigte. Hatte Letzterer sich doch über die deutsche Sprache geringschätzig ausgedrückt und sie „Frau Muttersprache" genannt! Ueberhaupt donnert Klopstock gegen die Scholiasten wegen ihrer Vernarrtheit in die alten Sprachen und wegen ihres verkehrten Glaubens, daß die deutsche Sprache für viele Gedanken nicht den passenden Ausdruck darbiete. Entrüstet ruft er aus: „Und zu glauben, die wahre, innere, tiefeingeprägte Kraft und Schönheit des deutschen Geistes könne durch unsere Sprache nicht ausgedrückt werden!"

betrübt und empört zugleich, daß Goethe in den römischen Elegien darüber klagte, „die deutsche Sprache habe sich unüberwindlich gezeigt“ und ihn verhindert, ein wahrhafter Dichter zu werden. In einem Gespräche mit Delbrück strömte Klopstock den Zorn aus, der durch diese Goethe'sche Aeußerung in ihm erweckt worden, eine Aeußerung, die ihm wie Landesverrath erschien. Freilich machte sich auch Schiller einer lieblosen Bemerkung in Bezug auf die deutsche Sprache schuldig. Denn in seiner „Vorerinnerung“ zu der Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneide behauptet er, „daß der römische Dichter von seiner Sprache unstreitig weit mehr unterstützt werde, als der deutsche von der seinigen hoffen könne“; ferner betont er die „angestammte Härte“ der deutschen Sprache; ja, zuletzt bedenkt er die deutsche Sprache mit folgenden höchst unschmeichelhaften Beiwörtern: „schwankend, unbiegsam, breit, gothisch, rauhklingend.“

Uns däucht, daß Schiller sich noch liebloser über die deutsche Sprache äußerte, als Goethe, mithin in dieser Beziehung von Klopstock einen noch herberen Tadel verdiente.

Was würde Klopstock vollends gesagt haben, wenn sein Ohr noch durch eine Aeußerung Heinrich Laube's wäre beleidigt worden! Konnte sich Letzterer doch entschließen, über den Mißklang der deutschen Sprache folgendes zu äußern:

„Es fiel mir ein, wie oft man in Deutschland lacht über des Franzosen Unfähigkeit, unser „Hauch“ und „fürchterlich“ auszusprechen, und wie man niemals bedenkt, daß ihn unsre Sprache so mißklingend abschrecken kann, wie mich das semitische Gezisch in Afrika.“

Freilich waren nicht alle deutschen Dichter und Schriftsteller gegen die deutsche Sprache ungerecht, die es ihnen doch ermöglichte, so viel Schönes und Hohes der Welt zu verkünden. Denn nicht blos Gellert in seiner berühmten Unterredung mit Friedrich dem

Großen, sondern auch der sonst steifleinene Gottsched, der ebenfalls zu dem Freunde Voltaire's*) war befohlen worden, auch Gottsched vertrat die Schönheit und den Wohlklang der deutschen Sprache. Friedrich der Große bemerkte unter andern gegen den Leipziger Professor, wie „rival“ im Deutschen durch Nebenbuhler so häßlich wiedergegeben werde: „Welch' fataler Ton, Buhler!“ rief der König aus. Gottsched erwiderte hierauf: „Ew. Majestät erlauben, die französische Sprache hat das Wort „boule“ ebenfalls, und Sie werden einräumen, daß die deutsche „Liebe“ bei weitem süßer klingt, als das französische „amour“.

Gottsched hätte noch manche deutsche Wörter anführen können, die durch ihren bloßen Klang schon poetisch wirken. So: Thräne, Heimweh, Abendroth.

Hören wir jetzt einige Ausländer, die sich über die deutsche Sprache gerechter ausdrücken, als ihre eigenen Söhne! So sagte der gemüthsinnige Norweger Henrik Steffens, der sich der deutschen Sprache ebenso geschickt zu bedienen wußte, wie es der Franzose Chamisso verstand, zu ihrem Ruhme folgendes:

„Selbst die deutsche Sprache, das edle Gefäß reiner Gedanken, hatte für mich einen unendlichen Reiz, einen wunderbar tiefen Klang. Keine andre, schien es mir, tönte so voll aus der innern Hülle eines tief bewegten Daseins hervor, keine andere schmiegte sich so fügsam, so voll an den schärfsten Gedanken, wie an den freien und zarten Wuchs der blüthenreichsten Poesie.“

Am wohlthuendsten ist es allerdings, wenn ein Franzose sich mit Begeisterung über die deutsche Sprache äußert. (Versteht Frankreich doch so selten, gegen das Ausland gerecht zu sein!) Freilich geschah es vor dem großen Völkerkampfe von 1870—1871,

---

*) Voltaire begegnete sich mit Karl V. in verächtlichstem Urtheile über die deutsche Sprache. Er sagte nämlich: „Die deutsche Sprache und alle Diejenigen, die sich ihrer bedienen, sind nur zu Unterhaltungen mit Pferden befähigt.“

daß Philarète Chasles, der sich auf das Deutsche für einen Franzosen vortrefflich versteht, unsre Sprache fast ebenso hochstellte, wie es nur Klopstock je gekonnt.

Zum Glück haben wir außer Klopstock noch andere berühmte Deutsche, die von ihrer Muttersprache Gutes redeten, so daß wir nicht zu einem Norweger und Franzosen flüchten müssen, um zu vergessen, wie Goethe, Schiller und Laube so lieblos über sie aburtheilten. Daß Klopstock, wie wir bereits erwähnten, sich mit Begeisterung über die deutsche Sprache äußerte, beweisen unzählige Stellen in seiner deutschen Gelehrtenrepublik. Aus Klopstock's Epigrammen ergiebt sich, daß er die deutsche Sprache weit über die französische stellte. In dem „An Boileau's Schatten" überschriebenen Epigramme sagt er, daß, wenn die französische Sprache trotz „ihrer doppelten Kümmerlichkeit" mit dem Blicke des Stolzes auf die deutsche herabsehe, sich diese ein Lächeln des Mitleids nicht versagen könne. Klopstock rühmt dann an einer andern Stelle, daß „Bildsamkeit ein Hauptzug sei, der die deutsche Sprache von der französischen unterscheide," und daß die „freiere nicht Satzungen folgen dürfe, die sie zur gegängelten Sclavin erniedrigen würden." Voller Stolz behauptet er endlich in einem andern Epigramme:

„Unsere Sprache bedarf der Aehnlichkeit nicht mit Hellänis,
Um die schönste zu sein der europäischen Sprachen!"

Die kluge Caroline von Humboldt nannte die deutsche Sprache ebenfalls „die schönste und kräftigste von allen." Dies ist nun so gut, als ob Wilhelm von Humboldt, der große Kenner der Sprachen, es selber gesagt hätte. War doch das Verhältniß der beiden Ehegatten eins der innigsten, war doch ihr gegenseitiger Gedankenaustausch ein überaus reger, und würde doch die vorsichtige Caroline mit einem Ausspruche, der so außerordentliche Kenntniß voraussetzte, sich nimmermehr hervorgewagt haben, wäre sie nicht durch eine

Aeußerung ihres berühmten und zum Urtheilfällen auf linguistischem Gebiete wohlberechtigten Gatten hierzu gekräftigt worden.

Während ein berühmter Dichter, wie Klopstock, und die kluge Gattin eines hervorragenden Gelehrten und ausgezeichneten Staatsmannes, wie Frau von Humboldt, sich mit solcher Begeisterung über die deutsche Sprache äußerten, hatte der Kaiser Karl V. in Betreff derselben nur verächtliche Ausdrücke. Er sagte nämlich: „Ich spreche mit Gott spanisch, mit den Damen französisch, mit meinen Pferden deutsch.“ Und durch die Wahl des deutschen Volkes hatte er die erste Würde der Christenheit erlangt! „Dank vom Hause Oesterreich!“

Nennen wir nach Caroline von Humboldt noch einen Dichter der Neuzeit, der von der Herrlichkeit der deutschen Sprache in vollsten Tönen sang; wir meinen Emanuel Geibel. In jenen Tagen, wo die Dänen wagen durften, den Schleswig-Holsteinern die deutsche Sprache zu verbieten, sang er von ihrer Herrlichkeit, wie folgt:

„O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen,

Mit ehrnen Banden hältst du uns umschlungen,
Und alle, die du zählst zu deinen Söhnen,
Daß keiner sich dem Machtspruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut in's Ohr gedrungen.“

Als Deutschland mächtig dastand, war auch seine Sprache geachtet. Friedrich der Rothbart, einen rühmlichen Gegensatz zu Friedrich dem Großen bildend, stellte die deutsche Sprache so hoch, daß, obgleich mehrere fremde Idiome ihm geläufig waren, er mit den Gesandten fremder Völker doch nur durch Dolmetscher verkehrte. In dem Stolze auf die deutsche Sprache fand Kaiser Friedrich an dem Feldmarschall Blücher einen würdigen Nachfolger.

Als Blücher nämlich nach der Schlacht von Waterloo mit Windesschnelle auf Paris losmarschirte und mit dem Marschall Davoust wegen der Räumung der Hauptstadt zu verhandeln hatte, da wollte er durchaus, daß die französischen Noten, die er in seinem Hauptquartier empfing, deutsch sollten beantwortet werden. Doch die Umgebung Blücher's theilte nicht das deutsche Hochgefühl des greisen Siegers, und so mußte er sich einmal wieder den Federfuchsern fügen, die überdies schon nicht allzugut bei ihm angeschrieben waren. Wovon der Fürst Blücher im Jahre 1815 zu seinem lebhaftesten Bedauern abstehen mußte, das ward von dem Fürsten Bismarck in der bei ihm gewohnten kräftigen Weise durchgeführt: die nach Paris abgesandten Noten sind in deutscher Sprache abgefaßt.

Haben wir uns nun nach so mannigfachen Betrachtungen über die deutsche und französische Sprache zu entscheiden, welcher von beiden der Vorrang gebühre, so möchten wir sagen, daß die Natur mehr für die deutsche gethan, die Menschen dagegen mehr für die französische. Mit andern Worten: die deutsche Sprache ist reiner und reicher, als die französische; letztere aber empfing eine sorgfältigere Pflege. Die deutsche Sprache glich während mehrerer Jahrhunderte einem Sänger mit der herrlichsten, umfangreichsten Stimme, der aber Naturalist geblieben und dem wunderbaren, ihm zum Pathengeschenke gemachten Edelsteine keinen Schliff zu Theil werden ließ. Die französische Sprache dagegen erinnerte an eine Stimme, die ursprünglich wenig ausgiebig war, auch keines hellen Metallklangs sich erfreute, die aber durch größten Fleiß und höchste Kunst ihre Mittel so zu erweitern und zu so blendenden Wirkungen zu gestalten wußte, daß die reicher ausgestattete, aber ihr Besitzthum nicht gehörig verwendende, deutsche Sprache zeitweise gänzlich durch sie in Schatten gestellt ward. Um Sonne und Wind gleich zu vertheilen, dürfte man vielleicht behaupten, daß die französische

Prosa es zu größerer Feinheit, Durchsichtigkeit und Bestimmtheit gebracht hat, während wiederum die deutsche Poesie die französische an Erhabenheit, Innigkeit und wunderbaren Naturlauten weit überragt.

Spendeten wir eben der Klarheit, Kürze und Anmuth der französischen Prosa unsere höchste Anerkennung, so verletzt es uns doch ein wenig, sie von einem Franzosen überschwänglich loben zu hören. (Freilich sollte man an das Selbstlob der eitlen Gallier sich endlich gewöhnt haben.) Diese Ueberhebung in Bezug auf eigene Leistungen geschieht nun durch Herrn George Perrot, der in der Revue des deux mondes den Satz aufstellt, die attische Prosa sei in der Neuzeit nur durch die französische Prosa erreicht worden.*)

Unsere obige Behauptung in Betreff der französischen Poesie drückt bereits Voltaire mit viel stärkeren Worten so aus: „Oserai-je le dire? C'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poëtique.“

Die französische Sprache, ein durchaus ausreichendes Werkzeug für den Genius des sie sprechenden Volkes, brauchte nicht poetisch zu sein, weil dieses selbst nicht poetisch war. Deshalb fehlt der französischen Sprache das Epos, das ja eine Dichtung des ganzen Volkes ist; es fehlen ihr überhaupt jene tiefpoetischen, oft dem untern Volksleben entnommenen Gestalten, wo ein in rührend inniger Weise sich aussprechendes Innere einen verklärenden Schein wirft über die niedern äußern Verhältnisse. Die Franzosen, zu verständig, um ihrem Sprachmateriale etwas zuzumuthen, was es nicht leisten konnte, haben denn auch in ihren literarischen Schöpfungen nur

*) Ce n'est pas un médiocre honneur pour Gorgias, Protagoras, Prodicos et leurs élèves que d'avoir pris une telle part à l'élaboration de cette prose attique qui, comme instrument d'analyse et de civilisation, n'aura de rivale au monde que la prose française.

selten Personen aus den niedern Ständen zu ihren Helden gemacht, da sie nicht die Mittel besaßen, diese mit jener poetischen Innerlichkeit auszustatten, wodurch sie in germanischen, von poetischen Völkern gesprochenen Idiomen von anziehendstem Reize werden. Die Franzosen wählten ganz richtig Gestalten aus den höhern und höchsten Kreisen, die durch das Aussprechen würdiger Gedanken und feiner Gefühle — mochte dies zuletzt auch auf's kühle Akademische hinauslaufen — einer gewissen Wirkung stets sicher bleiben, verfehlen sie immerhin die mächtige Herzenserschütterung. Nachfolgende Aussprüche Jean Paul's kennzeichnen die französische Poesie sehr richtig, wenigstens diejenige, welche vor Chateaubriand, Frau von Staël und der romantischen Schule liegt, und die in dem Zeitalter Ludwig's XIV. ihren Höhepunkt fand. Jean Paul sagt nun:

„Kurz, die französische Menschheit treibt und trägt in den Kunstwerken nichts, als Fürsten, Helden und Adel, kein Bei- und Unterwerk von Volk, so wie die Bäume um Neapel den, der sich in der Hitze darunter setzt, nur mit Blüthen beschatten, nicht mit Blättern, weil keine darunter hängen."

Dann an einer andern Stelle:

„Das helle Wasser ihrer Poesie wird immer das dunkle, aber feuerhaltige Oel der unsrigen als zu leicht und unvermischbar ausstoßen. Oder auf eine andre Weise: da überall bei ihnen das Auge mehr herrscht, und bei uns das Ohr — sie Schwerhörigen wollen ihre Dichterpfauen mit ihren glänzenden Schwanzspiegeln und Augen und dem bis an die Flügel gerückten Schweifrade, ungeachtet der etwas schlechten Töne und Füße derselben, behalten, so wie wir Schwersichtigen unsre unscheinbaren Dichterlerchen und Nachtigallen mit ihren Liedern in den Wolken und in den Blüthen vorziehen."

Auch folgende Aeußerung Jean Paul's über französische Poesie und das mangelnde Verständniß der Franzosen für die deutsche Dichtung enthält viel Wahres:

„Was soll ein Franzose für Freude an Literaturen und Dichtkünsten haben, die so nackt wie ungefallene Eva's oder Grazien vortreten, er, der aus einer Dichter-Assemblée herkommt, wo jeder sogar den Gottestischrock und das Sterbe- und Trauerkleid mit Trobbeln und Tressen besetzt und gut parfümiert."

Nachdem wir die Sprache des deutschen und französischen Volkes, sowie die aus ihnen hervorgegangenen Literaturen, mit einander verglichen, möchte jetzt wohl die Frage an der Zeit sein, welche von den beiden Nationen in ihren sämmtlichen Stämmen und Provinzen durch einen gemeinsamen geistigen Schatz und eine gemeinsame Geschichte, die nach vielen Jahrhunderten zählt, am festesten zusammengewachsen, und wo der Einklang der Gemüther der größere sei.

Es ist nun von der wunderbaren Hogomenität der französischen Bevölkerung unendlich viel gesprochen worden; doch steht es hiermit, bei Lichte besehen, keineswegs so günstig, wie gemeiniglich angenommen wird. Jene übertriebene Centralisation, wie sie in Frankreich seit dem ersten Kaiserreiche besteht, vermöge welcher die Minister von Paris aus das ganze Land, das von selbstständigen Gemeinden keine Ahnung hat, willenlos leiten, jene Centralisation*),

*) Niemals ist wohl eindringlicher und beredter gegen die französische Centralisation gesprochen worden, als in einem Berichte des herrlichen Malesherbes an Ludwig XVI., als dieser gutmüthige, aber wenig begabte König das Glück hatte, einen der umsichtigsten und besten Männer Frankreichs als Minister zu besitzen. Freilich duldeten die Höflinge einen Minister, der die Lasten des Volkes erleichtern wollte, nicht lange an seinem Platze. Malesherbes sagt nun in seiner Vorstellung an den König:

„Il restait à chaque corps, à chaque communauté de citoyens le droit d'administrer ses propres affaires — droit que nous ne disons pas qui fasse partie de la constitution primaire du royaume, car il remonte bien plus haut;

die durch Drähte das ganze Heer von Beamten (Marionetten) lenkt, welche ihrerseits die trägen Volksmassen modeln und formen, ließ an eine wunderbare Uebereinstimmung der Geister in Frankreich glauben, während es doch nichts war, als das dumpfe und stumpfe Hinleben von Millionen. Die große Masse des Volkes, weil seit vielen Jahren alles ohne sie abgemacht ward, hatte den Gedanken an die Möglichkeit, sie könnte ein Ding aus sich heraus anfassen und zur Vollendung bringen, vollkommen eingebüßt. Sind die Millionen in den Provinzen allerdings insofern gute Franzosen, als sie unweigerlich den von Paris kommenden Befehlen Folge leisten, so haben sie doch in tiefster Seele ihre Abneigungen und Zuneigungen bewahrt, und die Bewohner von Languedoc und Provence*) fühlen sich von den Nordfranzosen, namentlich von den kalten, berechnenden Normannen, nicht blos nicht angezogen, sondern sogar

c'est le droit naturel, c'est le droit de la raison. Cependant il a été enlevé à Vos sujets, Sire, et nous ne craindrons pas de dire, que l'administration est tombée à cet égard dans des excès qu'on peut nommer puérils.

Depuis que des ministres puissants se sont fait un principe politique de ne point laisser convoquer d'assemblée nationale, on en est venu de conséquences en conséquences jusqu'à déclarer nulles les délibérations des habitans d'un village, quand elles ne sont pas autorisées par l'Intendant — en sorte que si cette communauté a une dépense à faire, il faut prendre l'attaché du subdélégué de l'Intendant, par conséquence suivre le plan qu'il a adopté, employer les ouvriers qu'il protège, les payer suivant son arbitraire — et si la communauté a un procès à soutenir, il faut aussi qu'elle se fasse autoriser par l'Intendant. Il faut que la cause soit plaidée à ce premier tribunal avant d'être porté devant la justice, et si l'avis de l'Intendant est contraire aux habitans, ou si leur adversaire a du crédit à l'Intendance, la communauté est déchue de faculté de défendre ses droits.

Voilà, Sire, par quels moyens on a travaillé à étouffer en France tout esprit municipal, à éteindre, si on le pouvait, jusqu'aux sentimens de citoyen — on a, pour ainsi dire, interdit la nation entière et on lui a donné des tuteurs.

*) Frau Louise Collet sagte zu dem Cardinal Antonelli: „Je suis née en Provence; je suis donc presque Italienne par le sang. Je me sens plus de confraternité avec les Italiens qu'avec les Normands par exemple, race anglaise et froide."

abgestoßen, während umgekehrt der Normanne mit seiner englischen Bedächtigkeit, sowie der ernste und oft schwermüthige Sohn der ehemaligen Vendée, von der quecksilbernen Beweglichkeit und dem vulcanischen Natürell ihrer südlichen Landsleute nicht wohlthätig berührt werden.

Ueberhaupt ist der Nordfranzose von dem Südfranzosen*) weit mehr unterschieden, als der Ostpreuße von dem Badenser, und die Homogenität Deutschlands, wenn dieses erst ein Menschenalter unter dem zusammenhaltenden und ausgleichenden Kaiserthume gelebt hat, wird dann viel größer sein, als sie je in Frankreich bestand. Die diesseits und jenseits der Loire wohnenden Franzosen sind in Bezug auf Aeußeres und Inneres wesentlich verschieden. Wie sehr die Südfranzosen der von Norden, namentlich von Paris aus, betriebenen Gleichmacherei widerstreben, davon haben wir in literarischen Erzeugnissen hohen Ranges, die von Kindern der Langue d'Oc gedichtet wurden, vollgültige und beredte Zeugnisse. Es giebt im Süden Frankreichs entschieden eine occitanische Nationalität, die ebenso wenig wegzureden ist, als die Ruthenen Galiziens, obgleich man vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren meist zu behaupten pflegte, diese existirten gar nicht und seien von dem Grafen Stadion erfunden worden, um den Polen ein Paroli zu biegen. Ja, die occitanische Nationalität nimmt einen ganz andern Raum ein, als die Ruthenen; denn, während diese, etwas mehr als ein Drittel in Galizien bildend, in Bezug auf Bildung und Wohlhabenheit gegen die Polen gewaltig zurückstehen, verbeitet sich die occitanische Nationalität über den ganzen schönen Süden Frankreichs und ist

*) Aus einem Berichte Pückler-Muskau's geht hervor, wie die niedern Classen der Provence das schriftmäßige Französisch gar nicht verstehen. Er erzählt:

„Auf mein Rufen erschien ein junger Mann mit einer Laterne, der mich in provençalischer Sprache anredete; ich benachrichtigte ihn auf Französisch von meiner Noth, er verstand mich aber nicht, und erst nach langer Mühe gelang es, uns durch Zeichen einander verständlich zu machen."

reich an anmuthigen und poetischen Elementen. Sie wird freilich von den aus dem Norden kommenden Beamten über die Achsel angesehen und ihr Dasein vollständig geleugnet. Doch durch Todtschweigen Derer, die ein Interesse an dem Nichtvorhandensein eines Dinges haben, wird dasselbe nicht aus der Welt gebracht, namentlich nicht ein so lebensvolles Geschöpf, wie die occitanische Nationalität. Ihr gehören über ein Viertel der Bewohner Frankreichs an, und diese zehn Millionen erscheinen in ihrer Art und Weise zu sein häufig mehr spanisch und italienisch, als französisch. Das Occitanische oder, wie wir es mit dem bekannteren Namen nennen wollen, das Provenzalische ist keineswegs ein bloßer Dialect, wie auch Macaulay annimmt, sondern eine eigene selbstständige Sprache. Wie die Deutschen in der Sprachforschung das Erstaunlichste leisteten, so hat auch Friedrich Diez in seiner Grammatik der romanischen Sprachen dem Provenzalischen die Selbstständigkeit einer eigenen Sprache siegreich erstritten, so daß hierüber bei den Stimmberechtigten in Zukunft keine Meinungsverschiedenheit mehr statthaben kann. Natürlich hat eine selbstständige Sprache auch selbstständige Literaturerzeugnisse aufzuweisen, und die der Langue d'Oc sind duftig und süßberauschend, wie der schöne Himmel, der sie hervorrief. Unter den provenzalischen Dichtern führen wir zuerst Jasmin an, nicht als ob er der größte unter den Sängern der Langue d'Oc wäre, sondern weil wir da einen Namen nennen, der den meisten Literaturfreunden gleich traut in's Ohr klingt. Eine wie weite Geltung übrigens Jasmin im Süden hatte, beweist der Umstand, daß, als Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche seine große Reise durch Frankreich machte, um das Volk für das Kaiserreich zu gewinnen, man in der Umgebung des Prinz-Präsidenten sich große Mühe gab, den volksbeliebten Dichter zu einigen huldigenden Versen für den Mann des zweiten Decembers zu veranlassen. Und wie Jasmin mit den Jahren immer mehr und mehr in den

Herzen der Südfranzosen Wohnung genommen, das ersah man an den Huldigungen, die seinem gefeierten Namen dargebracht wurden, als man in Agen sein Standbild errichtete. Da der Dichter am besten von Denen verstanden wird, die nicht blos in des Dichters Land gehen, sondern dort wohnen, so ward auch Jasmin auf's Schwungvollste von Mistral gefeiert, wie Chateaubriand von Béranger, wie Delavigne von Lamartine, wie Schiller von Goethe.

Mistral, sich nicht der französischen Akademie und den Nordfranzosen anbequemend, nennt seinen berühmten Landsmann „Jansemin" — so heißt er in der Langue d'Oc, und nicht Jasmin, wie er gemeiniglich, nach dem Pariser Beispiel, geschrieben wird — Mistral bezeichnet in seiner dichterischen Anrede aus dem Frühlinge des Jahres 1870 Jansemin als „den großen Troubadour des Südens". Nachdem Mistral in schwungvollen Versen der Gascogne gedacht, daß sie ohne Furcht vor den Maßregelungen, woran es die einheitswüthigen Nordfranzosen nicht fehlen gelassen, ihre alte Sprache bewahrt, nach diesem Danke gegen die engeren Landsleute wendet er sich voller Zorn gegen das alles selbstständige Leben ertödtende Paris, das er das „insolente" nennt, was wahrlich keine poetische Uebertreibung, sondern eine einfach richtige Bezeichnung ist. Mistral führt nun aus, daß, als es fast den prosaischen Männern des Nordens, den alles auf einen Ton stimmenden Dirigenten im Orchester der Hauptstadt, gelungen sei, die süßen, melodischen Laute des Südens verstummen zu machen, daß sich da plötzlich von Agen — dem Geburtsorte Jansemin's — ein solcher Strom von Poesie ergossen, daß von Bordeaux bis nach Marseille die ganze, herrliche Gegend im Glanze geschwommen. Wie lebhaft Mistral den Unterschied zwischen dem Nord- und Südfranzosen fühlt, geht daraus hervor, daß er den ersteren als „Franchimand" bezeichnet, gleichwie die Vlamingen Belgiens, die gegen die ihre Nationalität unterdrückenden Wallonen den tiefsten Haß fühlen, beflissen sind, diese

mit „Fransquillons", was von einem Schimpfworte nicht allzu entfernt ist, als von sich gründlich verschieden hinzustellen. Mistral schaut mit einem weit liebevolleren Auge über die Pyrenäen, als über die Loire, denn die Nordfranzosen verstehen nicht die Langue d'Oc, wohl aber die Catalanen. Deshalb singt er:

„Alles, was von den hohen Gipfeln, die euch gehören, von der Stirn der Pyrenäen das Auge uns zeigt, Catalanisch oder Gasconisch, versteht unsere Sprache. Von den Bergen, auf flachem Wege, sehe ich gebräuntes Volk sich bewegen, und die Kronen der Lebenden und Todten regnen auf das Standbild Jansemin's. Denn unsre Todten, unsre Väter und unsre heiligen Rechte als Volk und als Dichter, die gestern der Fuß des Usurpators niedertrat, und die mißhandelt klagten, jetzt leben sie ruhmvoll! Jetzt treibt Blüthen die Langue d'Oc zwischen ihren beiden Meeren. O, Jansemin, du hast uns gerächt."

Schon im Jahre 1867 hatte Mistral sehr deutlich zu erkennen gegeben, daß er sich den Catalanen verwandter fühle, als den Nordfranzosen. In einem ausgezeichneten Gedichte nämlich, welches „Die Gräfin" betitelt ist, hatte er die Bruderhand über die Pyrenäen hinübergestreckt, und zwar dem Catalanen Don Victor Balaguer. Wandelte dieser Spanier doch mit ihm auf gleichem geistigen Pfade. Denn Don Victor Balaguer, der als Dichter und Cortesdeputirter in Spanien eine weitgehörte Stimme hatte, kämpfte ebenfalls gegen die von Madrid aus betriebene Verwischung aller provinziellen Eigenthümlichkeiten, wie Mistral gegen die jede Besonderheit austilgende Centralisation von Paris. Freilich winkte dem Don Victor Balaguer größere Aussicht, mit seinem Widerstande siegreich durchzudringen, als Mistral, da die Landsleute des ersteren noch nicht zu einer solchen Gleichförmigkeit herabgebracht sind, wie die schneller zu drillenden und leichter in eine bestimmte Form zu zwängenden Franzosen. Mistral wird nun wohl viele Bewunderer seines schönen

Gedichts gefunden haben, aber wenige kräftige Anhänger, die geneigt und befähigt wären, das selbstständige Leben Südfrankreichs auf's Neue erstehen zu lassen. Daß Mistral dies dunkel fühlt, geht aus dem klagenden Refrain hervor: „Ach, wenn sie mich zu verstehen wüßten! Ach, wenn sie mir folgen wollten!" Uebrigens weiß Mistral es schön zu schildern, wie prächtig und herrlich es einst ausgesehn in Südfrankreich. Er singt von der Provence:

„Sie hatte hundert feste Städte, sie hatte zwanzig Seehäfen; der Oelbaum vor ihrer Thür schattete süß und klar; und alle Frucht, die die Erde trägt, blühte innerhalb ihrer Grenzen."

Nachdem Mistral in zauberischen Farben es ausgemalt, wie schön früher die Provence gewesen, schildert er den ihr von Nordfrankreich angethanen Zwang und die an ihr durchgeführte geistige Knebelung. Zu trauernden Weisen übergehend, singt er:

„Ihre Schwester, ihre Stiefschwester, um ihr Gut zu erben, hat sie eingesperrt hinter Mauern, hinter die Mauern eines Klosters, wo sie fest verschlossen ist von Advent zu Advent."

Wenn Malesherbes in beredter Prosa gegen die französische Centralisation geeifert, so bringt Mistral in den schwungvollsten Versen und in greifbarster Deutlichkeit den Unsegen und die Eintönigkeit zur Anschauung, die man versucht durch das von Paris her betriebene Reglementiren auch über das ursprünglich so farbenreiche und lebensvolle Südfrankreich auszubreiten. Wie es in Nordfrankreich langweilig und poesielos zugehe, macht er durch folgende Schilderung sehr anschaulich:

„Dort sind Junge und Alte gleicherweise gekleidet mit Kapuze von weißer Leinwand und mit schwarzer Kutte, dort regelt dieselbe Glocke alles gemeinsam."

In einem zweiten Epos „Calendau", das gleichfalls im Jahre 1867 erschien, spricht Mistral in nicht minder lebhafter Weise seinen Schmerz aus, daß sein geliebtes Südfrankreich von den

nördlichen Brüdern so um alle Lebensfrische und Ursprünglichkeit gebracht worden. Ja, er scheut sich sogar nicht, die Nordfranzosen mit nackten Worten als „les envahisseurs du nord“ zu bezeichnen. Dann spricht er in einer Anmerkung zu dem ersten Gesange seines Epos mit trotziger Entschiedenheit sich dahin aus, daß, falls die Vereinigung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen sich nicht vermeiden ließ, es doch besser gewesen wäre, wenn sie sich in anderer Weise vollzogen hätte. Nach seiner Ansicht hätte es ausgereicht, wenn der Süden Frankreichs mit dem Norden nicht enger, als durch einen Staatenbund, vereinigt worden. Mit deutlichen Worten sagt er, daß er gewünscht hätte, „que la fusion n'allât pas au-delà de l'état fédératif.“

Da die Franzosen, wie die alten Griechen, sämmtliche Völker im Vergleich zu sich als „Barbaren“ betrachten (Herr Gambetta hatte ja die Frechheit, in einer Proclamation die Deutschen als „Barbaren“ zu bezeichnen) so muß es ihnen nicht allzu angenehm in die Ohren geklungen haben, als sie aus ihrem eigenen Schooße mit dieser nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnung bedacht wurden. Mistral nun, also einer der begabtesten Südfranzosen, bezeichnet seine Landsleute im Norden als „Barbaren“. Seine Worte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, lauten:

„Es ist immer ein großes Unglück, wenn wegen Ueberrumpelung die Civilisation der Barbarei den Vortritt lassen muß, und der Triumph der „Franchimands“ (Nordfranzosen) verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte.“

Mistral sagt also den centralisirenden Nordfranzosen im Namen seiner engern Landsleute zweierlei:

1) Wir wünschten mit euch einen Staatenbund, aber keinen Einheitsstaat zu bilden.

2) Durch die Vereinigung mit euch wurden wir in der Civilisation um zwei Jahrhunderte zurückgeworfen.

Daß Mistral als treuer Dolmetsch, wenn auch nicht aller, doch vieler Südfranzosen spreche, ist nicht zu bezweifeln. Auch war ja einer der Hauptvorwürfe gegen die Girondisten, diese talentvollen Kinder der Langue d'Oc, daß sie den eisernen Ring, der ganz Frankreich umschlossen hielt, zersprengen wollten. Bekanntlich wurden sie von dem Einheitsfanatiker des Nordens wegen ihrer centrifugalen Neigungen auf's Schaffot geschickt. Jedenfalls bezeugen die schwungvollen Verse Mistral's, in denen er, wie jeder begabte Dichter, nicht eine vereinzelte Ansicht, sondern den Herzschlag einer Mehrheit zum tönenden Ausdrucke bringt, die deutlich ausgesprochene Abneigung der Franzosen gegen das, alles in eine Form gießende Nordfranzosenthum, wie es mit der „wundervollen Homogenität" Frankreichs gar nicht so glänzend bestellt ist.

Und wie wir aus der Provence eine sehr zu beachtlende Stimme vernehmen, die keineswegs davon zeugt, daß sämmtliche Franzosen überaus glücklich seien, auf ihr Haupt die in Paris erfundene Kopfbedeckung setzen zu müssen, so sind auch die Deutschen in Elsaß-Lothringen, sowie die Vlamingen in den nordöstlichen Departements nicht ganz und gar aus französischem Teige geknetet. Im Gegentheile haben, wie dies auch ganz natürlich ist, da die Stammeseigenthümlichkeiten ja nicht damit erlöschen, wenn der Bruchtheil eines großen Volkes von eigener Sprache, Sitte und Empfindungen mit einem andern großen Volke politisch zusammengeschweißt wird, diese zu Frankreich hinübergerissenen Deutschen, wie ihr Blut und ihren äußern Habitus, so auch ihre Gedankenwelt ganz im Einklange mit dem geistigen Grundtone des Mutterlandes erhalten. Freilich sich selber unbewußt. Sie haben, weil sie nur selten Ehen mit Französen und Französinnen eingingen, in dem Aussehn der Männer und Frauen treu den germanischen Typus bewahrt. In ihrem ganzen Auftreten und Sichbewegen, ohne daß sie nöthig haben, den Mund zu öffnen, erkennt man sofort die schwerfälligere Art

der Deutschen gegenüber der hüpfenden und tanzmeisterlichen Weise der Franzosen. Auch ihre Neigungen und Gewohnheiten sind durchaus — insoweit es wenigstens das Elsaß betrifft — alemannisch und nicht gallisch. Trotzdem aber, weil sie politisch mit Frankreich während zweier Jahrhunderte vereint waren, und weil sie diese oft rührende, oft aber auch unwillig machende Anhänglichkeit der Deutschen an die jedesmalige Herrschaft, die über sie während eines längern Zeitraums gebot, in großer Stärke besitzen, so sind sie ihrer Behauptung nach die allerbesten Franzosen. Und sie haben, wie es denn wackere Deutsche nie an sich fehlen lassen, den oft hochmüthig auf sie herabsehenden Franzosen die besten Dienste geleistet, ihnen tapfere Soldaten, pflichttreue Beamten geliefert, und durch den germanischen Trieb zur Belehrung gegenüber vielen in tiefste Unwissenheit versenkten Departements dem sich so sehr überschätzenden, aber so zahlreiche Blößen zeigenden Frankreich es ermöglicht, doch auf einen Landestheil hinweisen zu können, der es an Schulbildung einigermaßen mit dem intelligenten Deutschland aufzunehmen vermochte.

Und wie dankten die Franzosen den Elsässern ihr würdiges Verhalten und ihre treuen Dienste? Dadurch, daß sie über ihr schwerfälliges Auftreten, ihr einfältiges Aussehn und ihre schlechte Aussprache des Französischen sich todtlachen wollten. Erzählten sie doch von Elsässern die lächerlichsten Beispiele, wie in deren breitem Munde das Französische entstellt worden. So behaupteten sie von dem Finanzminister Humann, der ebenso, wie der spätere berühmte oder berüchtigte Präfekt von Paris, Hausmann, ein Elsässer von Geburt war, daß derselbe, als ihm einst von der Deputirtenkammer sämmtliche Vorschläge beanstandet wurden, klagend ausgerufen habe: „Mes brochets sont des truites“, während er zu sagen beabsichtigte: „Mes projets sont détruits.“ Wie dem auch sei, die Elsässer waren die Zielscheibe des Witzes für sämmtliche Franzosen.

Um auf eine, schon von uns angeführte Aeußerung des Fürsten Bismarck zurückzugreifen, daß die Elsässer in Frankreich eine geistige Aristokratie bildeten, so war dieser Satz des deutschen Reichskanzlers allerdings insofern richtig, als man den Werth ihrer Leistungen in die Wagschale legt; prüft man dagegen, mit welchen Augen sie von den Franzosen angesehen wurden, so kann man sie weit richtiger als die Paria's bezeichnen, auf die sich der Spott des gallischen Elements in unerschöpfter Fülle entlud. Während man sich über ihre schlechte Aussprache des Französischen lustig machte, nahm man es ihnen andrerseits sehr übel, wenn sie deutsch sprachen. Von dem Zorne eines französischen Officiers, als er elsässische Bauern, die mit ihm in demselben Eisenbahnwagen fuhren, deutsch sprechen hörte, berichtet uns ein Vlaminger in dem Brüsseler Blatte „de Zweep".

Der vlamische Berichterstatter saß im August des Jahres 1865 mit elsässischen Bauern und Bäuerinnen, die zu einer Kirmeß fuhren, in einem Eisenbahnwagen dritter Classe. Sei es, daß das den Bauern winkende Vergnügen sie so fröhlich stimmte, sei es, daß sie von besonders heiterm Natürell waren, genug, sie kamen aus dem Scherzen, Lachen und Singen gar nicht heraus. Doch sollte diese ausgelassene Stimmung, die dem still beobachtenden Vlamingen sehr zusagte, nicht lange währen. Auf einer Zwischenstation stieg nämlich ein beurlaubter französischer Officier ein. Dieser riß gewaltig die Augen auf, als er hörte, wie die Bauern und Bäuerinnen sich so munter im Deutschen unterhielten. Bald drehte er den langen schwarzen Knebelbart mit den sichtbarsten Zeichen von Ungeduld, warf nach der Gruppe der deutsch sprechenden Elsässer die wüthendsten Blicke, und endlich, da er nicht länger an sich halten konnte, rief er mit zorniger Stimme:

„Mais où sommes-nous? Est-ce croyable? Sommes-nous en France ici, oui ou non? S'imagine-t-on qu'on tolère de

tels scandales? Permettre que des citoyens français — car ces animaux-là ont l'honneur d'être Français — conçoit-on, est-il croyable qu'on les laisse nous écorcher les oreilles de leur maudit jargon! Il n'y a donc ni police ni administration dans ce département!“

Die elsässer Bauern und Bäuerinnen, mit jener Schüchternheit, die sie Beamten und allen uniformirten Persönlichkeiten gegenüber empfinden, verstummten sofort, als sie diesen zornigen Erguß des Officiers hatten über sich ergehen lassen. Der Officier gab, wenn er auch durch Sprache und Uebermuth seine Nationalität nicht verrathen hätte, sich schon dadurch als echten Franzosen zu erkennen, daß er sogleich nach der Polizei schrie und es als ganz selbstverständlich annahm, daß diese den Leuten verbieten dürfe, sich in ihrem angebornen Idiome zu unterhalten. Der Berichterstatter des Brüsseler Blattes knüpft an den von ihm erzählten Vorfall folgende, wie uns scheint, sehr richtige Betrachtungen:

„Ich dachte mir: unglückliche Elsässer! Auf dem eigenen Boden so herabgewürdigt zu werden! O, hättet ihr doch bei euren Stammesbrüdern bleiben können! Eure sogenannten höhern Stände würden sich dann nicht von euch losgesagt haben, um sich in fremden Sängen und Klängen zu berauschen und ihrem Volksthum völlig den Rücken zu kehren. Eure Muttersprache würde vielmehr von ihnen geehrt und gepflegt, die Seele eurer Voreltern würde nicht verkannt und mißachtet sein; eure Bildung wäre nicht, wie es jetzt der Fall ist, zurückgeblieben: die einzige Bildung, die auf Sittlichkeit und Erkenntniß sich gründet.“

Es begreift sich, daß die Beobachter aus fremden Völkern, welche die blinde Anhänglichkeit der Deutschen an die jedesmalige Regierung nicht in ihre Beurtheilung mit hineinziehen, es begreift sich, daß die stolzen Nordamerikaner mit Erstaunen, ja, mit kaum verhehlter Verachtung auf die Elsässer, Lothringer und die Vlamingen

blicken, die, obgleich sie von den Franzosen über die Achsel angesehn werden und für ihre Vorzüge bei einer ganz anders gearteten Nation kaum ein Verständniß finden, sich trotzdem größtentheils mit Leidenschaft für Frankreich erklären. Ein amerikanischer Schriftsteller nun, Charles Leland mit Namen, äußert sich, nachdem er die germanischen Bewohner von Elsaß, Deutsch-Lothringen und Französisch-Flandern genau beobachtet, in einem Schreiben, das er an den Herausgeber von Trübner's „Literary Record“ richtete, in einer für die Besprochenen wenig schmeichelhaften Weise, wie folgt:

„Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß viele Germanen in Elsaß und Deutsch-Lothringen den Ueberlieferungen ihrer Abstammung untreu geworden, und daß sie, verblendet durch bodenlose Eitelkeit, lieber verachtete Anhänger Frankreichs, als geachtete Freunde ihrer eigenen Rasse sein wollen. Sie stellen sich in dieser Beziehung weit unter die armen, unwissenden schwarzen Sclaven von Amerika, denn diese, so nachahmungssüchtig sie auch von Natur sind, und wie leicht sie sich durch die Schaustellungen der weißen Aristokratie in den Südstaaten blenden lassen, sind doch während des Rebellionskrieges dem wahren Interesse ihrer schwarzen Brüder stets treu geblieben. Ja, ich wiederhole es, bei der schmählichen Bewunderung ihrer frech anmaßenden französischen Gebieter müssen diese deutschen Nachäffer des Franzosenthums vor den schwarzen Sclaven Amerika's, was die wahre Manneswürde betrifft, die Segel streichen.“

Uebrigens dürfen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß es bei den Elsässern und Lothringern nicht blos die blinde deutsche Anhänglichkeit an die bisherige Regierung war, die sie zu theilweise fanatischen Franzosen machte; nein, es traten zu der Fürsprache des Gemüthes auch Gründe des Verstandes hinzu. Auch wenn die Franzosen ihnen nicht immer in allen möglichen Tonarten vorgesungen hätten, welch' Glück sie genössen, die Mitglieder der ersten Nation der Welt zu sein, so lehrte sie schon die unparteiische

Geschichte ganz deutlich, daß seit ihrer Vereinigung mit Frankreich letzteres Land sich mit vielem Ruhme bedeckt und in dem europäischen Areopage meist das erste Wort geführt habe. Diese äußern, glänzenden Seiten, die Frankreich unbestritten besaß, zogen natürlich mehr an, als die innern Vorzüge Deutschlands, die nur dem schärferen Auge sichtbar wurden, während die kümmerliche politische Gestalt des unter übermüthigen Vierfürsten seufzenden Reiches kaum Mitleid und höchstens Achselzucken hervorrief. Denn man hat nur Mitleid mit unverschuldetem, nicht mit verschuldetem Unglücke. Warum duldeten die Deutschen so viel Unwürdiges? Warum sonnten sie sich in den Schlössern, prunkenden Festen und in der glänzenden Dienerschaft ihrer Beherrscher, statt in ihrer eigenen Größe? Und was aus Baden, Baiern und Würtemberg nach dem Elsasse herüberklang, war gerade keine anmuthige Melodie, die zur Vereinigung hätte locken können. In Baden, das doch während der trüben Zeit des Bundestages zuweilen einen Schimmer männlicher Gesinnung und staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins gezeigt hatte, erlebte man ja das betrübende Schauspiel, daß noch in den funfziger Jahren gegen den Professor Gervinus wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" ein Proceß angestrengt wurde. Der Staatsanwalt wollte diese Einleitung als eine Schmähschrift und nicht als eine ernsthafte historische Arbeit angesehen wissen. So wurden denn damals einem, wegen seines früheren Göttinger Rechtssinnes und wegen bedeutender wissenschaftlichen Leistungen in höchster Volksgunst stehenden Professor mit einem politischen Processe Scherereien bereitet, die freilich für ihn lästig waren, der Regierung aber den größten Abbruch thaten, da sie sich in Zwiespalt setzte mit der erleuchteten Mehrheit ihres eigenen Volkes. Und wie man in Baden den Professor Gervinus maßregelte, so bedrohten die Behörden in Würtemberg den Nationalökonomen List mit Stockschlägen, und in Baiern mußten Studenten

stundenlang vor dem Bilde des Königs Ludwig knieen, des „Teutschesten der Teutschen". Bekanntlich beliebten die römischen Imperatoren, die das Menscheuthum am meisten mit Füßen traten, eine derartige Behandlung ihrer Unterthanen.

Wahrlich, die Zustände in Deutschland waren nicht dazu angethan, in den Elsässern und Lothringern Sehnsucht nach dem alten Mutterlande zu erwecken! Dies fühlten die Franzosen auch sehr richtig heraus und besprachen vor dem Jahre 1866 die Möglichkeit eines Rückfalles von Elsaß-Lothringen an Deutschland mit großer Ruhe und berechtigter Sicherheit. So warf im Jahre 1859 der Constitutionnel die Frage auf, ob Elsaß und Lothringen gern unter deutsche Herrschaft zurückkehren würden, und antwortete, wie sich von selbst begreift, in verneinender Weise. Durfte es doch damals, wo Deutschland das Bach'sche Oesterreich an seiner Spitze duldete, voll begründeten Hohns fragen, ob die Deutschen glaubten, Elsaß und Lothringen würden sich bereitwillig dem Scepter der Habsburger beugen.*) Nein, und zehnmal nein, da konnten die Elsässer und Lothringer keinen Augenblick schwanken, wem sie sich anzuschließen hätten. Es war wahrlich wenig lockend, sich unter die österreichische Regierung zu beugen, die das Blut der Ungarn wie Wasser vergoß, die eine Verfassung von sich geschleudert hatte, wie einen abgenutzten Handschuh, die durch das mit dem Papste abgeschlossene Concordat das Volk für immer in geistigem Cretinismus zu erhalten gedachte, und die endlich, nicht damit zufrieden, bei sich daheim ägyptische Finsterniß verbreitet zu haben, auch anderswo das Licht auszulöschen beflissen war. Forderte sie doch in Berlin auf das Unverschämteste dazu auf, daß man dort

*) Eh bien! qu'on leur demande, si, pour retourner sous le sceptre des Hapsbourg, elles sont prêtes à renier la grande nation dont elles sont devenues les filles orgueilleuses et dévouées.

ebenfalls die Verfassung breche und den reinen Absolutismus wieder einführe.

Uebrigens würde Frankreich, wenn es sich zu genauen und gewissenhaften Forschungen, sobald dieselben sich gegen sein Recht und seinen Vortheil entscheiden, zu erheben vermöchte, sich nicht verhehlen, wie die Erwerbung des Elsasses seinerseits theils durch listige, theils durch gewaltsame Maßregeln in's Werk gesetzt wurde. Als Straßburg durch schändliche Ueberrumpelung in die Klauen Ludwig's XIV. fiel, da gab es in dem damals zerbröckelten und durch religiösen Zwiespalt so zerrissenen, in den verschiedensten Tonarten sprechenden Deutschland nur einen einzigen Schrei des Unwillens. Selbst aus dem Munde des Kurfürsten von Mainz, der sonst den bigotten Habsburgern so ganz gewonnen war, erscholl der Ruf: „Oesterreich ist nicht mehr fähig, das Reich zu schirmen; man muß sich einen andern Kaiser wählen!“ Hierin hatte der Kurfürst nur zu recht, denn dem Uebermuthe Frankreichs mit nichts, als einem offenen Sendschreiben, mochte es immer aus der Feder eines Leibnitz geflossen sein, entgegenzutreten, konnte den angerichteten Schaden nicht wieder gutmachen. Allerdings hieß es mit vollster Wahrheit in diesem Sendschreiben:

„Frankreich bedrängt ohne Rücksicht auf das Gesetz der uralten Gewohnheit, nach welcher Könige zum Kriege schreiten, das Reich mit unaufhörlicher Hinterlist und läßt endlich eine in Wortschwall stinkende Kundgebung eines nicht etwa angesagten, sondern begonnenen Krieges übermitteln.“

Doch wozu helfen die starken Worte, wenn sie nicht die Herolde starker Thaten sind?

Nicht blos zum Lächeln, sondern zum Lachen fordert folgende Stelle in dem offenen Sendschreiben auf, die an die Thatlosigkeit eines Romulus Augustulus erinnert:

„Die kaiserliche Majestät hat sich vorgenommen, wenn es Gott gefalle, die französischen Waffen auch jetzt mit glücklichem Erfolge zu überhäufen, die verborgenen Pläne Gottes anzubeten und zu loben, da Gott ja auch durch Attila seine Geliebten zur Besserung züchtigte."

Die Franzosen verspotteten die österreichische Thatlosigkeit in folgenden Worten, die in Reime gebracht und in Musik gesetzt, vom Volke gesungen wurden:

„Es-tu un roi d'Autriche, seigneur et maître de l'empire romain? Tu devais augmenter l'empire, et tu le laisses dépérir; tu as laissé venir les meurtriers au détriment des villes; honte à toi, grand est ton déshonneur!"

Das österreichische Unvermögen lebte in treuster, freilich unbegreiflicher Ehe mit dem Hochmuthe des Wiener Cabinets. Wie weise hätte es gehandelt, wenn es dem Frieden von Utrecht beigetreten wäre, wozu es von Bolingbroke so dringend aufgefordert wurde! Denn dieser englische Staatsmann machte sich anheischig, bei dem durch die wiederholten großen Niederlagen mürbe gewordenen Ludwig XIV. es durchzusetzen, daß Straßburg und Landau an Deutschland zurückgegeben werden sollten. Doch die hochmüthige Kriegspartei in Wien glaubte den Kampf auch ohne Hülfe Englands und Hollands gegen Frankreich siegreich fortsetzen zu können. Sie vergaß nur dabei, daß die ewige Finanznoth des Wiener Cabinets dasselbe, so oft es allein auftrat, höchst unbedeutend, ja, fast lächerlich erscheinen ließ. Konnte doch der deutsche Kaiser, während England ohne Mühe für den Krieg jährlich über 60 Millionen aufbrachte, mit höchster Anstrengung kaum sechs Millionen flüssig machen. So kam es denn ganz natürlich, daß, als Oesterreich allein die Kriegsbühne betrat, die Dinge einen höchst kläglichen Verlauf nahmen, und Frankreich wieder die Oberhand gewann.

Und unter dem so ohnmächtigen österreichischen Schutze verkümmerte das deutsche Reich während langer und trauriger Jahrhunderte!

Der Elsässer konnte, wie gesagt, gegenüber den kläglichen Verhältnissen in Deutschland, wie sie bis zum Jahre 1866, Gott sei es geklagt, in traurigster Beharrlichkeit bestanden, viele Gründe anführen, weshalb er lieber zu Frankreich gehören wollte. Erinnerte man früher einen Elsässer daran, daß er doch dem Stamme nach ein Deutscher sei, so bekam man ungefähr folgende Antwort: „Wohl werden wir immer Deutsche bleiben; aber es ist bei euch doch vieles ganz anders. Wer bei uns von der Regierung nichts haben will, kann thun und reden, wie ihm gut däucht; wenn man seine Abgaben bezahlt, braucht man vor keinem Menschen den Hut zu ziehen, während ihr über dem Rhein tausend Rücksichten zu nehmen habt. Unsern Söhnen steht jede Laufbahn offen."

Als der wackere Arndt diesen Punkt mit einem gebildeten Elsässer besprach, hörte er von demselben ähnliche, für die damalige Zeit unbestreitbar wahre Gründe, weshalb die Bewohner jener ursprünglich deutschen Provinz lieber bei Frankreich blieben. Vor allem wies der Elsässer auf die Bevorzugung Einzelner und ganzer Stände hin, die in Deutschland noch an der Tagesordnung sei. Seine an Arndt gerichtete Erwiderung schloß mit den Worten: „Wenn auf unsrer Staatsharfe die Saite der Freiheit auch eine Zeitlang verstimmt ist, oder gar nicht tönt, so klingt doch ewig hell und mit stets erfreuendem Klange die Saite der Gleichheit." Hiergegen konnte von Arndt nicht viel eingewandt werden, der ja in tiefster Brust darüber trauerte, daß die deutschen Fürsten, die vor Napoleon den krümmsten Buckel gezogen, ihren Völkern mit so stolzem und steifem Nacken gegenüberstanden. Und wie die Elsässer und Lothringer die ihnen von Frankreich gebrachte Gleichheit hochhielten, so hatten sie sich auch von Seiten ihrer Beamten, mochten

letztere immerhin weniger pflichtgetreu und fleißig sein, wie die deutschen Angestellten, einer weit größeren Höflichkeit und Artigkeit zu erfreuen, als ihre stammverwandten Brüder jenseits des Rheinstroms. Es wäre nun auch für die Jetztzeit zu wünschen, daß die preußischen und überhaupt die deutschen Beamten zu der sie auszeichnenden Pflichttreue jene verbindlichen Formen gesellten, welche die Franzosen unbestritten vor ihnen voraushaben, und die man im Elsaß und in Deutsch-Lothringen schmerzlich vermissen wird. Wenn die Preußen nach jedem Feldzuge, mögen sie ihn noch so siegreich durchfochten haben, auf's Sorgsamste den begangenen Fehlern nachspüren, um diese in Zukunft durch Vorzüge zu ersetzen, so mögen sie auch für ihre zu verbessernden Civilbeamten die Parole ausgeben: „La raideur prussienne est abolie!“

Aus den erst angeführten Gründen — und sie sind wahrlich keine leichtwiegenden — fühlten sich die Elsässer und Lothringer zu Frankreich mächtig hingezogen. Und ihr abweisendes Verhalten gegen Deutschland, nachdem sie politisch wieder mit demselben vereint worden, entspringt zuletzt einem schönen Grundzuge ihres Charakters, nämlich der von ihren Altvordern ererbten Treue. Sie können sich von ihrem früheren Vaterlande Frankreich im Gemüthe noch nicht lossagen, einmal, weil sie während mehrerer Jahrhunderte zu ihm gehörten, und dann, weil es ihrem Edelmuthe widerstrebt, von der alten, durch schwerste Schläge getroffenen Heimath sich auch mit den Fasern ihres Herzens gänzlich loszulösen. Diese schöne und ruhmwürdige Eigenschaft der Elsässer und Lothringer gewährt Deutschland die Bürgschaft, daß sie dereinst, sobald sie zur Erkenntniß gelangten, wie sie vermöge ihres Natürells und ihrer tiefinnersten Wesenheit unwiderruflich zur germanischen Völkerfamilie gehören, die treuste und anhänglichste Provinz des deutschen Kaiserreichs bilden werden. Ihre Treue zu Deutschland zeigte das frühere Wappen der Stadt Straßburg. Dieses Wappen

war ein silberner Schild, den ein rother Schrägbalken durchschnitt. Der silberne Schild erinnerte an den alten lateinischen Namen der Stadt: Argentoratum (Silberstadt). Der rothe Schrägbalken aber rief auf's Ehrenvollste das viele Blut in's Gedächtniß, das die Bürger Straßburg's für Deutschland vergossen hatten. Möge Straßburg, wie ganz Elsaß und Deutsch-Lothringen, mit seinem besten Herzblute für Deutschland schaffen und streben, und, wenn es der Rathschluß des Allerhöchsten so will, auch kämpfen und leiden!

Daß die Elsäßer schon hier und da zu der Erkenntniß gelangen, wie sie von den Franzosen immer hochnasig behandelt wurden, und wie die eigentlichen Wurzeln ihrer Kraft in Deutschland ruhen, das geht aus einem Liede hervor, welches Alfred Meißner bei einer Wanderung durch das neue Reichsland aufspürte. Folgende zwei Strophen bezeugen deutlich, daß viele Elsäßer sich nicht verhehlen, wie die leichtfüßigen Franzosen sie wegen ihres schwerfälligen allemannischen Benehmens als Trampelthiere ansahen:

„Wenn unsereins 'was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Dem armen deutschen Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic!

Wenn unsereins 'was sagte,
Von Herzen, treu und warm,
So zuckte man die Achseln;
Ihm fehlt la forme, la forme!"

Daß demnach manche Elsäßer mit der Rückkehr in's deutsche Vaterhaus ganz zufrieden sind, lehren folgende zwei Strophen:

„Das Blatt hat sich gewendet,
Und eure Zeit ist aus!
Wir Deutschen sind nun wieder
Die Herr'n in unserm Haus.

Und du, o deutscher Besen,
Kehr' flink und schnell das Haus!
Kehr' mir die welsche Sippe'
Zum deutschen Land hinaus!"

Das niederländische Volksblatt „de Zweep“ behauptet ebenfalls, daß man im Elsaß anfange, sich zu der Trennung von Frankreich Glück zu wünschen. Die Worte des niederländischen Blattes lauten:

„In Elsaß und Lothringen ist man bereits glücklich, daß man von der sogenannten „Grande nation“ erlöst ist. Bereits ist dort der allgemein verbindliche Volks-Unterricht eingeführt: germanische Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Fleiß und aufrichtige Gottesfurcht werden sehr bald die schmerzlichen Wunden des letzten Krieges geheilt haben, und deutsche Redlichkeit, mit Bürgertugend gepaart, wird an die Stelle welschen Truges und französischer Aufschneiderei treten.“

Hiergegen kommt es wenig in Betracht, daß der Professor der Theologie, Herr Lichtenberger, in der protestantischen Kirche St. Nicolaus zu Straßburg einen Vortrag gehalten, der von überschwänglichen Liebesbetheurungen an Frankreich überfließt. Wir geben die Hauptstellen aus der Rede des Herrn Lichtenberger, weil sie ein glänzendes Zeugniß ablegen, mit welcher Freiheit in Elsaß und Lothringen, sich die dem deutschen Reiche feindlichsten Gesinnungen aussprechen dürfen. Wenn Herr Professor Lichtenberger sich und seine Gemeinde mit den an den Wassern von Babylon weinenden Juden vergleicht und, mit deutlicher Hinweisung auf Frankreich, ausruft: „Wenn ich jemals dich, o Jerusalem, vergesse, dann möge meine Rechte sich selber vergessen!“ so ist ihm das Hochpathetische unbenommen, und er erweckt bei uns nur den Gedanken, daß der Stil Victor Hugo's auch bei den Elsässern Nachahmer gefunden. Herr Professor Lichtenberger läßt sich aber durch seine Vorliebe für Frankreich zu folgenden Sätzen verleiten:

„Nous ne cesserons dans nos consciences de protester en faveur du droit contre l'injustice; nous ne cesserons d'être fidèles à notre patrie véritable. Il est temps de montrer que

l'Évangile ne se fait pas le complice de la violence. Il est une tristesse qui ne cédera ni aux rigueurs, ni aux bienfaits.

Nous dirons à nos vainqueurs: Vous pouvez tout nous prendre ou tout nous donner, vouz pouvez occuper nos champs, vous asseoir de force à nos foyers, vous pouvez relever nos ruines et apporter parmi nous la prospérité et l'ordre, voire même l'abondance et la liberté; il est un sanctuaire où vous ne pénétrerez pas, c'est notre âme; il est un bien que vous ne nous ravirez pas et que nous n'échangerions pas contre tous les trésors que vous pourrez nous offrir, c'est notre tristesse. Elle est notre seule consolation, car elle est notre dignité et notre force. Nous pleurerons et nous nous souviendrons. Dieu a pitié de ceux qui savent être tristes. Aux exilés qui suspendent leurs harpes aux saules près des fleuves de Babylon, il envoie le Cyrus de la délivrance qui les ramène en Sion."

Das Hinweisen auf den rettenden Cyrus sähe man in französischer Auffassung sicher als Hochverrath an, und wenn der Bewohner eines mit Frankreich gewaltsam vereinten Landestheiles sich in ähnlicher Weise ausließe, so würde er, wie weiland der Buchhändler Palm, durch Blei vom Leben zum Tode gebracht werden.

Der Professor Lichtenberger bildet mit dem Professor Ewald und dem Professor Vogt ein gelehrtes Kleeblatt von einseitigster Geschichtsauffassung. Wenn wahrhafte Staatsmänner, die das fließende und sich immer neu gestaltende Leben der Völker in's Auge fassen, den eingefrorenen Ansichten des Doctrinarismus nicht die geringste Berechtigung zugestehen, so liefern ihnen die drei ebengenannten Professoren auf's Neue eine sehr willkommene Begründung für ihre vornehme und ablehnende Haltung. Den Professoren, die sich mühsam in ein System hineingearbeitet haben, wird gleich alles fest und unverrückbar. Sie hemmen, wie Hegel, den Fortschritt,

indem sie das jedesmalige Bestehende für gut und vernünftig erklären, oder sie machen es noch toller, indem sie, gleich dem Professor Stahl, den Fortschritt in Rückschritt verwandeln wollen. Mögen die Professoren deshalb auf ihrem Katheder bleiben, aber keinen Staatssessel beanspruchen!

Um jetzt, nach mannigfachen Seitenbetrachtungen, auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen, so ist die Homogenität Frankreichs keineswegs eine größere, als die Deutschlands. Gesteht doch die Revue des deux mondes in einem Aufsatze mit der Ueberschrift: „Les Revendications du pangermanisme" von den Franzosen ein, sie seien ein „peuple hybride". Natürlich wissen sich die gewandten Franzosen, wenn ihnen etwas fehlt, sogleich zu helfen. Der Verfasser des ebengenannten Aufsatzes bezeichnet demnach die Stammeseinheit als „un fait brutal"; er spricht mit Geringschätzung von dem „résultat fortuit de la communauté de race." Diese Behauptungen verhindern aber die Franzosen — auch die gelehrtesten unter ihnen — durchaus nicht, den Preußen vorzuhalten, daß sie mehr slavisch, als deutsch seien. Möchten diese Herren Franzosen doch einmal nach Königsberg, Tilsit und Memel kommen, um dort dem Aussehn und dem Herzen nach die deutschesten Deutschen zu finden! Gerade in jenen Gegenden wirkte der kategorische Imperativ Kant's auf's Wohlthätigste, und das mächtige Pflichtgefühl jener Kerndeutschen rettete in den Freiheitskriegen Preußen und Deutschland. Kommt ein Bewohner von Memel und Tilsit nach Carlsruhe und München, so ist seine Erscheinung ernster und zugeknöpfter, als die des offneren und leichtblütigeren Süddeutschen, aber Beide verstehen einander viel besser, als der Bretone den Provenzalen, und ihre Art und Weise zu sein ist lange nicht so verschieden, wie die der engern Landsleute von Chateaubriand und Mirabeau. In Bezug auf Homogenität hat also Frankreich keinen Vorzug vor Deutschland, und wird erst den stolzen Kriegsjahren

von 1870—1871 ein Jahrzehnt würdiger Friedensarbeit gefolgt sein, ein Jahrzehnt, in dem sich ein selbstbewußtes deutsches Staatsbürgerthum herausgebar, dann ist Deutschland eins der reichstgegliederten und dabei unverrückt um den festesten Mittelpunkt kreisenden Reiche, wie man nur eins finden kann, oder besser, wie man keins finden kann.

Der unzerreißbare Mörtel, der die französische Nationalität zusammenhielt, war der Allen gemeinsame Stolz auf eine große Geschichte. Dieser Stolz ist nun, wie wir bereits zugegeben haben, in vieler Hinsicht ein wohlberechtigter. Die Franzosen haben in Kunst und Wissenschaft das Löblichste geleistet, und bei der jahrhundertlangen Schwäche ihrer deutschen und italienischen Nachbarn war auch ihre politische Geschichte reich an großen und glänzenden Erfolgen. Doch für Den, der als unparteiischer Richter den Werth zweier Völker auf gleicher Wagschale abmißt, ist die entscheidende und den Sieg verbürgende Frage immer die, welches von den Beiden für die Cultur des Weltalls am wohlthätigsten wirkte. Und da stehen die Franzosen hinter den Deutschen entschieden zurück, denn diese in ihrer stillen, sinnigen Weise haben für Humanität das Meiste geleistet. In Bezug auf Erfindungen, die dem Antlitze der Welt freiere und belebtere Mienen verliehen, gebührt den Deutschen unbestritten der Vorrang. Doch besitzen die Franzosen nicht genug Objectivität, um sich dies selber einzugestehen, geschweige denn es ehrlich vor Jedermann zu bekennen. Konnte doch selbst Arago sich nicht entschließen, in seiner Lobrede auf Watt dem Helden seiner Darstellung ganz gerecht zu werden! Stellte er doch den experimentirenden Franzosen Papin mit dem erfindenden Engländer auf gleiche Stufe! Ernst Renan nun, der außer einer bezaubernden Darstellung auch über wissenschaftliche Tiefe gebietet, urtheilt viel unbefangener, als Arago. Denn nicht allein, daß er den Franzosen auf dem Felde der Erfindungen keinen Vorrang, oder wenigstens

eine Gleichstellung mit hierin glücklicheren Völkern eingeräumt wissen will, nein, er gesteht ohne alle Einschränkung zu, daß seine Landsleute kein eigentlich erfindendes Genie besitzen. Uns däucht, daß in dieser Hinsicht folgende Worte Renan's an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen:

„Ni dans l'art, ni en religion, ni en philosophie, ni en littérature, ni en politique la France ne sait inventer.“

Freilich kommen zu solchem Eingeständnisse nur hohe, erleuchtete Geister, wie Renan. Männer von bloßem Talente, aber ohne einen Funken von Genie, wie Gambetta, sehen natürlich durch die dichte Eitelkeitswolke nicht hindurch, die jeden Franzosen von Jugend auf ebenso umgiebt, wie die Luft, die er einathmet. Gambetta nun sagte in einer Rede, die er an die Bewohner von Bordeaux im Anfange des Jahres 1871 richtete, daß die Deutschen die von den Franzosen gemachten Erfindungen gegen sie benutzten. Er nannte diese Erfindungen nicht und bewies so wieder, wie leicht das Wort sich einstellt, wo der Gedanke fehlt. Gerade im Gegensatze zu Gambetta, und mit weit größerer Wahrheit, klagte Wernicke schon vor langer Zeit in witzigen Versen darüber, daß die Deutschen wohl zu erfinden, aber das Erfundene nicht zu ihrem Vortheile zu benutzen verständen. Wie bei den steten Uebergriffen Frankreichs nicht anders möglich war, ist die Spitze in den Versen Wernicke's gegen den deutschen Erbfeind gerichtet, der uns seit Jahrhunderten mit Raub, Einäscherung, Spott und allen möglichen Demüthigungen heimsuchte. Die Verse Wernicke's lauten nun:

„Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns nachher besticht;
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden.“

Wenn wir vorhin das Wort „Erbfeind" in Bezug auf Frankreich gebrauchten, so besinnen wir uns, wie Herr Emil Beaussire in einem Aufsatze, betitelt: „Les Haines Nationales", tadelnd hervorhebt, daß der Deutsche in Bezug auf die Franzosen sich des Wortes: „l'ennemi héréditaire" bediene. Herr Emil Beaussire behauptet, daß unser gelehrter Haß in die entlegensten Zeiten zurückgehe, um Gründe für dies feindliche Gefühl aufzufinden. Nun, in entlegene Jahrhunderte haben die Deutschen gar nicht nöthig zurückzugehen, um für die den Franzosen charakterisirende Bezeichnung „Erbfeind" die Berechtigung darzuthun. Brauchen sie doch einfach an den Juli des Jahres 1870 zu erinnern, wo sie inmitten des anscheinend verbürgtesten Friedens durch eine französische Kriegserklärung überrascht wurden. Der Zweck dieser Kriegserklärung war, den Deutschen ihre schönsten Provinzen zu rauben, und sie zu ewiger politischen Unmündigkeit zu verdammen. Uns däucht, ein feindlicheres Benehmen kann nicht leicht gedacht werden.

Doch kommen wir, nachdem wir die Berechtigung nachgewiesen, in Bezug auf den Franzosen das Wort „Erbfeind" gebrauchen zu dürfen, jetzt auf das erfindende Genie beider Nationen zurück! Wie Arago in Bezug auf Erfindungen den Engländern ihren Antheil zu verkleinern gedachte, so bestritt Gambetta überhaupt den Deutschen die Befähigung, etwas zu erfinden. Uebrigens hat Professor Virchow noch vor kurzem einen anmaßenden Gallier gebührend abgefertigt, der den deutschen Gelehrten beschuldigte, sich mit einer Erfindung auf wissenschaftlichem Gebiete gebrüstet zu haben, ohne zu erwähnen, wie viel er dabei französischen Quellen verdanke. Wie die Deutschen es den Franzosen jetzt in keiner Weise rechtmachen können, so beklagte umgekehrt Herr Georges Daremberg im Journal des Débats vom 2. Januar 1872, daß die deutschen Gelehrten den Arbeiten auf gleichem Gebiete von Seiten ihrer französischen Collegen allzu wenig Beachtung schenkten. Diese Bemerkung

erlaubte sich Herr Georges Daremberg, als er das ausgezeichnete Werk des Heidelberger Professors Wundt besprach, das vom Professor Monoyer in's Französische übersetzt worden. Herr Georges Daremberg rühmt allerdings, daß der Arzt in dem Buche des Professors Wundt alles finde, was er nur suchen könne; doch entschließt er sich erst zu diesem Lobe, nachdem er hinzugefügt, der französische Professor habe das deutsche Werk verbessert und vervollständigt.

Die Gewohnheit, den Deutschen ihre Verdienste zu verkleinern, oder ganz und gar zu bestreiten, stammt aus jenen traurigen Tagen, wo Deutschland unter den Nationen in so mitleidenswürdiger politischer Gestalt dastand. Während der langen und trüben Zeit, wo Deutschland Knechtsdienste that unter der Zuchtruthe übermüthiger Vierfürsten, war es klug, von seiner glänzenden Vergangenheit zu schweigen, die einen zu beschämenden Gegensatz gebildet hätte zu einer unwürdigen Gegenwart. Nunmehr aber, wo das deutsche Volk an die Seite getreten der stolzesten und freiesten Nationen — denn es wird sich in langsamem, aber sicherm Kampfe erringen, was ihm noch fehlt — jetzt, wo das deutsche Volk wieder den Reigen führt unter den germanischen Nationen — und bei diesen allein keimen zur Reife gedeihende Früchte edlen Staatsbürgerthums, während bei den romanischen Nationen unter der duftigsten Schaale ein verfaulter Kern zu Tage tritt — jetzt darf sich das deutsche Volk besinnen auf seine culturhistorischen Großthaten. Es darf stolz hernennen, was es auf den verschiedensten Gebieten Großes vollbracht, sicher, daß eine zuhorchende Welt dem imponirenden Staatswesen zu der Bewunderung für die kriegerischen Leistungen der Gegenwart bereitwillig die Anerkennung hinzugesellt für die segensvollen Saaten, die der deutsche Volksgenius zeitigte auf dem Felde der Erfindung, der Kunst und Wissenschaft, sowie der Religion. Wenn sich in Deutschland der Feudalismus am zähesten einnistete

und am schwierigsten von dem langsam erstarkenden Volkskörper ausgestoßen ward, so bewährte sich in diesem Punkte der früher so oft behauptete Satz, daß die Deutschen die von ihnen gemachten Erfindungen nicht zu benutzen verständen, und daß diese meist fremden Nationen zu Gute kämen. Denn das Schießpulver, das der deutsche Mönch erfand, grub ja dem Feudalismus das Grab. Es war deshalb vom Standpunkte des Götz von Berlichingen und anderer Ritter, die Buschklepperei für ein berechtigtes adeliges Gewerbe hielten, ein ganz richtiger Gedanke, wenn sie den Erfinder des Schießpulvers zur Hölle verwünschten. Wie nun das Schießpulver einen besondern kriegerischen Stand, der durch größere Geübtheit in den Waffen die übrigen Staatsinsassen sich unterworfen hielt, unmöglich machte; wie seit dieser wohlthätigen, wenngleich Hunderttausende vernichtenden Erfindung erst ein freies Bürgerthum emporkommen konnte, das den stahlgepanzerten Rittern in offener Feldschlacht muthig und oft siegreich entgegentrat, so hat die ungleich segensreichere Erfindung der Buchdruckerkunst den Grund gelegt zu allem Großen, Freien und Schönen, was in der Neuzeit hervorkeimte, und wodurch die Ueberbleibsel des rauhen und rohen Mittelalters allmälig ausgetilgt wurden. Wenn durch die Erfindung des Schießpulvers der Körper der Menschheit gleichsam frei gemacht ward, indem man sich durch Hülfe desselben gegen eine Kriegerkaste vertheidigen lernte, die trefflich das Roß zu tummeln und das Schwert zu schwingen verstand, die aber meist weder lesen noch schreiben konnte; wenn durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Gedanken der Menschenliebe, der Freiheit und des Rechts, wie sie aus den Herzen und den Köpfen großer und edler Männer hervorgingen, sich über den Erdkreis verbreiteten und den Scheiterhaufen der Päpste, den Zwingburgen der Tyrannen und den Salbadereien der Aftergelehrten — wir meinen hier vorzüglich die Scholastiker — ein Ende machten, so kam als dritte, unendlich

wohlthätige und die beiden andern krönende Erfindung die Reformation hinzu, die das reine Christenthum wiederherstellte und die bemalten Puppen und sonstigen unheiligen Krimskram aus den Kirchen verbannte, um die unsichtbare Gottheit wieder über den Häuptern der Frommen schweben zu lassen. Wahrlich, die drei großartigen Geschenke, die Deutschland auf dem Altare der Humanität darbrachte: das Schießpulver, den körperlichen Bann zerschmetternd, die Buchdruckerkunst, den geistigen Bann brechend, und endlich die Reformation, das Gewissen wiederherstellend — diese drei Geschenke sichern unserm Vaterlande für immer den Dank der Menschheit.

Bei hoch- und weitblickenden Persönlichkeiten erfreute sich Deutschland demnach wegen seiner großen Culturthaten von jeher vollster Anerkennung, bei den Völkern aber erst seit seinem Auftreten als mächtige Nation, denn die Zersplitterung in so viele elende Bruchtheile ließ Diejenigen, die auf der Oberfläche verharren — und diese bilden, wie die Verhältnisse heute noch liegen, die ungeheure Mehrheit eines jeden Volkes — ließ die nur den Zustand der jedesmaligen Gegenwart in's Auge Fassenden kaum ahnen, was die zersplitterten Vielheiten, so oft sie sich als Einheit zusammenfaßten, Ueberraschendes und Gewaltiges zu vollbringen im Stande waren.

So lange der Deutsche sich von seinen Vierfürsten alles gefallen ließ, versuchten auch die fremden Nationen an ihm ihr Müthchen zu kühlen, und da er in seiner blöden, verlegenen Erscheinung nicht dazu geeignet war, die Vermuthung geistiger Großthaten zu erwecken, so wollte man dem in trübster Gegenwart Lebenden auch noch seine große Vergangenheit abstreiten. Wie die Engländer bei sich zu Hause frühere Spuren der Erfindung des Schießpulvers zu entdecken vermeinten, so bestritten die Holländer den Deutschen auf's Hartnäckigste die unsterbliche Ehre, großen und

erhabenen Gedanken durch die Erfindung der Buchdruckerkunst den Weg durch die Welt gebahnt zu haben, mit einem Worte, ihr Lorenz Koster war der Vordermann Johann Guttenberg's. Ja, hiermit nicht genug, Luther ist in den Augen der Czechen, die, durch nationalen Hochmuth ganz toll geworden, inmitten des wohlthätigen deutschen Culturstroms eine störende slavische Klippe bilden, ein schwacher Abklatsch ihres Huß und ihres Hieronymus von Prag. Man war demnach während der politischen Zersplitterung Deutschlands bei den fremden Völkern und Völkchen nur zu geneigt, unser prächtiges geistiges Gewand ebenso in Stücke zu zerreißen, wie unser nationaler Körper in losen Bruchtheilen umherschlotterte. Den Schwachen giebt man Nasenstüber und Rippenstöße, vor den Starken dagegen beugt man sich und singt ihnen Ruhmeslieder.

Hatten wir so eben Gelegenheit zu bemerken, daß den Deutschen die von ihnen gemachten Erfindungen bestritten wurden, so lange sie in ihrer politischen Unmündigkeit an ihrer geistigen Mündigkeit zweifeln ließen, so wollen wir jetzt einmal betrachten, wie sich der Deutsche heutzutage ausnimmt in den Augen des von Haß erfüllten Franzosen. Wir dürfen uns dieser Betrachtung nicht entziehen, weil sie uns Anhaltspunkte darbietet zur Beantwortung der Frage, ob eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich in Bälde wahrscheinlich sei, oder nicht.

Das Bild, das die Franzosen von den Deutschen entwerfen, ist nun nicht gerade mit den günstigsten Farben gemalt. Schauen wir es uns ein wenig genauer an!

Die Deutschen sind nach der Behauptung der Franzosen „Söhne der Hunnen".

So nennt August Barbier das Volk von reinstem Blute und edelster Gesichtsbildung in seinem „Les fils des Huns" überschriebenen Gedichte. Auch Herr Caro sagt von den Deutschen: Nous avons affaire à des Attilas lettrés, savans, philosophes et

jurisconsultes.“ Als Dritter im Bunde erklärt Herr Albert Sorel die Deutschen für „Vandales élevés à l'école polytechnique“.

Die Franzosen, die den Deutschen das Schimpfwort „Vandalen“ bei jeder Gelegenheit in's Gesicht schleudern, thäten klug, mit ihrem Hohn innezuhalten. Denn es würde uns leicht sein, zu beweisen, daß auf sie das Wort „Vandalen“ viel besser paßt, als auf die Deutschen. Haben sie doch noch im Frühling des Jahres 1871 dem Namen: „Vandalen“ alle Ehre gemacht. Doch wir greifen in eine etwas entlegene Zeit zurück und gedenken der Art, wie die italienischen Kunstwerke im letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts von den siegreichen Franzosen nach Paris befördert wurden. Es kamen dabei Verstümmelungen vor, wie sich deren die derben Römer unter Mummius so zahlreiche in Corinth zu Schulden kommen ließen. Unter anderm wurden dem berühmten Christus von Benvenuto Cellini die Arme abgeschlagen, nachdem man lange vergeblich versucht, ihn in die für ihn bestimmte Kiste hineinzuzwängen. Es gehört die eherne Stirn der Franzosen dazu, nach solchem rohesten Benehmen den Deutschen „Vandalismus“ vorzuwerfen.

Die Deutschen sind ferner neidisch.

Als Erfinder dieser deutschen Untugend tritt ebenfalls Herr August Barbier auf. Die Strophe, in der er den Neid der Deutschen an den Pranger stellt, lautet:

„Toi que l'on estimait parfum d'honnêteté
Et fleur de poésie,
Tu n'avais dans le coeur, sous masque de bonté,
Que basse jalousie“.

Zu dem Neide gesellt sich bei den Deutschen die Habsucht.

Die Habsucht giebt den Deutschen nicht das erfindungsreiche Gehirn eines Dichters, sondern ein französischer Gelehrter Schuld, nämlich Herr Caro vom Institute. Auch er klagt, gleich dem Herrn Barbier, darüber, daß die Deutschen nicht mehr die liebenswürdigen

Idealisten sind, die Jahrhunderte hindurch sich von den Franzosen das Fell über die Ohren ziehen ließen. Wie gern sähen die Franzosen noch heutzutage den Deutschen als Faust mit Gretchen im Mondschein durch den Garten wandeln, um sich ihr schönes „Er liebt mich“ vordeclamiren zu lassen, oder als Gelehrten über den Sanscrit gebückt! Doch, daß er den Franzosen tüchtig heimleuchtete, als sie, Gott weiß zum wievielten Male, in sein Gebiet einfielen, dadurch hat er es gründlich mit jenem übermüthigen Gegner verdorben, der einen Freibrief zu haben glaubte, Deutschland auf den Kopf stellen zu dürfen, so oft es ihm beliebte. Doch hören wir die Klagen des Herrn Caro über den früher so idealen Deutschen, der leider im Jahre 1870 ein so grober Realist geworden! Die französische Elegie über den verschwundenen deutschen Idealismus lautet:

„On pourrait même dire qu'il y a deux Allemagnes: l'une idéaliste et rêveuse, l'autre pratique á l'excès sur la scène du monde, utilitaire à outrance, âpre à la curée. Nous vivions depuis longtemps à cet égard dans un malentendu presque ridicule. L'épreuve a été rude; mais nous en profiterons, et nous saurons maintenant ce que peut cacher de haines sourdes, de convoitises très-matérielles, de passions tenaces, le coeur de ces spéculatifs, amoureux de Gretchen et voués au sanscrit.“

Ferner sind die Deutschen durchaus nicht großmüthig.

Diesen Fehler tischt uns Herr Albert Sorel in einem Aufsatze der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1871 auf, der überschrieben ist: „L'Instruction obligatoire et le militarisme en Allemagne.“ Nachdem Herr Albert Sorel behauptet: „Les Allemands ne sont pas naturellement généreux,“ fährt er dann in seiner ungünstigen Schilderung folgendermaßen fort:

„Ce n'est pas qu'ils soient cruels de tempérament et dépourvus d'une certaine bonté brutale dans leur vie privée;

mais ils sont élevés á recevoir un mot d'ordre, et ils y obéissent sans réserve. La sentimentalité excessive qu'ils étalent souvent n'exclut pas dans la pratique des habitudes de violence grossière."

Indeß gesteht derselbe Franzose, der den Deutschen jegliche Großmuth abspricht, ihnen spöttischer Weise eine erstaunliche Geduld zu. Nach seiner Aussage ertragen sie in der Schule die Ruthe, und so, an das Prügeln gewöhnt, während des spätern Kriegsdienstes den flachen Säbel. Den Mangel an Großmuth, den Herr Albert Sorel den Deutschen vorwirft, hatte der Oberst Stoffel bereits bei sämmtlichen Preußen entdeckt. In seiner bekannten, sehr tüchtigen Schrift über die Wehrkraft Norddeutschlands schildert er, nachdem manche löbliche Eigenschaften von ihm der dortigen Bevölkerung zugestanden worden, am Schlusse die Preußen folgendermaßen: „ungelenk, ziemlich anmaßend, und aller Großmuth bar."

Wie wir erst drei Sykophanten aufführten, die den Deutschen Vandalismus Schuld gaben, so haben wir auch für die ihnen gänzlich abgesprochene Großmuth ebenfalls ein liebenswürdiges Kleeblatt, nämlich Herrn Albert Sorel, den Obersten Stoffel, und Herrn Albert Dumont. Letzterer singt nun in folgender Tonart:

„Le manque de générosité est le trait distinctif du caractère allemand."

Der Deutsche ist auch geizig, selbst wo es das Vaterland gilt.

Die Untugend des Geizes entdeckte Herr Albert Duruy an den Deutschen während einer mehrmonatlichen Kriegsgefangenschaft in einer Stadt am Rheine, und er verfehlte nicht, in der Revue des deux mondes vom 1. Juni 1871 seinen Landsleuten diesen saftigen Bissen für ihre giftige Zunge aufzutischen. Die Glaubenswürdigkeit des Herrn Duruy erhellt am besten aus seiner Erzählung von einem preußischen Hauptmanne, der ihn seiner Uhr und

seines Geldes beraubte. Herr Duruy begleitet diese Lüge mit folgender Bemerkung:

„J'étais encore plus surpris qu'indigné. Je savais bien qu'ils brûlaient les villages, et je les soupçonnais d'avoir tiré sur nos ambulances, mais je n'aurais jamais cru qu'ils descendissent jusqu'á détrousser leur prisonniers. Hélas! l'avenir me réservait bien d'autres surprises."

Nachdem Herr Duruy sich an einen preußischen Hauptmann mit der frechsten Lüge gewagt, kann es uns nicht verwundern, wenn er das ganze deutsche Volk für geizig erklärt. Dies geschieht in folgenden Worten:

„Dans la plupart des villes assignées comme résidence aux prisonniers de Sedan ou de Metz, la population ne manquait jamais, toutes les fois qu'arrivait l'annonce d'un revers pour nos armes, de témoigner sa joie d'une façon bruyante par des chants, des salves d'artillerie, quelques illuminations peu nombreuses cependant, car cela coûte, et l'Allemand est avare, même envers la patrie."

Damit den Deutschen keine einzige böse Eigenschaft fehle, sind sie auch voller Verstellung.

Herr Albert Duruy ist besonders glücklich in der Aufdeckung des Kakodämonischen in dem deutschen Natürell. Denn er ist es, der, außer dem Geize, auch die Heuchelei in dem deutschen Nationalcharakter entdeckte. Er spricht nämlich von einer „hypocrisie naturelle et un manque absolu de générosité." Ferner sagt er: „La tartuferie n'est pas seulement dans les usages de la diplomatie allemande, elle est dans les moeurs et dans le tempérament de la nation." Nachdem Herr Albert Duruy über das ganze deutsche Volk seinen Geifer ausgespritzt, nimmt er den König Wilhelm und den Minister Bismarck noch besonders vor mit folgenden Worten: „Le mysticisme cafard du roi

Guillaume et la tartuferie bonhomme de son premier ministre sont célèbres aujourd'hui dans le monde entier."

Sich mit der Beschuldigung der Heuchelei an den Kaiser Wilhelm heranzuwagen, einen der offensten und redlichsten Charaktere, die je die Sonne beschienen, konnte nur der Frechheit und oberflächlichen Schätzung eines Franzosen einfallen! Gleichfalls ist der Fürst Bismarck eine jeglicher Verstellung ferne, zu so großartiger Offenheit angelegte Natur, daß er für das enge und geheime Treiben der Diplomaten von jeher viel zu gut war, und nur zu dem kräftigen und frischen Walten in hellem Sonnenlichte paßt, als der genialste Vollstrecker der Willensmeinungen eines redlichen Volkes, dem Heuchelei eine Unmöglichkeit ist.

Auch Herr Albert Dumont verbreitet sich in einem Aufsatze überschrieben: „La propagande prussienne en Alsace" (alle diese Ausspritzungen französischen Geifers duldete die Revue des deux mondes in ihren früher so achtbaren Spalten), über die Heuchelei der Deutschen mit sichtbarem Behagen. Der liebenswürdige Herr Franzose fügt dann mit einer Art mitleidigen Bedauerns hinzu: „Les Allemands ne sont pas responsables de la forme d'esprit qui leur est propre; mais leurs qualités mêmes contribuent à rendre ce côté de leur esprit plus ingénieux et plus faux."

Jedesmal, wenn wir uns daran machten, die französischen Schilderungen des deutschen Nationalcharakters zu übersetzen, hielten wir, wie gezwungen, inne. Die ehrliche deutsche Sprache sträubte sich, so vielen Lügen ihren reinen Spiegel zu leihen.

Den Deutschen fehlt, nach der Ansicht der Franzosen, ferner Takt in wissenschaftlichen Arbeiten und Geschmack in den Künsten. Der für Deutschland so liebenswürdige Herr Dumont behauptet, daß wir dies selbst erkennen und eingestehen. Dieses Feingefühl fehle den Deutschen nun auch im Moralischen. Wie Herr Dumont — man sieht, dieser Liebenswürdigste aller Franzosen ist unermüdlich

im Durchspüren der Katakomben des deutschen Nationalcharakters — wie Herr Dumont bemerkt, führt diese Unsicherheit im Moralischen zu den schuldhaftesten Verirrungen, so daß die Deutschen zuletzt nicht mehr Recht von Unrecht zu unterscheiden wissen. Die Deutschen suchten nun ferner vermöge der ihnen eigenthümlichen Verstellungskunst in den Augen der fremden Völker als friedliche Hirten aus den Virgil'schen Eklogen zu erscheinen. Dies wird ihnen in einem „Les Revendications du pangermanisme" überschriebenen Aufsatze Schuld gegeben. Ebendaselbst wird ihnen vorgeworfen, daß sie sich bei der französischen Kriegserklärung „überrascht" angestellt. Nun, daß die Deutschen einigermaßen überrascht sein durften, mögen die Worte des Präsidenten der französischen Republik, Herrn Adolf Thiers, bezeugen, der sich in seiner an die Nationalversammlung gerichteten Botschaft über die Kriegserklärung Napoleons III. folgendermaßen äußerte:

„Le gouvernement de l'empire a provoqué, sans motifs, la guerre la plus importante qui fut jamais."

Daß unter den abscheulichen Eigenschaften, die den Deutschen von den Franzosen angedichtet wurden, auch die Grausamkeit nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Mit dieser Anklage — nebst der Heuchelei von allen die unbegründetste — trat Herr Laboulaye hervor, ein hochgebildeter Franzose, der zu dem Reize schöner Darstellung, die bei seinen Landsleuten eine so weitverbreitete Eigenschaft ist, die dort weniger häufige Gründlichkeit und Gelehrsamkeit hinzugesellt. Nichtsdestoweniger scheut Herr Laboulaye sich nicht, in sarkastischer Weise den Preußen — mithin den Deutschen — die Ader des Mitleids und des Mitgefühls gänzlich abzusprechen. Indem er nämlich die Zerstörung des in der Pariser Umgebung malerisch gelegenen Dorfes Garches erwähnt, fährt er fort:

„Par malheur, Garches s'est trouvé sur le chemin des Prussiens, ces grands propagateurs du pétrole — on y prie

un Dieu inconnu des Prussiens, le Dieu de miséricorde et de charité.“ *)

Stellen wir alle die lächerlichen und abscheulichen Eigenschaften zusammen, welche die Franzosen dem deutschen Nationalcharakter anlügen — „andichten“ würde eine zu milde Bezeichnung sein — so kommt ein Geschöpf zum Vorschein, wie Shakespeare und Molière, diese Meister in der Darstellung menschlicher Schwächen und Laster, kein ungünstigeres zu zeichnen vermochten. Oder richtiger ausgedrückt: der deutsche Nationalcharakter vereinigt nach der Behauptung der Franzosen alles in sich, was Shakespeare und Molière an Lächerlichkeit und Verruchtheit in den verschiedensten menschlichen Charaktern entfalteten. Also die Deutschen sind Söhne der Hunnen (zum Glück, daß sie von der platten Nase und den hervorstehenden Backenknochen, diesem Kennzeichen der Hunnen, verschont blieben; im Ernste gesprochen, sind die Deutschen das an Blut reinste und adeligste Volk Europa's); sie sind neidisch (nie ist fremdem Verdienste feuriger, ja, mit Ungerechtigkeit gegen das Einheimische gehuldigt worden, als in Deutschland), ferner habsüchtig (während vieler Jahrhunderte trennten fremde Völker die besten Theile vom deutschen Reichskörper); ihnen fehlt jegliche Großmuth (wir lassen von jetzt an die Entkräftung in der Parenthese bei Seite, da

*) Wenn Herr Laboulaye den Preußen anlog, sie hätten Petroleum gebraucht, während seine Landsleute die schönsten Gebäude der französischen Hauptstadt durch dies, wie das Heerfeuer um sich greifende Oel anzündeten, so wollen wir doch daran erinnern, was weniger bekannt geworden ist, daß man auch während der Belagerung von Paris Bomben von Petroleum verfertigte, um sie auf die anstürmenden Deutschen zu schleudern. Während des Processes gegen die Communisten in Versailles sagte Assy folgendes aus:

„Ich fand, und ich bin nicht der Einzige, Raketen aus Zink, von denen eine große Anzahl im Industrie-Palaste lag, die dazu bestimmt waren, während der Belagerung durch die Preußen Petroleum auf sie zu werfen.“

Regierungs-Commissar: „Dies ist nicht zulässig. Es ist nicht erlaubt solche Dinge zu sagen.“

Abgeschmacktheiten und Lügen nicht widerlegt zu werden brauchen, und die so dicht neben einander gestellten, den Deutschen angelogenen, bösen Eigenschaften nur lächerlich wirken können); sie sind geizig, voller Verstellung*); ihnen fehlt Takt bei wissenschaftlichen Arbeiten und Geschmack in den Künsten; endlich sind sie grausam.

Auf diese französischen Auslassungen möchten wir mit einem, dem Alterthume nachgebildeten Satze antworten: Alle Franzosen sind Lügner, folglich ist ihr Lob beleidigend, ihr Tadel schmeichelhaft. Folglich haben die Deutschen alle die entgegengesetzten Eigenschaften, die ihnen die Franzosen Schuld geben, folglich löst sich in dem Ruhmesgesange, den jetzt die Völker des Erdballs für das siegreiche Deutschland anstimmen, die gallische Dissonanz in wohlthuende Harmonie auf.

Und hiermit genug des Geifers und Uebelwollens!

Gegenüber der in die giftigsten Farben getauchten Schilderung der Deutschen aus dem Munde der Franzosen, wollen wir das wahrhafte Bild eines tapfern, treuen und leider allzu geduldigen Volkes entwerfen.

Perthes, einer der besten und frömmsten Männer, die je gelebt haben, urtheilt:

„So viel Liebe, wie die deutsche Nation, hat keine Nation in der Welt.“

Also das, was in den Augen des großen Heidenapostels das Erste und Vornehmste war, jene von Paulus dithyrambisch gefeierte Liebe, besitzt das deutsche Volk als schönstes, durch die Jahrhunderte bewahrtes Erbgut.

Wo aber die Liebe, diese sonnigste Ausstrahlung der Gottheit, im Herzen eines Volkes wohnt, da ist dasselbe auch durchglüht

*) Klopstock sagt in seiner deutschen Gelehrtenrepublik: „Denn sie waren auch darin Deutsche, daß sie alle Verstellung, selbst diejenige, welche die Klugheit nothwendig zu machen scheint, von ganzer Seele haßten.“

und durchleuchtet von dem Himmelsfunken der Religion. Daß die Religion ein köstliches Besitzthum des deutschen Volkes sei, dafür zeugt ein an Geist und Gemüth gleich hervorragender Mann, nämlich Bunsen. Da er in seinen Werken fortlebt, gehört er ja noch der Gegenwart an. Bunsen sagt:

„Das deutsche Volk ist von Natur das innerlichst religiöse, und gerade deshalb dasjenige, welches die Stimme des Gewissens in Glaubenssachen am meisten ehrt."

Auch der berühmte Pater Hyacinthe sprach auf der Versammlung der Altkatholiken zu München von den „loyales et robustes consciences" der Deutschen.

Für die Religiösität der Deutschen zeugte sogar ein chinesischer Landrichter, mit Namen Wan, der in einer höchst merkwürdigen öffentlichen Ansprache, in welcher er die schwachen Punkte des Christenthums sehr scharf hervorzuheben wußte, über das deutsche Volk sich folgendermaßen äußerte:

„Von allen Nationen jenseits des Meeres glaubt keine so innig an den Herrn des Himmels, als das deutsche Volk."

Wenn nun zu dieser, den Deutschen bezeugten Religiösität das glänzende Lob hinzutritt, das ihnen Tacitus in Bezug auf ihre Treue und Wahrheitsliebe spendet, so erklärt auch aus letzterer, so seltenen und deshalb um so rühmlicheren Eigenschaft einer der gelehrtesten deutschen Forscher, nämlich Gieseler, die Vorliebe der Deutschen für den Arianismus. Gieseler meint, daß es viel weniger die arianische Formel gewesen sei, welche die deutschen Stämme, mit Ausnahme der Franken, so mächtig angezogen habe, als ihre Verachtung der Römer, die sie als „Lügner und Betrüger" kennen gelernt, es ihnen unmöglich gemacht habe, dort die religiöse Wahrheit zu suchen.

Dem Arianismus verdanken wir ja einen der edelsten Helden, Theoderich, von dem sich die holdeste und tugendreichste Tochter

Thusnelda's, die Königin Louise von Preußen, so mächtig angezogen fühlte.

Gegenüber der Religiösität der Deutschen haben die Franzosen nur den Aberglauben der Landbevölkerung, und den Unglauben oder Ultramontanismus der mittleren und vornehmen Classen in's Feld zu stellen. Im achtzehnten Jahrhunderte war der religiöse Anblick Frankreich's ein so betrübender, daß Rousseau während seines Aufenthaltes in Paris sich bezeichnen durfte als „le seul homme en France qui croye en Dieu."

Wie die Deutschen ihrem Gott treu sind, so zeigen sie Treue in allen ernsten und hohen Verhältnissen des Lebens. Auf diesem Gebiete ist Leichtfertigkeit bei ihnen eine höchst seltene Erscheinung. Von den Franzosen kann man aber in dieser Beziehung nicht gleich Gutes aussagen. Der vlamische Dichter, Frans de Cort, liefert in sehr anschaulicher Weise den Beweis, daß das unterscheidende Merkmal des französischen Volkscharakters „Treulosigkeit" sei, während auf dem edlen Grunde der deutschen Natur die „Treue" eine sichere Stätte finde. Frans de Cort führt den seit Uralters bei dem vlamischen Volke geltenden Spruch an: „What walsch is, valsch is!" (Was verwälscht, das ist verfälscht.) Ueber die französische Treulosigkeit urtheilt ein Schriftsteller des Alterthums schon ebenso schlimm, wie jetzt das gesammte Volk der Vlamingen. Salvianus sagt nämlich: „Bei den Galliern ist Eidschwur, Manier zu reden." (Wer dächte hierbei nicht an Franz I., dessen drittes Wort „Foi de gentilhomme" war, und der niemals sein Wort hielt?) Auch Johannes von Müller, trotz des französischen Hanges seiner Natur und trotz der geringen Treue gegen sich selber, weiß doch sehr gut zu unterscheiden zwischen dem echten Golde deutscher Gesinnung und der leichten Waare französischer Anhänglichkeit. Er sagt: „Die civilisirten Manieren haben sonst ihr Gutes, aber die

Teutschen waren für ihr Inneres besser, heldenmüthiger, gesünder, mannhaft schöner."

Auch Kaiser Maximilian I. ließ sich über die Treulosigkeit der Franzosen vernehmen, und zwar in folgenden Worten: „Sie singen höher, denn genotiret; sie lesen anders, denn geschrieben; sie reden und sagen anders, denn ihnen im Herzen ist."

Es hatte Schiller demnach nur zu guten Grund, für den Erbprinzen von Sachsen-Weimar Besorgnisse zu hegen, als dieser sich mit seinem treuen, unverdorbenen Jünglingsherzen nach Paris begab. Er sprach in dem bekannten Gedichte, das betitelt ist: „Dem Erbprinzen von Weimar (als er nach Paris reiste)," den sehr natürlichen Wunsch aus, daß den jungen Fürstensohn der „vaterländ'sche Sinn begleite," wenn ihn das Schiff nach jener linken Seite hinübertrage, „wo deutsche Treu' vergeht."

Wenn man bei Staatsmännern vor allem Menschenkenntniß antrifft, so ist es einigermaßen auffallend, daß wir bei Richelieu auf einen Zug stoßen, der uns zu beweisen scheint, wie er sich über die Treulosigkeit seiner Landsleute noch Täuschungen hingegeben. Da Richelieu nämlich erfahren hatte, daß ein ihm nahe stehender höherer Staatsbeamte, Aubepine-Chateauneuf mit Namen, während einer gefährlichen Erkrankung des Cardinal-Ministers gar keine Besorgniß gezeigt und sogar eines Abends getanzt habe, so ließ er ihm in dem Augenblicke, wo er das Heft wieder in die Hand nahm, das Staatssiegel abfordern, um die an ihm begangene Treulosigkeit zu bestrafen. Es bleibt dieser Anspruch Richelieu's an die Anhänglichkeit eines Landsmanns, auch bei schwerster, den Tod in Aussicht stellender Krankheit, entschieden auffallend, da er doch Gelegenheit hatte, die französische Treulosigkeit in nächster Nähe und in höchster Höhe zu betrachten. Lieferte doch der König seinen besten Freund der Rachsucht Richelieu's aus. Und noch schlimmer. Als Ludwig XIII., der sich auf der Jagd befand, nach

der Uhr schließen konnte, daß sein Freund ungefähr um dieselbe Zeit das Schaffot werde besteigen müssen, da sagte er mit einem sehr kühlen Tone des Bedauerns zu seiner Begleitung: „Jetzt mag der arme Cinq-Mars eine unangenehme Minute haben.“

Ja, Treue ist ein Grundzug des deutschen Nationalcharakters, während Treulosigkeit die Franzosen kennzeichnet. Selbst Napoleon I., der sonst den Deutschen von jeher wenig günstig gesinnt war, weil er bei seinem Scharfblicke in ihnen seine gefährlichsten Feinde gewittert hatte und sich auch keinen Augenblick verhehlte, daß sie vorzüglich seinen Sturz herbeigeführt; selbst Napoleon I. stellte ihnen noch auf Sanct-Helena in Bezug auf ihre Treue ein Ehrenzeugniß aus. Er bemerkte nämlich: „Wenn die Deutschen mich gewählt und ausgerufen hätten, so wäre ich nicht hier.“

Es erscheint uns nothwendig, den Begriff „Treue“ in seiner wahren Wesenheit festzustellen, damit hündisches Schwanzwedeln und blinde Vollstreckung des Anbefohlenen nicht verwechselt werden mit liebevoller Selbstentäußerung und wohlbewußter Mannesthat. Wir meinen, wenn wir die deutsche Treue loben, jene gewissenhafte Durchführung der einmal übernommenen Aufgabe, sei es gegenüber einem Einzelnen, sei es gegenüber einer Gesammtheit. Doch ist diese Treue nicht gleichbedeutend mit jener asiatischen Unterwürfigkeit, die blind ausführt, was der Herr oder die Herrschaft befohlen, und die niemals prüft, ob das Auszuführende auch gut und recht sei. Solch sclavisches Gehorchen kann nur von Schriftstellern, wie Hobbes und Vilmar, gepriesen werden, denen der Begriff von Manneswürde und freier Selbstbestimmung niemals klar geworden. Vilmar preist ja den finstern Hagen, als dieser den vertrauensvollen Siegfried hinterrücks durchbohrte, weil die grimme Burgunderkönigin, deren Lehnsmann er war, ihm befohlen, sie zu rächen. Als ob ein Mensch das Recht hätte, einem andern eine That zu gebieten, die das Gewissen verbietet! Wer ein solches nichtswürdige

Benehmen Treue zu nennen die Stirn hat, befleckt eine der schönsten, seltensten und glänzendsten Tugenden. Die Treue gegen den Lehnsherrn verkehrt sich in ihr Gegentheil, wenn sie zur Treulosigkeit gegen das eigene Gewissen wird. Ist dies Palladium geschändet, so hat äußere Ehre keinen Werth mehr und ist ein übertünchtes Grab. Jene Höflinge, die den Marschall d'Ancre ermordeten, weil dessen hochmüthiges Gebahren dem jungen Könige unbequem geworden, frevelten, nächst der Befleckung ihres Gewissens, gegen ihren hohen Auftraggeber, indem sie dem unreifen Jünglinge den Glauben erweckten, der Wille des Herrschers enthalte die Absolution für jegliche Frevelthat. So ward das Herz Ludwig's XIII. schon früh kühl und edlerer Empfindungen unfähig. Es ward ihm demnach nicht schwer, im Mannesalter ohne Gewissensbisse seinen besten Freund der Rachsucht Richelieu's preiszugeben, nachdem er im Jünglingsalter den Günstling seiner Mutter hatte in's Jenseits befördern lassen.

Nein, die Treue darf nur golden genannt werden, wenn sie sich bewährt für einen edlen und goldenen Grundsatz, wie Vaterland, Freiheit, Beschützung einer großen, hochverdienten Persönlichkeit. Hierin leisteten die Deutschen von jeher Großes und werden es auch in Zukunft thun, da es ja stets Hohes und Würdiges giebt, für das zu kämpfen und zu sterben Ehre verleiht hienieden und Seligkeit dort oben.

Nachdem wir den deutschen Nationalcharakter eingetaucht in den reinen Weiher eines guten Gewissens und eines redlichen Wollens, nachdem der von den gallischen Krähen mit Koth beworfene germanische Schwan mit strahlendem Gefieder auf der Oberfläche wieder erschienen ist, brauchten wir nur die dunklen und ungünstigen Farben, die uns zur Hand liegen, etwas anzufeuchten, um die Franzosen noch viel schwärzer zu malen, wie sie es bei den Deutschen gethan. Doch wir wollen höflicher und unparteiischer

sein, als sie. Nicht ein Deutscher soll das Franzosenthum zeichnen, sondern letzteres sich selber. Wir wollen nämlich den nationalen Genius Frankreichs aus der Schilderung der Klügsten und Begabtesten seiner Söhne hervortreten lassen, so daß gegen die Treue der Zeichnung sich kein Einwand erheben dürfte. Wenn der gelehrte Herr Laboulaye den Deutschen vorwirft, daß das Gefühl des Mitleids ihnen fremd sei, daß sie mithin zur Grausamkeit hinneigen, so nennt Voltaire, dieser geistreichste aller Franzosen, seine Landsleute „Tiger". Hätte er ihr Wüthen in der Revolution erlebt, so wäre ihm diese blutgierigste aller Bestien für den Vergleich vielleicht noch nicht grausam genug gewesen. Die schreienden Gegensätze in dem französischen Nationalcharakter schildert der Philosoph von Ferney sehr glücklich in folgenden Worten: „Les Français sont un peuple qui plaisante et qui fait des St. Barthélémi, qui égaie et qui produit des monstres."

Daß es keine Bescheidenheit in Frankreich giebt, bezeugt Rousseau. Dies geschieht in einer Stelle seines „Emile", die so lautet:

„Cette méthode est toujours sûre en France. Le vrai talent, plus simple et moins charlatan, n'y fait point fortune. La modestie y est la vertu des sots."

Ein Kritiker könnte es sich hier bequem machen und uns vorwerfen, daß wir den Genfer Bürger zu einem Franzosen stempeln. Aber nicht blos, daß Rousseau durch seine glänzende Schreibweise ein echter Franzose war, auch seine geringe Charakterfestigkeit bei dem feinsten und oft durchdringendsten Verstande machen ihn voll und ganz zum Sohne der gallischen Erde.

Für die den Franzosen fehlende Bescheidenheit stellt sich bei ihnen die Lüge in stattlichster Gestalt ein. Wir haben schon einmal das Journal des Débats angeführt, wie es sich über die Lügenhaftigkeit seiner Landsleute beklagte, und wollen es da wieder sprechen

lassen, wo es erwähnt, wie die französischen Lügner, selbst wenn sie entlarvt sind, keineswegs beschämt das Auge senken. Das Journal des Débats sagt in einem Leitartikel vom 26. Januar 1872 über die Lügen, mit denen der Krieg von 1870 eingeleitet wurde, folgendes:

„Die Einen haben behauptet, daß auch kein Knopf fehle an der Ausrüstung der Soldaten, und daß das ganze Heer in der prächtigsten Verfassung sei, um sogleich in's Feld rücken zu können; die Andern haben, um eine für den Krieg günstige Abstimmung dem gesetzgebenden Körper abzuschwindeln, erlogene Depeschen vorgelesen, deren Mangel an Thatsächlichkeit späterhin aufgedeckt wurde. Nichtsdestoweniger wandern die Einen, wie die Andern, mit frecher Stirn in Paris umher."

Ueber den Mangel an Sittlichkeit und das daraus hervorgehende Absterben wahrer Kunst in Frankreich sprach sich der Maler Gérard höchst unzweideutig aus, indem er zugleich die Deutschen als ein jungfräuliches Volk pries, weshalb bei ihnen das Schöne und Hohe eine Stätte finde. Gérard's Worte lauten:

„Die Franzosen sind ein unsittliches Volk, wo man nirgends mehr ehrbare Grundsätze antrifft. Deshalb ist die Kunst bei uns unmöglich. Sie hat sich nach Deutschland geflüchtet, wo sie ein jungfräuliches Volk vorfand."

Dusmenil nannte die „Eitelkeit" die Erbsünde der Franzosen. Wir haben bereits an einer andern Stelle erwähnt, daß das Journal des Débats die „Lüge" für die französische Erbsünde erklärte. Georges Sand erzählt uns, daß man ihr zugemuthet habe, im Interesse Frankreichs zu lügen, daß sie aber geantwortet, sie verstehe diese Kunst nicht*). Chateaubriand sagt, daß Mißwollen

*) Ils me disent, qu'au lieu d'apprécier et de juger au coin du feu leurs malheureux tâtonnemens, je devrais écrire en l'honneur du gouvernement de la république, chanter apparemment des victoires que nous ne

und Anschwärzung zwei dem französischen Nationalcharakter anhaftende Eigenschaften seien, und daß, wenn man gegen einen Franzosen sein Inneres erschlossen habe, Spott und Verläumdung dies Vertrauen zu belohnen pflegten.

Auch General Trochu, als er im Generalrathe des Morbihan zum Präsidenten gewählt ward und bei seiner Einführung die übliche Rede hielt, lieferte von seinen Landsleuten eine nichts weniger, als schmeichelhafte Charakteristik. Er sagte, daß ein Theil der französischen Bevölkerung den Unterschied zwischen „wahr" und „falsch", zwischen „gerecht" und „ungerecht", zwischen „mein" und „dein" gänzlich verlernt habe. Seine Landsleute lebten, wie Trochu sehr richtig bemerkt, seit langen Jahren nur von Lobsprüchen und Zeichen von Bewunderung, die gegenseitig einer dem andern zuerkannte. Trochu bezweifelt nun, daß die harten Prüfungen, die von der Vorsehung über Frankreich verhängt worden, dazu beigetragen haben, seine Landsleute etwas bescheidener zu machen und sie zu einer ernstlicheren Prüfung der Thatsachen zu veranlassen. Die Meisten lassen sich in Frankreich, nach Trochu's Behauptung, nur von ihrem persönlichen Vortheile leiten. Ganz Frankreich befinde sich demnach auf einer sehr niedrigen Stufe der Moral. Die wenigen Franzosen nun, die über die Menge hervorragen und in den Sumpf der Gemeinheit nicht mituntertauchen wollten, dienten zur Zielscheibe für die Böswilligen.

General Trochu schließt seine Rede mit folgenden sehr beherzigenswerthen Worten:

„Meine Herren, erkennen wir an dem von mir in großen Zügen entworfenen Gemälde mit männlicher Selbsterkenntniß, und

remportons pas, et fêter la prochaine délivrance que rien ne fait espérer. Je n'ai qu'une réponse à faire: je ne sais pas mentir; non-seulement ma conscience s'y oppose, mais encore mon cerveau, mon inspiration du moment, ma plume.

ohne uns noch weiter Täuschungen hinzugeben, daß wir einen allgemeinen Verfall zu bekämpfen haben. Und weil das Gesetz uns mit kluger Voraussicht verbietet, politische Gegenstände in unsere Berathung zu ziehen, so tragen wir den Kampf auf sein eigentliches Gebiet: auf das Gebiet der Moral."

Der selten begabte Herr von Tocqueville, der englische Genauigkeit, deutsche Tiefe und französische Klarheit in seinen Werken vereinigte, urtheilte folgendermaßen über seine Landsleute:

„Manche einzelne Franzosen haben als Individuen gesunden Menschenverstand, die Franzosen als Volk und als Bürger genommen haben ihn nicht."

Fassen wir die verschiedenen Charaktereigenschaften der Franzosen, ihnen beigelegt von den Besten ihrer Söhne, in ein Gesammtbild zusammen, so nimmt sich dies wahrlich nicht besser aus, als jenes gehässige, das sie von dem deutschen Volke entwarfen. Die Franzosen sind also grausam; sie scherzen und morden in einem Athem (Voltaire); sie kennen keine Bescheidenheit (Rousseau); sie sind Lügner (Journal des Débats); sie sind unmoralisch (Gérard); die Eitelkeit ist ihre Erbsünde (Dusmenil); sie spotten und schwärzen an (Chateaubriand); sie haben keine Vernunft (Tocqueville).

Wenn die Franzosen sich selber so ungünstig beurtheilen, kann es sie nicht Wunder nehmen, daß scharfsichtige Augen bei fremden Völkern ebenfalls ihre Fehler gewahr werden. So sprach schon Caesar von ihrem wetterwendischen Sinne, der sie nach immer neuen Staatsformen suchen läßt.*) Ferner berichtete der große römische Feldherr von den Parteien, durch die Gallien zerrissen werde.**) Diese antike Aeußerung Caesar's paßt noch auf die modernen Franzosen. Sich abstoßende Parteien giebt es in derselben

*) Mobilitate et levitate animi novis imperiis studebant.

**) In Gallia non solum in omnibus civitatibus, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt.

Familie. Victor Hugo's Vater war Bonapartist, seine Mutter Legitimistin, Victor Hugo selbst zuerst Legitimist, dann Orleanist, zwischendurch auch Bonapartist, insofern er Napoleon I. vermittelst seiner Verse in den Himmel erhob; später ward der berühmte Dichter Republikaner, Socialist, Communist, und das Ende seiner politischen Wandelungen wissen die Götter. Führen wir jetzt noch eine Stimme aus dem Alterthume an, die den Franzosen ihre Eitelkeit und daraus hervorgehende Lügenhaftigkeit vorwirft. Diodorus Siculus sagt nämlich: „Sie (die Gallier) erlauben sich viele Uebertreibungen, um sich selber zu erheben und Andre herabzusetzen."

Da die Franzosen, wie wir erst sahen, in ihrem Hasse den ehrlichen und offenen Deutschen die Heuchelei andichteten, so wollen wir hier doch noch einfügen, daß, wenn sie sich wegen ihres Schönheitssinnes (sie sollten besser sagen: wegen ihres wetterwendischen Sinnes) gern mit den alten Griechen vergleichen, sie jedenfalls ihnen darin ähnlich sind, daß auch auf sie das Wort des Juvenal paßt: „Natio comoeda est."

Springen wir aus dem Alterthume in die allerneuste Zeit, so lauten die Meinungen über die Franzosen noch viel ungünstiger. Ein Araber urtheilte über die Franzosen, als sie im September 1870 das Kaiserreich gestürzt hatten und im Frühling von 1871 sich selbst zerfleischten, in folgenden Worten:

„Die Franzosen sind mabul (toll): Pariser Regierung — Versailler Regierung — kein Grandkebir (Oberhaupt) mehr — in Frankreich nichts mehr!"

Die einsichtigen Araber meinten nun, daß es schimpflich sei, einem so tollen Volke noch länger unterworfen zu bleiben.

Sogar den Czechen, die sonst doch mit den Franzosen beständig liebäugelten, ward die französische Wirthschaft zu toll, und die Prager „Bohemia" brachte folgende Wortspiele über den heillosen Zustand Frankreichs:

La nation française = A. B. C. (abaissée).
La gloire = F. A. C. (effacée).
Son armée = D. P. C. (dépecée).
Les places fortes = O. Q. P. (occupées).
Deux provinces = C. D. (cédées).
Le peuple = E. B. T. (hébété).
Les lois = L. U. D. (éludées).
La justice = D. C. D. (décedée).
Les juges = H. T. (achetés).
La liberté = F. M. R. (éphémère).
Le crédit = B. C. (baissé).
Les denrées = E. L. V. (élevées).
La ruine = H. V. (achevée).
La honte seule est = R. S. T. (restée).

Dem alten würdigen Perthes erschienen die Geschicke Frankreichs schon vor fünfzig Jahren im trübsten Lichte. Folgende Stelle in einem seiner Briefe spricht für seine düstere Auffassung der französischen Zukunft:

„Betrachte das Schicksal der Franzosen, ihren bisherigen Untergang, ihre fürchterliche Zukunft. Die Zerstörung der Juden ist nichts dagegen."

Wenn der beredte Kanzelredner Theremin nach den Freiheitskriegen von dem „Abgrunde" sprach, in den das französische Volk durch seinen „Dünkel" gefallen, so ist es jetzt durch seinen Hochmuth so tief gesunken, daß es nur durch eine fast übermenschliche Anstrengung wird wieder auf seine Füße zu stehen kommen.

Das englische Weltblatt: „Die Times", urtheilte während des Krieges von 1870—1871: „Frankreich ist keine Nation mehr, es ist nur noch Pöbel."

Der berühmte Geschichtschreiber Carlyle äußerte sich in den

Spalten der „Times“ fast ebenso streng über die Franzosen, wie das Weltblatt selber.

Der Nordamerikaner Nathan Sheppard, der die Belagerung von Paris mitdurchmachte und von dem, was er in diesen bangen Monaten erlebte, ein später veröffentlichtes Tagebuch niederschrieb, spricht sich über die Franzosen mit unverhohlener Verachtung aus. Seine etwas hartklingende, aber kaum übertreibende Beschreibung lautet:

„Wer die Belagerung von Paris mit durchlebt hat d. h. nicht als Pariser, denn diese sind alle von einer Eitelkeit zerfressen, die nicht nur jede unbefangene, nein, auch jede einigermaßen vernünftige Anschauung der Dinge ausschließt, der muß sich nothwendig in der Seele eines Volkes schämen, das sich nicht seiner selbst schämt. — — — Der Fall von Paris besiegelt den Fall der Nation, in der lange schon jeder Blutstropfen von Männlichkeit versiegt ist. Wahrhaftig, man fühlt sich versucht, Gott zu danken, daß man nicht einem Volke angehört, welches nicht einmal mehr heldenhaft unterzugehen vermag.“

Ein Garibaldinischer Officier, der für die Franzosen sein Leben einsetzte und mit sehr günstigen Gesinnungen für sie den Boden Frankreichs betrat, urtheilte über sie bei'm Scheiden:

„Diese Franzosen flößen Widerwillen ein, theils durch ihre Apathie und Entsittlichung, theils durch ihr Verpfafftsein. Frankreich ist, moralisch genommen, viel weiter zurück, als selbst Italien.“

Also, wie der französische nationale Genius aus der Schilderung der Klügsten und Begabtesten seiner eigenen Söhne, sowie aus der Auffassung von scharfblickenden Fremden hervorgeht, steht Frankreich in geistiger, sittlicher und religiöser Beziehung weit hinter Deutschland zurück.

Wenn Renan in seinem Briefe an Strauß — wir meinen sein Schreiben vom 15. September 1871 — in jenem schönen Briefe,

wo neben etwas Spott und Bosheit so viel Adel der Gesinnung und jene bezaubernde französische Grazie zu Tage tritt, von der man oft glauben sollte, sie sei diesem über Verdienst begünstigten Volke allein zu Theil geworden, wenn Renan behauptet, daß der Stolz das einzige Laster sei, das schon hier auf Erden bestraft werde (l'orgueil est le seul vice qui soit puni en ce monde), so hätte er bei dieser ganz richtigen Behauptung nicht nach Deutschland hinüberschielen, sondern sein trauerndes Auge voll und ganz auf sein Vaterland richten sollen. Wahrlich, des Stolzes Saaten, die in Frankreich so üppig emporschossen, sind vom Ungewitter getroffen worden und liegen flach und platt auf der Erde, freilich nur des Sonnenscheins harrend, um sich wieder schlank und keck in die Höhe zu richten. Aber, dem Himmel sei Dank! das Ungewitter hat für die Einsichtsvolleren unter den Franzosen doch den Nutzen gehabt, daß sie nicht mehr die Schwefelluft der Selbstüberschätzung mit Lungen einathmen, die für eine solche Atmosphäre eigens geschaffen zu sein schienen. Wir stoßen doch, wie gesagt, hier und da in Frankreich auf Spuren von Selbsterkenntniß und auf ernstliches Bestreben, sich von den Fehlern loszusagen, die so großes Verderben herbeiführten. So sprach Casimir Périer in einem Berichte, den er über das Budget von 1871 abstattete, die Hoffnung aus, daß Frankreich sich von seinem tiefen Falle erheben werde; aber er verhehlte dabei nicht, daß dies nur durch ernstliche Selbstbesserung geschehen könne. Die Worte des begabten Sohnes eines begabteren Vaters lauten:

„Frankreich wird sich mit der Zeit von den Prüfungen, welche es erleidet, wieder erholen, aber unter der Bedingung, daß es keinen Augenblick vergesse, wie theuer ihm seine Unglücksfälle zu stehen kommen, und wie ihm obliegt, den Schaden wieder gut zu machen. Wenn nach einer so tiefen Erschütterung das Volk in kurzem nur noch die Erinnerung daran wie an einen bösen Traum

bewahrte; wenn es inmitten von Trümmern nur bestrebt wäre, sich zu betäuben, und glaubte, das frühere Leben fortsetzen zu können, ohne eine ernstliche Einkehr in sich selber, ohne den alten Adam auszuziehen, ohne sich eine Entbehrung aufzuerlegen, dieses Volk würde verdienen, für immer seine bevorzugte Stellung in der Welt einzubüßen."

Das Journal des Débats, das sich stets durch eine ruhige, vernünftige Haltung auszeichnete, war auch von jeher nicht völlig blind für die französischen Fehler. So spricht es in einem Leitartikel vom 19. September 1871 davon, daß mehrere Zeitungen, namentlich der Constitutionnel, der Gaulois und der Soir, darauf hingewiesen hätten, wie französische Officiere in großer Uniform sich mit unzüchtigen Frauenspersonen an einem nichts weniger als anständigen Orte (bal Mabille) dem Vergnügen des Tanzes hingegeben. Der Gaulois hatte den sehr berechtigten Wunsch ausgesprochen, der Oberbefehlshaber der Pariser Truppen möge den jungen Officieren verbieten, „de se montrer trop tolérans dans l'exposition publique de leurs relations féminines."

Das Journal des Débats beklagt mit Recht, daß die jungen französischen Officiere so gar nicht zu wissen scheinen, was sie ihrer Uniform schulden. Es bemerkt dann weiter voller Einsicht, daß ein Officier, der, während er Uniform trägt, nicht auf's Peinlichste die Vorschriften des Anstandes und der Schicklichkeit beobachtet, den Gesammtkörper beleidige, dem er anzugehören die Ehre habe. Mit strengen Worten erklärt das Journal des Débats die obige, an den Officieren gerügte Unschicklichkeit als „eins der traurigsten Symptome von Frankreichs innerer Fäulniß."

Noch an einer andern Stelle wird den französischen Officieren von dem Journal des Débats der Text gelesen, nämlich da, wo es von den an der Spitze der deutschen Heeresführung stehenden Männern spricht, die sich beeifert zeigen, den Mängeln und Fehlern

abzuhelfen, die sich in dem letzten Feldzuge herausgestellt. „Es ist gut," sagt das alte Bertin'sche Organ, das schon so viel Kluges und Verständiges geschrieben, „es ist gut für uns, zu wissen, mit welchem Eifer die Preußen eine Organisation und eine Ausrüstung, die ihnen schon so staunenswerthe Erfolge eingetragen haben, noch zu verbessern trachten. Unsere Officiere können sich nicht genug mit der Ueberzeugung durchdringen, daß unsere Niederlagen von 1870 vor allem andern von uns'rer Vernarrtheit in uns selbst und von der vernichtenden Ueberlegenheit herrühren, die wir über das übrige Europa zu besitzen wähnten. Der persönliche Muth ist niemals alles im Kriege gewesen. Sein Antheil an dem Siege nimmt mit jedem Tage und in dem Maße ab, als die Bewaffnung sich vervollkommnet und die Wissenschaft neue Fortschritte macht. Was unsern Truppen fehlt, das ist die Organisation, die Disciplin und nur allzu oft auch bei ihren Führern das sorgfältige und anhaltende Studium. Daß wir selbst unsere Vorzüge übertrieben und bereitwillig vor unsern Fehlern die Augen schlossen, ist uns schon schlecht genug bekommen; unsere Officiere sollten jetzt begreifen, daß sie keinen bessern Beweis ihrer Vaterlandsliebe geben können, als wenn sie entschlossen an das Studium gehen und sich täglich lange Stunden über Bücher und Landkarten bücken. Die Zeit der Hofofficiere und der glänzenden Austheiler von Säbelhieben ist vorüber. Die Zukunft gehört jetzt in dem Heere sowohl, wie in den friedlichen Laufbahnen, den Männern der Wissenschaft."

Ueberhaupt können wir das ganze Sündenregister Frankreichs in den Spalten des Journal des Débats abgedruckt lesen, wenn wir uns nicht die Mühe verdrießen lassen, während mehrerer Monate die bezüglichen Stellen herauszunehmen und aneinander zu reihen. So erklärt es die wiederholten staatlichen Erschütterungen und den schwankenden gesellschaftlichen Zustand Frankreichs aus der abscheulichen Gewohnheit, die Kinder dem Schooße der Familie zu

entreißen. Mit einem Worte, die Familienlosigkeit Frankreichs verschuldet es, daß dort alles aus den Fugen zu gehen scheint.

Auch über die französische Unwissenheit beklagt sich Herr Taine im Journal des Débats vom 17. October 1871.*)

Daß die Zeit für Frankreich gekommen sei, sich nicht an gegenseitig gespendeten Lobeserhebungen zu berauschen, sondern die ernste Wahrheit zu hören, hebt das Journal des Débats in einem Artikel vom 12. September 1871 hervor, wo es den „Times" durchaus die Berechtigung zugesteht, den Franzosen ihre Fehler vorzuhalten, sollte es auch in der, von dem Weltblatte oft beliebten, sehr derben Form geschehen.**)

Sogar der herbe Tadel, den Herr Schollenbach bei der Eröffnung einer protestantischen Schule in Colmar über die französische Unterrichtsmethode***) aussprach, eine Methode, durch die keine gediegenen Kenntnisse verbreitet würden, wohl aber Dünkel und Selbstüberhebung, sogar diese fast geringschätzige Ausdrucksweise reizt das Journal des Débats nicht zum Zorn, sondern es sagt mit rühmenswerther Selbstbezwingung und löblichster Selbsterkenntniß:

„Es ist nicht schwer, zu erkennen, wohin Herr Schollenbach zielt, wenn er von der schrecklichen Bestrafung spricht, die dem Stolze und der Ueberhebung zu Theil geworden, aber der Tadel ist verdient, und wir müssen ihn beherzigen, sowie andere

*) A cet égard, notre ignorance est déplorable. H. Taine. Der Abbé Michaud spricht von „notre France trop crédule et trop ignorante.

**) Il (le Times) nous la (la leçon) fait quelquefois un peu crûment, mais, parmi les nouvelles habitudes que nous devrons adopter, la principale sera d'apprendre à écouter de sangfroid les vérités dures.

***) La méthode mécanique bourre les élèves de notions, surcharge leur mémoire de résumés, et les rend facilement contens d'eux-mêmes, suffisans et vaniteux. Elle pose ainsi, dans les écoles primaires, le premier germe d'un sot orgueil national, et le peuple, ainsi aveuglé, subit tôt ou tard le terrible châtiment réservé à l'orgueil et à la présomption.

Ausstellungen des Herrn Schollenbach, die uns als sehr begründet erscheinen."

Ferner sagt es: „Die unvollkommene und jedes Ernstes bare Erziehung, die wir empfingen, hat einen großen Antheil an unserer Niederlage."

Doch noch andere Franzosen, als die geistvollen Männer, die dem Journal des Débats ihre Kräfte widmen, haben ein offenes Auge für die Schäden ihres Vaterlandes. So sagte Herr von Pressensé in der Nationalversammlung zu Versailles am 8. September 1871: „Mit den hochmüthigen Redensarten muß es endlich einmal bei uns aufhören." Er bemerkte dann im Verlaufe seines Vortrages, daß er nicht behaupten wolle, Paris sei die erste Stadt der Welt, denn es gezieme sich, das Selbstlob von jetzt an bei Seite zu lassen.

Herr von Pompery äußerte in der Sitzung der Nationalversammlung vom 6. Februar 1872: „Die schlimmsten Feinde Frankreichs sind nicht die Preußen, sondern die Franzosen. Wir gereichen Europa zum Gespötte." (Nous sommes la risée de l'Europe.)

Auch Herr Vitet giebt in einem Briefe, den er während der Belagerung von Paris an den Director der Revue des deux mondes schrieb, den Beweis, daß ihm über die Fehler und Sünden Frankreichs ein helles Licht aufgegangen war*).

Dem Mitgliede der französischen Akademie, das sich in Bezug auf die Fehler seiner Landsleute so hellsichtig zeigte, wollen wir

*) Dans l'impitoyable série de catastrophes, et de hontes qui s'est prolongée pour nous du 2 août au er septembre, je reconnais un châtiment; aussi pour nous, l'unique et suprême question est de savoir si, maintenant que Paris est bloqué, la justice divine se tient pour satisfaite, si nos faiblesses et nos servilités, notre incurie et notre suffisance, nos corruptions et notre orgueil ont reçu toute leur punition, et si la main du juge est lasse de frapper.

Herrn Caro vom Institute anreihen. Dieser, um den Franzosen recht derbe Wahrheiten sagen zu können, nimmt die ihnen vorgeworfenen Schwächen und Fehler mit auf seine eigene Kappe*).

Auch Herr Ch. de Mazade hielt am 28. Februar 1871 seinen Landsleuten einen langen Sündenzettel zur Beherzigung entgegen**).

Herr Jules Simon, einer der klügsten und begabtesten Männer Frankreichs, ist natürlich einsichtig genug, in der Niederlage seines Vaterlandes reichlich so viel Verschuldung, wie Mißgeschick, zu erkennen. In der großen Rede, mit der er am 25. October 1871 die öffentliche Sitzung der fünf Akademien, in seiner Eigenschaft als Minister des öffentlichen Unterrichts, eröffnete, sprach Jules Simon folgende beherzigenswerthe Wahrheiten:

„Ja, wir tragen in uns die Ursache unserer Niederlage. Ja, wir waren ebenso schuldvoll, wie unglücklich. Ja, wir haben die Aufgabe, die Seele Frankreichs wieder gesund zu machen.“

Der Minister des Unterrichts forderte in seiner glänzenden Rede seine Mitbürger vor allem zu einem Siege über sich selber auf, was bekanntlich am schwersten ist und am wenigsten von Einzelnen und Völkern vollbracht wird, sobald sie narzissisch in sich verliebt sind. Die hierauf zielenden Worte des Ministers lauten:

„Meine Herren, es gilt einen moralischen Sieg zu erringen, einen Sieg über uns selber. Wir müssen einen ganz neuen Men-

---

*) Nous sommes bien légers, d'une vanité souvent ridicule, d'une ignorance infatuée.

**) Il faut dans tous les cas entrer dans cette ère nouvelle avec un esprit éclairé par de si effroyables malheurs, en sachant bien que nous sommes tenus d'oublier beaucoup et de beaucoup apprendre. Il faut nous accoutumer au travail, aux sévérités de la vie, au respect de la vérité, à un sentiment plus sérieux des choses. Depuis longtemps, il faut bien l'avouer, nous avions oublié tout cela, nous avons vécu d'infatuations et de frivolités, abandonnant les affaires de la France à qui voulait les prendre, et ce n'est pas sans raison qu'on pouvait écrire récemment: „Ce qui nous a perdus, ce n'est pas la Prusse, c'est la bohème.“

schen anziehen und unser Volk umbilden durch Vernunft, Arbeit und Rechtlichkeit."

Auch in der Revue des deux mondes ermahnt Herr Louis Reybaud seine Landsleute, daß sie von ihrer leidigen Gewohnheit, allzu gut von sich selbst zu denken, doch abgehen und sich dagegen ein wenig mehr mit dem beschäftigen mögen, was sich außerhalb der Grenzen Frankreichs zuträgt. Er erzählt sodann, wie der Bevollmächtigte des Herrn Krupp im Jahre 1867, bei Gelegenheit der Weltausstellung, dem französischen Kriegsministerium angeboten habe, eine gewisse Anzahl von Kanonen zu liefern, sowie die zu ihrem Gebrauche nothwendigen Fingerzeige zu geben. Der Bevollmächtigte des Herrn Krupp habe eine unendliche Zeit auf Antwort warten müssen, und als ihm zuletzt die Geduld gerissen sei, und er einen bestimmten Bescheid verlangt habe, da sei ihm geantwortet worden, die Angelegenheit ruhe bei einem besonders dazu eingesetzten Ausschusse. Daß diese Antwort den Satz: „Wir wollen nicht," fein umschreibe, habe der Bevollmächtigte des Herrn Krupp, der nicht auf den Kopf gefallen sei, sofort begriffen. Er habe demnach die Sache nicht weiter verfolgt. Herrn Louis Reybaud war es nun ermöglicht, den Bericht des französischen Kriegsministeriums in der fraglichen Angelegenheit einzusehen, und dieser lautete sehr charakteristisch, wie folgt:

„Wie mag man daran denken, sich mit diesem deutschen Anerbieten zu beschäftigen, wenn man so vollendete Modelle besitzt, Modelle, um die uns Europa beneidet!"

Herr Louis Reybaud bemerkt voller Spott, daß die letzte Redensart bei keinem französischen Berichte zu fehlen pflege.

Wie die protestantischen Franzosen die katholischen an Durchschnittsbildung bei weitem übertreffen und wie, wenn es zur Zeit Ludwig's XIV. vor der Aufhebung des Edicts von Nantes im Sprichworte hieß: „Riche, comme un protestant", man heutigen

Tages mit noch größerer Wahrheit sagen könnte: „instruit comme un protestant“, so fehlt es auch bei diesem so achtungswerthen Bruchtheile der französischen Bevölkerung, deren Vermehrung die Bigotterie der Bourbons und der Haß des ultramontanen Clerus durch die schändlichsten Mittel zu verhindern wußten, nicht an der deutlichsten Einsicht, daß Frankreich seinen tiefen Fall sich selber, nämlich seinen Fehlern und Lastern zuzuschreiben habe. Am 16. October 1870 beging die evangelische Kirche Frankreichs einen allgemeinen Bußtag, um zu dem allmächtigen Gotte zu flehen, daß er den Franzosen ihre vielen Sünden vergeben und sie nicht so heimsuchen wolle, wie sie es verdienten. Ferner machte der reformirte Prediger, Leon Pilatte mit Namen, den Franzosen in der religiösen Zeitschrift: „L'Église libre“, ihren Standpunkt klar, wie es bis dahin von keinem einzigen Sohne dieses von sich so eingenommenen Volkes geschehen war. In ähnlich vernichtender Weise hat Moses zu den verblendeten Juden gesprochen. Die kräftigsten Stellen aus der Rede des französischen Predigers lauten:

„Wir haben uns gerühmt, das erste Volk der Erde zu sein, die andern Nationen mit Verachtung behandelt, und uns angemaßt, sie Alles zu lehren, ohne von ihnen etwas lernen zu wollen. Verliebt in eitle Ehre und den verderblichen Ruhm, welchen der Krieg gewährt, haben wir ihm begierig nachgetrachtet. Da wir uns unüberwindlich wähnten, sind wir beleidigend und herausfordernd gewesen, immer bereit das Schwert aus der Scheide zu ziehen; denn das vergossene Blut, das nicht das unsere war, achteten wir für nichts. Darum, Herr, hast Du uns gedemüthigt durch unerhörte Niederlagen. Das Heer, auf das wir so stolz waren, ist zerschmolzen, wie Wachs im Feuer. Die Werkzeuge, auf die wir unser Vertrauen setzten, unsere Feinde haben sie uns entrissen. — Du bist gerecht, o Herr und unser Stolz hat diese Demüthigung verdient ..... Unsere Grundsätze und unsere Sitten waren ver-

derbt. Wir haben den Meineid losgesprochen, verherrlicht und gekrönt. Wir haben das Gewissen und die Wahrheit für Vorurtheile geachtet. Wir haben gespottet über das Reine und Heilige unter den Menschen. Die Frau, die Ehe und ihre heiligen Pflichten, alle häuslichen Tugenden waren Gegenstand unsers Spottes. Unser Theater und unsere Literatur waren Schulen der Unsittlichkeit geworden. Durch die Leichtfertigkeit unsers Charakters, durch unsere lange Einwilligung in die Knechtschaft, durch die Niedrigkeit unserer Neigungen, durch unsere schamlose Kleidung, durch unsere schmutzigen Lieder haben wir unsere Zeit geschändet und der Welt ein Aergerniß gegeben. In allen Schichten unserer Gesellschaft hat das Laster geherrscht und den Augen Aller zur Schau getragen, was zu nennen nicht einmal erlaubt ist .... Und die Schläge, mit denen Du uns schlägst, der jämmerliche Zustand, in den wir gerathen sind, haben uns die Augen noch nicht geöffnet über die Sünden, die uns in's Verderben führten. Wir sind gereizt, aber nicht reuig. — — — Befreie uns, o Herr, von unserer Verblendung!"

Auf dieses französische Sündenbekenntniß, entflossen dem zerknirschten Herzen eines protestantischen Geistlichen, wollen wir die Verse eines deutschen Dichters folgen lassen, in denen ebenfalls Frankreich ermahnt wird, in Sack und Asche zu trauern. Aber mit der hohen Unparteilichkeit, die jedem echten Dichter eignet und mit der liebenswürdigen Entschuldigungsbeflissenheit, die der Deutsche so gern den Nationalfehlern fremder Völker gegenüber in Anwendung bringt, mit dem rühmlichen Bestreben auszugleichen zählt Julius Grosse neben den Sünden der Franzosen auch ihre glänzenden Eigenschaften und mannigfachen Verdienste her, vermittelst derer sie in der Geschichte einen so hervorragenden Platz behaupten. Julius Grosse singt:

„Auf die Kniee, Frankreich!
Viel hat des Himmels Gnade und Langmuth
Dir gewährt zum leuchtenden Vorbild;

Lodernden Heldensinn gegen die Knechtschaft,
Heiligen Todesmuth menschlicher Freiheit,
Die Du errungen in hundert Stürmen,
Sprühende Geister voll Witz und Scharfsinn,
Künste des Friedens und blühenden Handels
Steigende Wohlfahrt — Viel gab der Himmel,
Doch mehr gab die Hölle:
Frevelnder Anmaßung eherne Stirnen,
Gewissenloser Selbstsucht Hochmuth und Habgier,
Prahlender Eitelkeit tolle Berauschung,
Starrer Unwissenheit eigene Vergötterung."

Wie wir im ganzen Laufe unserer Betrachtungen dem ausgleichenden Grundsatze des Dichters huldigten, neben dem Schatten nie das Licht fehlen zu lassen, so sind wir den anziehenden und glänzenden Eigenschaften der Franzosen überall gerecht geworden. Demnach wollen wir auch nicht unterlassen, die vielerlei Entschuldigungen anzuführen, wodurch die so riesengroße Eitelkeit der Franzosen, sowie ihr Stolz, ein Stolz, der auf alle übrigen Völker mit Geringschätzung herabsah, wodurch diese beiden üblen Eigenschaften in etwas verlieren an ihrer Gehässigkeit.

Einmal ist ja die Eitelkeit das Pathengeschenk, das die böse Fee einem jeden Sterblichen in die Wiege legt. Dann aber haben fast sämmtliche fremde Völker und in diesen Völkern deren bedeutendste Männer, so viel Weihrauch für die Franzosen aufsteigen lassen, daß auch die bescheidensten Menschen zuletzt davon schwindelig geworden wären. Sagte doch Friedrich der Große in seiner Unterredung mit dem Marquis von Lafayette, es sei eigen, daß Frankreich so viele große Männer in den Wissenschaften hervorgebracht habe und Deutschland so wenige. Wahrlich, wenn Klopstock, an diese und ähnliche Aeußerungen Friedrich's denkend, eine tiefe Abneigung gegen ihn faßte, so kann man es ihm nicht übelnehmen.

Da ein preußischer König — und der größte und geistreichste unter den Hohenzollern — mit gänzlicher Nichtachtung des deutschen

Volkes den Franzosen Artigkeiten sagte, so ist es nicht zu verwundern, daß die schon allzu eitlen Gallier durch diesen Mangel an nationaler Würde zum Uebermuthe verführt wurden. Es berichtete nämlich die Gazette de France im Jahre 1814, der König von Preußen habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu speisen. Doch wie kann man sich über solche Anmaßung der Franzosen noch verwundern?! Selbst deutsche Schriftsteller, die ihr Vaterland leidenschaftlich liebten, fanden in dieser hochfahrenden Meldung der Gazette de France keinen Anlaß zum Tadel oder zum Zorne. Sogar Börne, dem es wahrlich an ätzender Lauge nicht fehlte, erklärte diese Aeußerung der französischen Zeitung für das Zeichen eines „großartigen Selbstgefühls."

Da dieselben Ursachen stets dieselben Wirkungen hervorbringen, so mußten die Franzosen sich ebenso, wie der Papst, unfehlbar halten, weil Alles vor ihnen auf den Knieen lag. Wie die übrigen Völker mit unwürdigstem Selbstvergessen den Franzosen, selbst bis zur schwächlichsten Schwäche und bis zum Laster, nachahmten und sich dadurch zu Affen erniedrigten, das hat Friedrich von Logau in einem Sinngedichte sehr kräftig so ausgesprochen:

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen."

Wie die Nachäfferei und Anbetung alles Französischen zur Zeit Lessing's betrieben wurde, darüber spricht sich dieser scharfe Denker am Schlusse seiner Hamburger Dramaturgie mit folgenden Worten aus:

„Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten."

Und dann bemerkt Lessing an einer andern Stelle seines, der blinden Nachahmung Corneille's so feindlichen Werkes, daß die Franzosen „sich selbst das erste Volk der Welt sehr bescheiden zu

nennen pflegen.“ Er hätte gerechter Weise hinzufügen sollen, daß man sich über dieses Selbstlob nicht wundern dürfe, da den Franzosen von einzelnen Persönlichkeiten und ganzen Völkern seit Jahrhunderten so reiches Lob gespendet worden. Stete Lobeserhebungen verwirren zuletzt selbst die klarsten Köpfe. Erklärte doch Alexander der Große sich für einen Sohn des Jupiter Ammon, als die Schmeicheleien seiner höfischen Umgebung seinen sonst so klaren Verstand umnebelt hatten.

Auch der Feldmarschall von Müffling erzählt in seinen „Aus meinem Leben“ betitelten Aufzeichnungen, wie in seiner Jugendzeit Alles einen französischen Zuschnitt hatte. Er berichtet:

„Mein Vater — ein Officier des siebenjährigen Krieges — kannte die erste von allen Forderungen seines Königs an junge Officiere, welche sich auf eine schnelle Carrière vorbereiteten, Geläufigkeit in der französischen Sprache und hierauf wurde mein ganzer Unterricht gebaut, der aller Gründlichkeit entbehrte.“

Daß bei solcher Nachäfferei der Franzosen von Seiten der Vornehmen in Deutschland auch einmal bis zum niedern Volke die Nachahmungssucht vordringen mußte, war eine unausbleibliche Folge. Goethe, dem sich diese Wahrnehmung aufdrängte, ruft, als die französische Revolution anfing, den Fürsten sehr unangenehm zu werden, ihnen mit begründetstem Spotte folgende Distichen zu:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache geredet,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr begehrtet, geschieht!“

Doch verloren sich mit der französischen Revolution keineswegs die Schmeicheleien der Hohen und Niedern für das verhätschelte Lieblingskind Europa’s. Noch in den öffentlichen Erlassen der verbündeten Fürsten an das französische Volk, bevor sie dessen so gefürchtete Grenzen überschritten, fehlte es nicht an liebenswürdigen und verbindlichen Redensarten. So sagten die verbündeten Fürsten

in einer Ansprache an das französische Volk, die sie am 1. December 1813 aus Frankfurt am Main erließen:

„Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist.“

Auch der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg sprach aus seinem Hauptquartier von Pongy, den 23. März 1814, zu den Franzosen in schmeichelnder Weise, wie folgt:

„Frankreich sei glücklich und frei, aber nicht auf Kosten der Freiheit und des Glückes anderer Nationen.“

Der deutsche Dalberg pflegte sich in seinen Briefen als „Charles D'Alberg“ zu unterzeichnen. Man kann nach dem eben Berichteten das Benehmen des biedern Freiherrn von Stein nur billigen, als dieser französirte Deutsche — er war der französischen Gesandtschaft beigegeben — während des Wiener Congresses ihm seine Aufwartung machen wollte. Freiherr von Stein ließ durch den anmeldenden Diener heraussagen, falls Herr von Dalberg als Mitglied der französischen Gesandtschaft zu ihm komme, so müsse er ihn schon empfangen; besuche er ihn aber als deutscher Edelmann, so werde er ihn die Treppe herunterschmeißen.

So schmeichelte ein deutscher Edelmann den Franzosen durch die Verstümmelung seines, von einer langen Ahnenreihe ererbten Namens. Doch auch die Engländer ließen es an Schmeicheleien für die Franzosen nicht fehlen, während sie sonst für fremde Völker meist Grobheiten zu haben pflegen.

Ein Armeebefehl des Generals Pelissier machte während des Krimkrieges die französischen Soldaten darauf aufmerksam, daß der englische Oberbefehlshaber Simpson in einer Ansprache an seine Truppen die Franzosen „die größte militairische Nation Europa's“ genannt habe.

Auch der russische General Bodisco, der mehrere Monate hindurch Kriegsgefangener in Evreux gewesen war, strich den Franzosen beim Abschiede Honig um den Mund. In einem, an den Redacteur des „Courrier de l'Eure“ gerichteten Briefe sagt nämlich der Vertheidiger von Bomarsund:

„Ich werde nie vergessen, mit welcher zarten Aufmerksamkeit Ihre Landsleute die Leiden unserer Gefangenschaft zu erleichtern wußten. — — — Es war unserm Unglück eine große Milderung, auf diese Weise das Edle und Hohe im französischen Charakter persönlich zu würdigen. Nochmals Lebewohl und Dank den trefflichen Bewohnern von Evreux.“

Wenn Abd-el-Kader der asiatischen Gesellschaft in Paris, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, ein Werk übersandte, das den etwas seltsamen Titel führte: „Memento für den Klugen und Mahnung für den Faulen“, und wenn er in diesem Werke zu beweisen suchte, daß die Franzosen das gesammte Wissen aller Nationen, das der arabischen und das der nicht arabischen Völker, in sich vereinigten, so war diese Schmeichelei allerdings nicht gefährlich, denn einmal entging es den gebildeten Franzosen nicht, daß die Gelehrsamkeit des arabischen Emirs nicht von der Art war, um ihm ein Urtheil zu gestatten, welches den weitesten geistigen Ueberblick zur Voraussetzung hatte, und zweitens war es der Mehrzahl der Franzosen nicht unbekannt, daß Abd-el-Kader seinen Unterhalt aus ihrem Staatssäckel empfange. Es schien ihnen deshalb ganz passend, daß Abd-el-Kader noch reicheren Weihrauch spende, als Diejenigen, die sich einer unabhängigen Stellung erfreuten. Aber noch in der jüngsten Zeit, noch nach den vernichtenden Niederlagen der Jahre 1870 und 1871, scholl den Franzosen aus dem Munde auswärtiger Völker der Sirenengesang von der „großen Nation“ in die Ohren. So noch von der chinesischen Gesandtschaft in der zweiten Hälfte des Jahres 1871. Die Mit-

glieder dieser beklagenswerthen Gesandtschaft hatte Herr Thiers so lange warten lassen, bevor sie die von ihrer Regierung ihnen anbefohlene Entschuldigung zu dem Ohr des dermaligen französischen Staatsoberhaupts tragen konnten, daß sie unterdeß ihre Staatsgewänder und sonstige Kostbarkeiten in das Pariser Leihhaus hatten senden müssen, um nur durch ihre endlich bezahlte Wirthshausrechnung der Pfändung zu entgehen. Trotzdem man nun hätte annehmen sollen, daß die Chinesen in Versailles beim Herrn Thiers in einer nicht zur Schmeichelei geneigten Stimmung anlangen würden, so sprach doch das Haupt der Gesandtschaft im Eingange seiner Rede, wie folgt:

„Ich, Tchong-Haou, Abgesandter des großen Kaiserreichs der Tsing, habe von meinem erhabenen Gebieter den Auftrag erhalten, an seiner Statt das erlauchte Oberhaupt der „großen französischen Nation“ zu begrüßen und ihm ehrfurchtsvoll einen kaiserlichen Brief zu überreichen.“

Auch in dem verwendenden Schreiben, das an den Präsidenten der französischen Republik von Seiten der angesehensten und berühmtesten Engländer gerichtet ward (wir finden am Schlusse des Schriftstücks die strahlenden Namen eines Sir John Lublock, eines Sir John Rose, eines Master Charles Darwin und anderer Leuchten der Wissenschaft), damit er das Urtheil des Versailler Kriegsgerichts in Betreff des Herrn Elisée Reclus, der bekanntlich wegen seiner Betheiligung an der Pariser Commune zur Hinwegführung in eine Strafcolonie war verdammt worden, damit er das über den wissenschaftlich hervorragenden Communisten gefällte Urtheil nicht unterzeichne, sondern dessen Begnadigung bei der französischen Nationalversammlung zu erwirken suche, auch in dieser, an Herrn Thiers von englischen Gelehrten ersten Ranges abgesandten Bittschrift wird gesagt, daß die entehrende Bestrafung eines Mannes, der sich durch so tüchtige Leistungen verdient gemacht habe, einen

Makel werfen werde auf den literarischen Ruf seines „großen Landes".

Scheint es demnach einen Augenblick, als ob die Franzosen zur Selbsterkenntniß und der ihnen so heilsamen Bescheidenheit gelangen sollten, dann singen ihnen die fremden Völker gleich wieder so süße und verlockende Weisen vor, daß alle guten Vorsätze in den Schlaf gelullt werden und der alte Hochmuthsteufel, der nur ein klein wenig in die Ecke gedrängt war, schnell wieder hervorkommt, um auf's Neue die verwegensten Luftsprünge zu machen. Daß dann früher oder später wieder ein Salto mortale nicht ausbleibt, ist selbstverständlich.

Wenn wir nun für die krankhafte Eitelkeit der Franzosen alle Entschuldigungsgründe anführten, die nur irgendwie sich unserm prüfenden Blicke darboten, so haben wir für die von ihnen seit Jahrhunderten bis zur neuesten Zeit herunter bewiesene Grausamkeit das schärfste Verdammungsurtheil. Hierfür können wir nichts zur Entschuldigung aufführen, außer daß wir sagten, das französische Volk habe denselben blutgierigen Instinkt, wie der Tiger. Wollte man aber für Persönlichkeiten und ganze Völker den Instinkt gelten lassen, so hörte ja jede Verantwortlichkeit für sie auf und sie handelten nicht nach freiem Willen, sondern nach unerbittlicher Nothwendigkeit.

Die Milde und Gutmüthigkeit des deutschen Volkes gegenüber der tigerhaften Wuth, die von dem französischen Volke bei religiösen und politischen Streitigkeiten an den Tag gelegt wird, stellt ersteres unendlich über die Mörder des Admirals von Coligny und des Herrn von Malesherbes.

Daß die Grausamkeit der Franzosen noch in jüngster Zeit auf schauerliche Weise zur Erscheinung gelangte, davon haben wir in der lebendigen Verbrennung eines jungen Mannes im Jahre 1870*),

*) Dans un village de la Dordogne un jeune homme a été brûlé vif,

in der Ermordung von unschuldigen Officieren auf den Straßen von Perpignan*) und in der Ersäufung mehrerer Pariser Municipalbeamten**) im Jahre 1871 die betrübendsten Beweise. Wenn die lebendige Verbrennung auf dem Lande und die Ermordung und Ersäufung in der Stadt geschah, so ersehen wir daraus, wie die Grausamkeit in Frankreich überall zu Hause ist. Ueber die lebendige Verbrennung berichtet auch das Journal des Débats vom 19. August 1870. Sie fand statt in dem Weiler Haute Faye, der zum Departement der Dordogne gehört. Der Name des unglücklichen jungen Mannes, der lebendig verbrannt ward und der einer angesehenen Familie angehörte, lautete Monnéis. Bei der Ersäufung der Pariser Municipalbeamten durch den Pöbel war das gleichgültige Verhalten der vornehmeren Zuschauer besonders hassenswerth. Mit keiner Silbe ward dem Pöbel seine Schändlichkeit vorgehalten und keine Hand streckte sich den Unglücklichen entgegen, als sie das Ufer zu erreichen und dem Wellengrabe zu entrinnen suchten.

---

en cérémonie, par une bande de furieux, aux cris de vive l'empereur! Aux faits que la presse a rappelés, nous en pourrions ajouter bien d'autres, que nous ont signalés des hommes très dignes de foi. (Revue des deux mondes. Livraison du 15. Septembre 1870. P. 377.)

*) A Perpignan notamment, des scènes hideuses de férocité et de sauvagerie se commirent contre d'innocens officiers, impitoyablement et lentement massacrés par la populace. (La Province pendant la guerre. Par M. Paul Leroy-Beaulieu. Revue des deux mondes. (Mars 1871. P. 161.)

**) Qu'on se rappelle les horribles épisodes qui précédèrent l'assassinat des généraux au 18. mars, ces humbles agens de l'ordre public qui furent attachés à une planche et jetés à l'eau par une populace en délire. Quand les malheureux essayaient de regagner le bord, les radicaux de la plèbe démagogique les rejetaient dans le fleuve à coups de gaffes et à coups de pierre, et ainsi se prolongeait jusqu' à la mort l'agonie horrible. Eh bien! il y avait pour l'honnête homme qui lisait ces détails quelque chose de plus hideux que cette agonie, de plus odieux que la cruauté des bourreaux, c'est l'inertie de la foule qui regardait, l'impassibilité de ces témoins qui s'abstenaient de porter secours. (Journal des Débats. 8. Janvier 1872.)

Lernten wir aus der blutigsten Geschichte Europa's, wie die Franzosen im Zorn sich selber zerfleischen, so haben wir einen schwachen Begriff davon, was Deutschland zu befahren hätte, falls dies erbarmungslose Volk seine Rache an uns kühlen dürfte. Der französische Haß gegen Deutschland übersteigt nun alle Vorstellung. Wir wollen einmal wieder das „Paris-Journal" reden lassen, dessen wahnsinnige Wuthausbrüche im Jahre 1870, als die Franzosen fortwährend geschlagen wurden statt zu siegen, wir an einer frühern Stelle anführten. Das „Paris-Journal" läßt sich nun, ganz in seinem alten gehässigen Geiste, folgendermaßen vernehmen:

„Eine sehr gute Idee des Blitzes! Der electrische Funke tödtete gestern zu Chennevière bei St. Maur den baierischen Infanterie-Lieutenant Schoeffer. Die Einwohner schulden dem heiligen Donner eine geweihte Kerze."

Der ebenfalls nicht gebesserte Gaulois rief bei der Nachricht von dem großen Brande Chicago's mit cynischer Wildheit aus:

„Nach Paris und Martinique ist nun auch Chicago in Flammen aufgegangen. Giebt es denn zum Teufel niemals deutsche Städte, die brennen?"

Daß der französische Haß auch vor den abscheulichsten Lügen nicht zurückschrickt, ist um so begreiflicher, da die gallische Race ja überhaupt mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße lebt. Wir wollen aus der „Liberté" — fast jede französische Zeitung liefert Beispiele für den wüthendsten Haß gegen Deutschland und durch ihn hervorgerufene abscheuliche Lügen in reichster Fülle — einen Auszug geben, um darzuthun, wie selbst gebildete französische Aerzte den Deutschen das Niedrigste und Schmachvollste nachsagen. Zum Glück sind ihre Lügen so ungeheuerlich, daß selbst ein Schwachsichtiger sie auf Meilenweite als solche erkennt. Die „Liberté" nun läßt sich vernehmen, wie folgt:

„Es versteht sich ganz von selbst, daß wir dahin trachten müssen, die Summe Geldes nicht zu vergrößern, die wir gezwungen sind, Deutschland zu überliefern. Wir müssen unsere Handelsverbindungen auf das Nothwendigste beschränken und namentlich diejenigen abbrechen, bei denen wir verlieren. Von diesem Gefühl und von dieser Pflicht durchdrungen, erklären die französischen Aerzte jetzt beinahe einstimmig, daß wir aufhören müssen, uns der Mineralwasser Deutschlands zu bedienen, und das umsomehr, da wir sie sämmtlich durch französische Wasser ersetzen können. Mehrere belehrende Schriften über diesen Gegenstand sind bereits erschienen; ein berühmter Kliniker, der Doctor Guenau de Mussy, sprach sich kürzlich in einem seiner Vorträge folgendermaßen über Ems aus:

„Ems muß jetzt den französischen Kranken untersagt werden; ich kenne verschiedene Kranke, die im letzten Jahre in Ems gewesen sind. Sie sind auf das Feigste insultirt und auf das Unverschämteste bestohlen worden. Diese deutsche Race scheint weder Ehre noch Ehrlichkeit zu kennen."

Nach solchen Schilderungen vom deutschen Nationalcharakter, für die ein angesehener französischer Arzt mit seinem Namen einzutreten die Stirn hatte, nimmt es nicht Wunder, wenn die Landsleute dieses saubern Herrn Franzosen vor Deutschen, die sie in früherer Zeit geschätzt und geliebt hatten, bei einer Wiederbegegnung wie vor Pestkranken zurückfliehen.

Von dem Hasse Frankreichs gegen Deutschland empfing auch der internationale archäologische Congreß zu Bologna einige sehr unliebsame Proben. Es befanden sich auf diesem Congresse französische Gelehrte in beträchtlicher Anzahl, während Deutschland sich nur durch den Professor Virchow vertreten sah. Dieser mit der, den Deutschen eigenen Gutmüthigkeit und in der festen Annahme, daß nicht blos die Dichter, sondern auch die Gelehrten auf einer höhern Warte stehen, als auf der Zinne der Partei, versuchte nun

eine freundliche Annäherung. Doch das sollte ihm schlecht bekommen. Herr de Quatrefages, der durch seine Behauptung, daß die Preußen eine finnisch-slavische Mischrace seien, Zeugniß ablegte, wie er einen Sparren im Kopfe hat, rief dem sich freundlich nähernden Professor Virchow mit theatralischer Geberde und mit dem, den Franzosen eigenthümlichen Pathos zu: „Jamais de réconciliation!“ Auch die übrigen französischen Gelehrten gaben ihre Abneigung gegen Deutschland in den verletzendsten Formen zu erkennen. Die Italiener, hierdurch auf's Unangenehmste berührt und in peinliche Verlegenheit versetzt, gaben sich die größte Mühe, durch verdoppelte Höflichkeit die französische Grobheit wieder gut zu machen und auf alle nur mögliche Weise ihre Sympathieen für Deutschland kundzuthun. Dem Professor Virchow wurden, als einem ausgezeichneten Vertreter deutscher Wissenschaft, aber auch als Deutschen insbesondere, sowohl in Bologna, wie später in Rom, die wärmsten Huldigungen dargebracht.

Wenn Herr A. de Quatrefages die ihm vom Professor Virchow freundlich dargebotene Hand mit der Geberde des Abscheus und des Hasses zurückstieß, so ist der Botaniker, Herr Eduard Prillieux zu Paris, durch ein Schreiben vom 3. Januar 1872 aus der deutschen Akademie der Naturforscher freiwillig ausgeschieden, obgleich er ihr über zwanzig Jahre angehört hatte. Er bemerkt in dem Schreiben, wodurch er sein Ausscheiden ankündigt: „Heute giebt es für einen Franzosen keinen Platz mehr in einer Gesellschaft von Deutschen.“

So glüht der französische Haß in der Presse, bei Gelehrten, bei Aerzten, bei Richtern, bei den untern Volksschichten, kurz überall, bei Gebildeten und Ungebildeten.

Die seltenen Stimmen, die in Frankreich zur Versöhnung mit Deutschland mahnen, erklingen gar schwach gegenüber dem Furienchor der Rache. Renan sagt in seinem Sendschreiben an Strauß sehr

richtig, der Gemüthszustand Frankreichs in Bezug auf Deutschland lasse sich mit den Worten kennzeichnen: „Wir wollen jetzt einmal mit der Liebe aufhören und es mit dem Hasse versuchen.“ Deutschland verspürt nun allerdings die zweite Hälfte des eben gehörten Satzes in der Ermordung friedlicher Besatzungstruppen von Seiten meuchelnder Franzosen, die dann von dem Schwurgerichte freigesprochen werden; aber wann hätte Frankreich ihm Liebe gezeigt? Etwa in der Einäscherung der Pfalz und in unzähligen Ueberziehungen seines friedlichen Gebietes? Wie viele Unbilden Deutschland von Frankreich erfahren, wollen wir den englischen Unterstaats-Secretär Baxter sagen lassen, der sich vor seinen Wählern so äußerte:

„Was Frankreich betrifft, so haben seine Ruhelosigkeit und sein kriegerischer Ehrgeiz Europa lange genug bedroht. Einmal über das andere wurden seine Heere in Bewegung gesetzt, um jenseits des Rheins die Heimstätten eines fleißigen und friedsamen Volkes zu verwüsten.“

Deutschland würde nun gern die vielfachen, ihm widerfahrenen Unbilden verzeihen, aber das eitle Frankreich verzeiht nicht die ihm zu Theil gewordene so sehr verdiente Demüthigung. Die vereinzelten Rufe demnach, die aus der Mitte des durch verletzten Hochmuth tollgewordenen Volkes zur Versöhnung mit Deutschland mahnen, verklingen unbeherzigt, wie die Stimme des Predigers in der Wüste.

Da die Franzosen als Dialektiker und Sophisten von jeher Großes leisteten, so sind sie bemüht, ihren Haß nur als berechtigtes Echo des so lange gegen sie von Deutschland genährten Hasses erscheinen zu lassen.

Gaben die Franzosen, wie wir bereits anführten, den Deutschen, diesem so aufrichtigen und zur Verstellung so wenig geeigneten Volke, Schuld, sie hätten vor den fremden Nationen stets als

Schäfer aus den Eklogen Virgil's zu erscheinen gesucht, so fällt uns für die Franzosen, wie sie, nachdem der Krieg einen für sie so kläglichen Ausgang genommen, sich als die früher friedfertigsten Menschen darzustellen beflissen sind, als arglose Leute, an deren gastlichem Heerde schon seit Jahren preußische Spione gesessen, die das Land auszuforschen gesucht (Professor Michelet behauptet sogar, daß deutsche Dienstmädchen zu diesem Zwecke in Frankreich Stellen angenommen), so fällt uns für das Bild, das die Franzosen jetzt von ihrer damaligen Unschuld und Sanftmuth entwerfen, ein Vers aus unserer Kindheit ein: „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee." O, der abscheuliche deutsche Wolf, der dem armen französischen Lamme, das ihm das Wasser nicht trübte, das Blut aussog! Hierüber belehrt Herr Beaussire seine Landsleute in einem giftigen Aufsatze, betitelt: „Les Haines Nationales. La France et l'Allemagne, dessen bissigste Stellen man unten findet*).

*) Revue des deux mondes 1. Février 1871. Les Allemands nous appellent „l'ennemi héréditaire". Leur haine érudite trouve des prétextes jusque dans les temps les plus reculés. (P. 493.) La littérature a encore été l'instrument de cette haine. L'esprit allemand ne connaissait plus de limites dans son ambition. Il n'aspirait qu'à l'indépendance quand il nous injuriait au XVIIIe siècle; il prétendait à la domination quand il reproduisait et aggravait ses injures au XIXe (P. 503.) C'est en effet l'orgueil blessé qui a fait depuis cinquante ans le fond de toute la haine des Allemands contre nous. Leurs politiques étaient jaloux de notre gloire militaire et du rôle considérable que nous jouions encore dans le monde, comme leurs lettrés de notre gloire littéraire et de l'influence universelle de notre esprit. (P. 504.) Trois axiomes ont cours en Allemagne; le premier affirme la supériorité de la race germanique sur toutes les races européennes, — le second, la supériorité de la nation allemande sur toutes les nations d'origine germanique, — le troisième, la consécration, dans l'époque actuelle, de cette double supériorité. Qu'il s'agisse de philosophie ou de science, de critique historique ou philologique, ces trois axiomes manquent rarement de se produire. Or l'esprit allemand a beau s'attribuer la primauté dans tous les genres, il n'a pas cessé d'être jaloux de l'esprit francais. Il hait en lui des qualités qu'il n'a jamais su s'approprier et une influence encore sans égale sur la civilisation universelle. Il lui en veut des services qu'il

Wenn Herr Beaussire behauptet, der langjährige Haß Deutschlands gegen Frankreich stamme vorzüglich daher, weil ersteres voll neidischer Wuth richtig herausgefühlt, daß es trotz aller Anstrengungen doch stets hinter dem französischen Genius werde zurückbleiben müssen, wenn Herr Beaussire dergleichen Abgeschmacktheiten behauptet, so beweist er, wie ihm von dem Großherzigen in der deutschen Volksseele keine Ahnung aufgegangen. Wo einem Deutschen reinste Bewunderung vergönnt ist, da beneidet er nicht, sondern giebt sich hin in unbedingtester Liebe. Als Schiller in erhabener Selbstlosigkeit glaubte, niemals die dichterische Größe Goethe's erreichen zu können, da schrieb er ihm jenen wunderbaren Brief, in dem sein Herz mit seinem Geiste auf gleicher Höhe erscheint. Er schrieb nämlich an Goethe, daß mit dem Vortrefflichen jedes Ringen aufhöre und es ihm gegenüber nur ein Verhältniß gebe, nämlich Unterwerfung in freier Liebe. Denselben Gedanken drückt ja Schiller in seinem Don Carlos aus, als der spanische Königssohn erkannt hatte, daß er es dem Marquis Posa niemals werde gleichthun können. „Ich endlich mich kühn entschloß,

en reçoit. Il souffre de voir ses propres productions faire plus aisément leur chemin quand elles portent une empreinte française. Il n'est pas loin de croire que nous lui faisons tort quand nous travaillons à les faire connaître. Ils nous accusent d'étroitesse quand nous ne les comprenons pas, de platitude quand nous les comprenons trop bien. Il répugne d'autant plus à notre clarté qu'il a souvent besoin du demi-jour pour s'abuser lui-même et pour abuser les autres sur sa profondeur. Il affecte de nous mépriser; mais sous le mépris se cachent l'envie et la rancune mal dissimulée de l'orgueil blessé. (P. 504.) Nous mettrons toute notre intelligence et toute notre ardeur à nous élever de notre infortune présente, par le progrès continu de nos institutions, de nos mœurs, de notre industrie, de tous nos arts, de notre influence dans tous les genres, à un point de grandeur que nous n'avions pas encore atteint, auquel ils (les Allemands) ne sauraient prétendre, et, puisque la lutte entre eux et nous a été surtout une lutte d'orgueil, si jamais nous devons nous sentir suffisamment vengés, ce sera quand nous leur aurons arraché l'aveu de notre supériorité reconquise. (P. 512.)

Dich grenzenlos zu lieben, weil mich der Muth verließ, Dir gleich zu sein.“ Das ist der Ausspruch des deutschen Volksgenius. Hätte Deutschland gefühlt, daß es sich nie zu der Höhe Frankreichs werde emporschwingen können, so wäre sein Herz nicht von eklem Neide erfüllt gewesen, sondern es hätte das Vortreffliche geliebt und bewundert. Doch, wie aus unserer gewissenhaften und unparteiischen Vergleichung beider Völker hervorgeht, braucht Deutschland keineswegs zu verzweifeln, es Frankreich je gleichthun zu können. Frankreich hat allerdings einzelne Vorzüge, die Deutschland schwerlich je erreichen würde, möchte es auch noch so eifrig sich danach abmühen. Doch Deutschland fühlt sich jetzt viel zu stolz und sicher, um nicht für immer die einfältige Nachäfferei abgethan zu haben. Es arbeitet innerhalb der ihm von seinem Volksgenius gesteckten Grenzen und erreicht hier das Höchste und für die Menschheit Erfreulichste. Und wenn die beiderseitigen Völker ihre am Baume der Humanität gezeitigten Früchte vorweisen, so wird man die deutschen schmackhafter finden.

Auch Herr Mézières, Professor der fremden Literatur an der Sorbonne, spricht in der Vorrede zu seiner Goethe-Studie, wie er, in Metz geboren, mithin unweit der deutschen Grenze auferzogen, keinen Augenblick über den tiefen Haß in Zweifel gewesen sei, den man jenseits des Rheins gegen Frankreich seit langem gehegt habe*). Dieser Professor an der Sorbonne macht durch seine falsche Auffassung der Wirklichkeit seinem Titel alle Ehre. Da er das Helle dunkel und das Weiße schwarz malt, so erinnert er unwillkürlich daran, daß Schopenhauer Hegel mit einem Tintenfische verglich. Wie der Tintenfisch durch die schwarze, von ihm ausgesprützte Flüssigkeit es unmöglich macht, in seinem nächsten Umkreise klar zu

*) Un enfant de Metz, élevé près de la frontière, ne pouvait se faire illusion sur les sentimens de l'Allemagne à notre égard, ni se dissimuler la haine qu'on nous portait des deux côtés du Rhin.

sehen, man mithin seine Bewegungen nicht zu verfolgen vermag, so senken auch oft die Herren Professoren erst dichte Finsterniß über ihren Zuhörerkreis, um dann bequem auf dem nächtlichen Gebiete ihre Irrlichter aufsteigen zu lassen. Der Haß, den Herr Mézières seit seiner Kindheit in dem angrenzenden Deutschland gespürt haben will, ist ein Irrlicht des künftigen Professorengehirns.

Lautet nun „Haß“ die Parole und „Deutschland“ die Losung, die jetzt in Frankreich ausgegeben werden, so berührt es doppelt wohlthuend, wenn hier und da einmal Franzosen zur Vernunft kommen und der Wahrheit und Billigkeit und, was das Schönste ist, der Menschenliebe ihr Ohr öffnen. Herr Caro vom Institute, der den Deutschen so viel Böses nachsagte und in seinem Hasse von dem Fürsten Bismarck ein lächerlich entstelltes Bild entwarf, vermag doch dem Gedanken Raum zu geben, daß sein Volk, vereint mit dem unsern, gemeinsam wirke an dem Webstuhle allgemeiner Bildung*). Auch Georges Sand ist eine zu geniale Frau, als daß auf den vielen Seiten, die sie voll grimmigen Hasses gegen die Deutschen geschrieben, sich nicht Stellen finden sollten, verklärt von dem Silberblicke der Versöhnung. Wie sollte eine Frau von edlem Wollen und hohem Denken sich nicht hingezogen fühlen zu einem Volke, wie dem deutschen, welches das beste Herz mit dem tiefsten Geist verbindet! Wie sollte sie sich nicht einem Volke zuneigen, das so reine Empfindungen und so erhabene Gedanken den Franzosen in jener Universalsprache zusendet, die von dem Mitgliede jeder Nation verstanden wird, falls diese nicht mehr wandelt auf den Pfaden der Barbarei! Wir meinen die deutsche Musik und vor allem die Schöpfungen Mozart's, Beethoven's und Weber's,

---

*) Gardons ce que nous pourrons préserver de cette noble et libérale sympathie qui devrait survivre entre les esprits cultivés des deux races les deux grandes ouvrières de la civilisation moderne et préparer le jour de leur réconciliation dans la justice et dans la paix.

die den Parisern in ihren Concerten so vortrefflich zu Gehör gebracht werden. In diesen Concerten nun fühlte Georges Sand, die des Deutschen nicht mächtig ist, den wunderbaren Zauber des deutschen Genius und durch die schrillen Klänge des Hasses, die sie während des Krieges von 1870—1871 umtönten, erklang von Zeit zu Zeit vor ihrem geistigen Ohre das „Seid umschlungen, Millionen!" — jener Hochgesang der Menschenliebe, gedichtet von einem deutschen Dichter ersten Ranges und in Musik gesetzt von einem deutschen Tondichter ersten Ranges, so daß Wort und Melodie zu den Sternen emportragen. Und wenn nun die Liebe, der Grundton des deutschen Volkes, den Haß, den Grundton des französischen Volkes, zum Schweigen gebracht, dann regten sich bei der genialen Frau die Schwingen, die sie in ein anderes Land trugen, das nicht Frankreich und nicht Deutschland war und wo die edelsten Geister der einen und der andern Nation gemeinsam schufen an dem „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" In solchen gehobenen Augenblicken schrieb Georges Sand:

„Aus diesem wüthenden Ringen zweier Völker wird eines Tages die Brüderlichkeit hervorgehen, das künftige Gesetz für die gesammte Menschheit!"

Und dann sagt Georges Sand an einer andern Stelle von den Deutschen:

„Sie sind ein von uns verschiedenes Volk, aber gleich uns, aufgeklärt durch Unterricht und Bildung und vor Gott unsersgleichen."

Am meisten zum Herzen sprechend und eine Versöhnung sicher anbahnend, falls dieser Vorgang nicht leider ein so vereinzelter wäre, am wohlthuendsten ist das Benehmen der Frauen Dijon's, als den in der Umgegend ihrer Stadt gefallenen Officieren und Mannschaften vom achten Pommer'schen Infanterie-Regimente (Nr. 61) ein Denkmal errichtet ward. Dieses, durch ein Eisen-

gitter umschlossenes und von Cedern, Cypressen und Trauerweiden umstandenes Denkmal sollte nicht blos von pietätsvollen deutschen Händen geschmückt werden. Auch die Frauen Dijon's betheiligten sich an diesem edlen Werke. Sie schmückten es mit Epheu und duftigen Blumen und am Fuße des Sockels befestigten sie ein Papier, das die rührenden Worte trug: „Ennemis sur la terre, amis dans le ciel. De profundis. Bouquets offerts par six Françaises.“ Möchten diese edlen Damen Dijon's recht viele Nachahmerinnen finden, dahingegen die Wittwe Carl Heine's recht wenige! Soll doch der Haß der Frau Carl Heine gegen die Deutschen so groß sein, daß sie ihre schöne ländliche Besitzung auf dem Wege nach Blankenese verwüsten lassen will, damit kein deutsches Auge sich an den prächtigen Gartenanlagen erfreuen möge. Es ist dies ein würdiger Dank für die vielen Millionen, die sie von ihrem deutschen Gatten ererbte. Uebrigens hat dieser Haß, falls er sich wirklich so fanatisch geäußert haben sollte, schon etwas Spanisches, und kaum mehr Französisches. Frau Carl Heine ist nun allerdings auch aus spanisch-jüdischem Blute, nämlich eine geborene Furtado. Wenn Frau Carl Heine ihrem Volke nach seinem Kriegsunglücke eine Million spendete, so war dies schön und löblich; wenn sie aber den Gedanken fassen konnte, die ländliche Besitzung ihres Schwiegervaters, des edlen Menschenfreundes Salomon Heine, zerstören zu lassen, damit an den schönen Gartenanlagen dieser Villa kein deutsches Auge sich hinfürder erquicken möge, so ist dieser Vorsatz spanisch, syrisch, alttestamentlich, aber Gott sei Dank nicht deutsch, nicht human, nicht christlich.

Von deutscher Seite erschallen die Rufe zur Versöhnung vollstimmiger, als die französischen, was ganz natürlich, da Haß und Zorn nicht den Grundton unserer Volksseele bilden. So äußerte sich der Abgeordnete Bamberger in der 47sten Sitzung des deutschen Reichstages am 2. Juni 1871 auf's Herzlichste über die

Franzosen, die er durch einen langen Aufenthalt in Paris, unterstützt von einer scharfen Beobachtungsgabe, genau hatte kennen lernen.

Wie der Abgeordnete Bamberger die internationale Gastfreundschaft rühmte, die von den Franzosen Jahrzehnte hindurch gegen die Deutschen — namentlich gegen politische Flüchtlinge — geübt worden, so hatte auch der Professor Liebig für vieles in Frankreich erfahrene Gute ein dankbares Gedächtniß. Der berühmte Chemiker sprach in einer, am 112. Stiftungstage der bairischen Akademie der Wissenschaften, den 28. März 1871, gehaltenen Rede von der großen Güte, die man ihm in Frankreich erwiesen, in folgenden Worten:

„Vor 48 Jahren kam ich nach Paris, um Chemie zu studiren; ein zufälliges Ereigniß lenkte die Aufmerksamkeit Alexander's von Humboldt auf mich und ein empfehlendes Wort von ihm veranlaßte Gay-Bussac, einen der größten Chemiker und Physiker seiner Zeit, mir, dem Knaben von 20 Jahren, den Vorschlag zu machen, eine von mir begonnene Untersuchung mit seiner Beihülfe fortzusetzen und zu vollenden; er nahm mich zu seinem Mitarbeiter und als Schüler in sein Privatlaboratorium auf; mein ganzer Lebenslauf ist dadurch bestimmt worden. Niemals werde ich vergessen, mit welchem Wohlwollen Arago, Dulong, Thénard dem deutschen Studenten entgegengekommen und viele meiner deutschen Landsleute, Aerzte, Physiker und Orientalisten könnte ich nennen, welche, gleich mir, der wirksamen Unterstützung zur Erreichung ihrer wissenschaftlichen Ziele dankbar gedenken, die ihnen von den französischen Gelehrten zu Theil geworden ist. Eine warme Sympathie für alles Edle und Große und eine uneigennützige Gastfreundschaft gehören zu den schönsten Zügen des französischen Charakters; sie werden zunächst auf dem neutralen Boden der Wissenschaft wieder lebendig und wirksam werden, auf welchem die besten Geister der beiden

Nationen in dem Streben nach dem hohen, gemeinschaftlichen Ziele sich begegnen müssen und so wird denn die nicht zu lösende Verbrüderung auf dem Gebiete der Wissenschaft nach und nach dazu beitragen, die Bitterkeit zu bekämpfen, mit welcher das tief verwundete französische Nationalgefühl, durch die Folgen eines uns aufgezwungenen Krieges, gegen Deutschland erfüllt ist."

Und mit welcher Anerkennung man in Deutschland über französische Liebenswürdigkeit noch heutigen Tages schreibt, trotz so vieler Kränkungen, die uns von Frankreich zugefügt worden, das möge eine Stelle aus dem so vortrefflich redigirten Wochenblatte: „Das Ausland", bezeugen, eine Stelle, von der Klopstock behauptet haben würde, sie sei voll von der deutschen Ungerechtigkeit gegen das eigene Volk und der zu großen Gerechtigkeit gegen fremde Nationen. Diese Frankreich so erhebende und Deutschland ein wenig herabsetzende Aeußerung des Auslandes kommt in der achten Nummer des Jahrganges 1871 vor, an der Stelle, wo indische Literaturerzeugnisse, die 1870 erschienen, besprochen werden. Dort nun wird mit vollem Rechte hervorgehoben, wie Garcin de Tassy mit der indischen Literatur auf's Innigste vertraut sei. Im weiteren Verlaufe heißt es dann:

„Garcin de Tassy ist ein Gelehrter aus der ehrwürdigen, alten, französischen Schule. Er hat ein tief religiöses Gemüth und neigt sich, obschon ein orthodoxer Katholik, zum Anglicanismus hin. Seine politischen Ideale liegen jenseits 1789 und um den Anachronismus zu vergessen, lebt er mit seiner treuen Lebensgefährtin ganz der Wissenschaft. Beide, er und seine Frau, sind Muster der Liebenswürdigkeit, wie denn überhaupt edelfühlende Franzosen uns in dieser Eigenschaft übertreffen. Wir Deutschen mögen es ebenso gut, oder noch besser mit unsern Freunden meinen, aber wir sind zu plump, um unsere Gesinnungen mit so viel Tact und Grazie an den Tag zu legen. Wenn einmal der Friede wiedergekehrt ist,

so wollen wir die Erinnerung an Franzosen vom Schlage Garcin de Tassy's festhalten und uns innig an sie anschließen und so wird eine aufrichtige Versöhnung zwischen den zwei großen Culturvölkern möglich werden."

Wenn Heinrich Heine noch lebte, so hätte ihn der klaffende Riß zwischen Deutschland und Frankreich sicher tief geschmerzt, wenn anders er überhaupt einer tiefen, haftenden Empfindung fähig war. Hatte er doch noch in seinem Testamente den Wunsch geäußert, es sollten seine irdischen Ueberreste nicht nach Deutschland gebracht werden, da er es immer als die große Aufgabe seines Lebens betrachtet habe, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen. Nun, zu diesem hohenpriesterlichen Amte besaß Heinrich Heine sicher hinlänglich Geist und Beredtsamkeit, aber zu wenig Weihe und Würde.

Wenn wir bei der objectiven Schilderung des augenblicklichen Gemüthszustandes, wie er zwischen Deutschland und Frankreich besteht, uns mit einer subjectiven Bemerkung hervorzukommen getrauten, so möchten wir sagen, daß uns, gleich Renan, die jetzt obwaltende Feindschaft zwischen beiden Nationen aufrichtig betrübt. Wir haben das Liebenswürdige und theilweise Bezaubernde in dem französischen Wesen zu häufig erfahren, als daß wir nicht wünschen sollten, daß von dieser gesellschaftlichen Anmuth auch dem deutschen Volke einiges zu Theil werden möge. Könnte doch das deutsche Volk sich mit gediegenen Geschenken erkenntlich zeigen. Auch wir würden, hätten wir eine weitgehörte Stimme, gleich Renan, gern an der Freundschaft beider Nationen gearbeitet haben. Wie Renan, einen Spruch des alten Testamentes anführend, von sich sagt, daß, da jetzt die Zeit gekommen sei, mit „den Küssen aufzuhören", er sich zurückziehe, so möchten wir, einen Satz der herrlichsten Tragödie des Sophokles entlehnend, auch von uns behaupten, daß wir vermöge

des uns zu Theil gewordenen Naturells nur im Stande sind, „mitzulieben", aber nicht „mitzuhassen".

Der tiefe Haß der Franzosen läßt sie sogar den Geschmack vergessen, der ihnen trotz der vielen Wechselfälle seit dem Jahre 1789 bisher noch treugeblieben war. So machte in dem Lande, dem wir das Eßbouquet und viele sonstige feine Gerüche verdanken, in dem Lande, das bei Cannes und an andern Orten die süßduftendsten Fluren besitzt, der Witz eines französischen Schriftstellers Glück, der von einem, in einen Misthaufen gefallenen Preußen erzählte und dies zufällige Begebniß zu folgendem Bonmot ausbeutete: „Man sollte nun glauben, der Preuße habe nach dem Miste gerochen. Weitgefehlt! Der Mist stank nach dem Preußen." Dieser Witz, der unbegreiflicher Weise bei einem sonst geistreichen Volke Glück machte — freilich, der wüthende Haß erklärt das Unbegreifliche — erinnert daran, daß die Franzosen schon seit Jahrzehnten einen Körpertheil, für den man alle möglichen Umschreibungen gebraucht, wie „wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert", oder „où le dos change de nom", daß die Franzosen diesen Körpertheil mit „prussien" zu bezeichnen pflegen. Daß sie überhaupt schon seit langem von der Ansicht ausgingen, die Begegnung eines Preußen und eines Franzosen könne nur eine feindliche sein, erhellt aus dem alten und vielgesungenen Soldatenliede, dessen bezeichnendste Strophe wir hier folgen lassen:

„Le général Kléber
A la porte d'enfer
Rancontre un Prussien,
Qui lui montre le sien."

Die französischen Soldaten nehmen also von vornherein an, daß ein Preuße ihrem gefeierten General bei einer Begegnung seine Geringschätzung durch das Hervorkehren eines Körpertheils kundthun werde, den bekanntlich die belagerten Mailänder auf ihren Wällen dem Kaiser Rothbart zum Besten zu geben pflegten.

Diese allerdings nicht allzu schickliche Stellung soll den Kaiser Rothbart am allermeisten gegen die Mailänder erbittert haben, so daß er ja, nach Einnahme der Stadt, dieselbe zerstören, der Erde gleich machen und dann mit Salz bestreuen ließ.

Wie einst der Minister Bismarck den Volksvertreter Lenor Reichenheim, von dem er in einer Rede auf's Heftigste war angegriffen worden, darauf aufmerksam machte, daß er bei seinen ungestümen Armbewegungen die Schönheitslinie weit überschritten habe, so kann man auch von den in Zorn versetzten Franzosen behaupten, sie bekümmerten sich, obgleich im Allgemeinen für Maß und Form feinen Sinn besitzend, alsdann gar wenig um die Gesetze der Aesthetik.

Wenn Napoleon gesagt haben soll: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare,“ so darf man von einem äußerlich noch so feinen Franzosen, falls derselbe in Zorn versetzt worden, den Satz aufstellen: „Schabt nur ein wenig an seiner glänzenden Oberfläche und der schmutzige und blutige Marat kommt zum Vorschein.“ Uebrigens beweist der Haß, den die Franzosen gegen die Preußen vor allen übrigen Deutschen hegen, daß ihre Wuth sie nicht völlig blind gemacht hat und daß sie sehr gut erkennen, wem sie ihre großen Niederlagen vorzugsweise Schuld geben müssen. Ohne das kräftige Preußen hätte Frankreich die Fürsten Süddeutschlands, wie zu Ludwig's XIV. Zeiten, durch Bestechung, oder wie zu Napoleon's I. Zeiten, durch Gewalt zu Trabanten gemacht, daß sie ihre unselbstständigen Bahnen um die Sonne an der Seine beschrieben.

Der grimmigste und, weil er zur Ohnmacht verdammt ist, lächerlichste Haß gegen Preußen zeigt sich bei den Franzosen überall, wo sich die Gelegenheit darbietet und ist dies nicht der Fall, so wird sie an den Haaren herbeigezogen. Konnte z. B. Herr Caro vom Institute nicht umhin, Kant, da er gerade auf ihn zu sprechen

kam, einen der ehrenwerthesten Menschen zu nennen, die es nur irgend gab, so fügte er doch schnell hinzu: „quoique Prussien.“ Als der Professor an der Sorbonne, Herr Mézières, vor kurzem eine Studie über Goethe veröffentlichte, so beeilte er sich, in der Vorrede zu bemerken, der deutsche Dichterheros habe Preußen nicht geliebt. Auch an Friedrich dem Großen lassen die Franzosen jetzt gern ihre Wuth aus, obgleich sie ihn früher wegen seiner Vorliebe für ihre Sprache und ihre Art und Weise zu sein als zu ihnen gehörig betrachteten. Sie erinnern sich jetzt gern der boshaften Bemerkungen, mit denen Voltaire seinen königlichen Freund heimsuchte, als dieser ihn allerdings ziemlich unfreundschaftlich aus seinen Staaten gejagt und überdies in Frankfurt am Main eine Zeitlang hatte festsetzen lassen. Dies nun legte bei dem reizbaren Voltaire die Giftzähne bloß. Deshalb züngelte er den Satz hervor, daß, wer bei einer Mühle sich dem Rechte beuge, dafür eine ganze Provinz in den Schubsack stecke. Die Mühle von Sans-Souci und die Provinz Schlesien sind mit den Händen zu greifen. Auch werfen die Franzosen Friedrich dem Großen vor, daß er in seinen Grundsätzen über den Krieg das Spionirwesen in ein System gebracht habe. Die Mehrzahl der Franzosen ist ja noch heute der Ansicht, daß preußische Generalstabsofficiere, die Vorschriften ihres großen Königs beherzigend, lange vor 1870 Frankreich bereisten, um überall die schwachen Punkte des Landes zu erspähen. Auch daß das Haus Brandenburg noch keine lange Reihe von Königen zähle, wird ihm vorgeworfen,*) während doch die Franzosen sich so tief mit der Demokratie einließen, daß sie für Gesalbte des Herrn gar kein Auge mehr haben sollten. Wer es heute mit

*) Pendant que celle-ci (la philosophie) aimait à se figurer les nations signant la paix du genre humain, au fond des marais et des sables de Brandenburg une famille obscure, une maison de soldats parvenus, rois seulement de la veille, produisait un prince qui battait nos généraux et se moquait d'eux.

Robespierre versucht, morgen mit Louis Napoleon, von dem man ja behauptet, daß er nicht einmal der rechtmäßige Sohn seines Vaters, sondern der Bastard eines holländischen Admirals sei und übermorgen mit Herrn Thiers, der von dem Schlosserhandwerke seines Erzeugers gelernt hat, sich geschickt alle Thüren zu öffnen, wer so sämmtlichen monarchischen und aristokratischen Ueberlieferungen einen Fußtritt versetzte, sollte anderswo nicht königlicher sein, als der König. Aber der Haß wirft sich auf alles, was ihm für einen Augenblick Stillung seiner wüsten Gier verspricht; Folgerichtigkeit im Denken muß man bei ihm und überhaupt bei keiner Leidenschaft, je erwarten und voraussetzen. Wenn die Deutschen nun, wie wir bereits anführten, von den Franzosen als Barbaren bezeichnet werden, so gelten ihnen natürlich die unter den Deutschen am meisten gehaßten Preußen als zweifache Barbaren.*) In gereimter, wie ungereimter Rede bricht sich der Haß gegen Preußen Bahn und stets findet die einzelne schmähende Stimme einen lauten, einfallenden Chor durch ganz Frankreich. So läßt ein Herr Sully Prudhomme gegen Preußen folgende zornige Verse von Stapel:

„Tandisque sous nos murs l'aigle à la froide serre
Amène ses pillards par les sentiers des loups“.

Herr Paul von Saint-Victor schrieb ein Buch, betitelt: „Barbares et Bandits“. Die Barbaren sind natürlich die Preußen, die Banditen sind die Communisten. Da die Franzosen sich in der Geschichte fast ebenso häufig Blößen geben, wie in der Erdkunde, so setzt es weiter nicht in Erstaunen, daß Herr von Saint-Victor fortwährend Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II. mit einander verwechselt. Es konnten nun nicht leicht zwei verschiedenere Könige geben, als der derbe, aber tugendhafte Friedrich Wil-

*) Vous avez gardé à travers votre discipline un fonds de barbarie, récente encore dans votre histoire, un fonds de Genseric, d'Odoacer, d'Albert de Brandenbourg et de Frédéric II.

helm I. und der ritterliche, aber in seinen Sitten nichts weniger als strenge Friedrich Wilhelm II. Auch hatte der Letztere keineswegs die entschiedene Abneigung gegen alles französische Wesen, wie Friedrich Wilhelm I., der vergebens durch Ohrfeigen und Stockschläge seinem Sohne die Gallomanie herauszuprügeln bestrebt war. Wenn nun Herr Paul von Saint-Victor fortwährend zwei preußische Könige mit einander verwechselt, die durch die sechsundvierzigjährige Regierung Friedrich's des Großen von einander getrennt waren, so verbessert auch die Revue des deux mondes bei der Besprechung des Buches: „Barbares et Bandits", den von dem Verfasser begangenen Irrthum nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht bemerkt hatte. Sie spielt im Gegentheil die Komödie der Irrungen noch weiter fort, indem sie bemerkt:

„Le portrait du gros Guillaume, le vrai fondateur de la puissance prussienne, ce sauvage avide de grenadiers géans et d'argent, lui (à M. Paul de Saint-Victor) permet de marquer au front la race dont Guillaume est aujourd'hui le représentant."

Herr Giraud vom Institute, ebenso wie Herr Thiers den „wundervollen" westphälischen Frieden bis über die Wolken erhebend, einen Frieden, der für Frankreich allerdings sehr vortheilhaft, für Deutschland aber verhängnißvoll war, Herr Giraud vom Institute ruft den Preußen zornig zu:

„Nein, was ihr auch sagen mögt, ihr seid nicht die Nachfolger dieses guten und weisen Deutschlands, das in seiner Freiheit durch den westphälischen Frieden wieder hergestellt ward."

Ein schöner Friede, durch den Frankreich das Elsaß erhielt und der Schweden in Norddeutschland eine gebietende Stellung einräumte, während die Fürsten im südwestlichen Deutschland zu Söldlingen Ludwig's XIV. herabsanken! Wenn Herr Giraud das Auftreten der Preußen im entschiedensten Gegensatze zum westphälischen

Frieden erklärt, so konnte er nichts vorbringen, wodurch sie in den Augen jedes vaterländischen Deutschen hätten höher gestellt werden können.

Vor allem sind die Franzosen bemüht, die Preußen als halb slavisch erscheinen zu lassen. Dies behauptet unter anderm Renan, der offenbar in Syrien besser Bescheid weiß, als in Deutschland. Er sagt nämlich: „la Prusse, à peine allemande." Dann an einer andern Stelle: „Par le fond de sa population elle (la Prusse) était plus slave que germanique."

Diese thörichte Behauptung von Seiten vieler Franzosen, die Preußen hätten der Mehrzahl nach slavisches Blut in den Adern, würde von uns sicher nicht widerlegt werden, wenn nicht berühmte Gelehrte, die der Haß alle Wissenschaftlichkeit vergessen ließ, ihm durch das Gewicht ihrer Worte Eingang zu verschaffen suchten. Eifersucht und Haß, wenn sie den Höhepunkt erreichen, machen bekanntlich den Geist einfältig und das Auge blind, so ist es auch bei dem sonst begabten Volke der Franzosen und bei Männern, wie Renan und Herrn A. de Quatrefages, diesem so angesehenen Naturforscher. Herr A. de Quatrefages hatte in der Revue des deux mondes, von der wir wiederholt beklagten, daß sie ihre sonst so anständigen Spalten den abscheulichsten Lügen gegen Deutschland öffnete, die Welt mit der Entdeckung überrascht, daß die Preußen nicht allein nicht Germanen, nicht einmal Slaven, sondern Finnen seien. Dieser Aufsatz, der noch vor geschlossenem Frieden erschien, konnte einigermaßen mit der Fieberhitze entschuldigt werden, die vom Juli 1870 bis zum Mai 1871 das Gehirn von ganz Frankreich deliriren ließ. Aber nein, Herr A. de Quatrefages hat sich in das Finnenthum der Preußen ebenso verrannt, wie Herr Professor Vogt in die äffische Abstammung des Menschen und er hat die Ausscheidungen eines überreizten Gehirns in einer Schrift gesammelt, die betitelt ist: „La race prussienne".

Wenn Herr A. de Quatrefages von dem „eifersüchtigen Hasse der Halbbarbaren gegen eine höhere Civilisation“ spricht und dabei mit verächtlicher Geberde auf die „Männer von der Spree, Oder und Weichsel“ hinweist, so wollen wir uns einmal die, Polen und Rußland zunächst gelegene, Provinz Preußen, die dem ganzen Königreiche den Namen gab, etwas genauer ansehen, da dieselbe doch vor allem von slavischen, oder, wie der französische Naturforscher will, von finnischen Mischlingen bewohnt sein müßte. Wir haben nun schon an einer andern Stelle erwähnt, daß, wenn die Bewohner von Königsberg, Memel, oder Tilsit in München oder Stuttgart erscheinen, die Baiern und Schwaben in ihnen die echtesten Deutschen erkennen werden. Erinnern wir hier nur flüchtig an drei hervorragende Männer, die in jenen äußersten Grenzmarken Deutschlands geboren wurden. Wir meinen Kant, Herder und Max von Schenkendorf. Jener als finnisch oder slavisch verschrieenen Provinz Preußen verdanken demnach die Deutschen den großen Philosophen, der sie lehrte, nicht, wie die Kinder und sonstige schwächliche Geschöpfe, bei ihren Handlungen sich durch Beweggründe der Belohnung und Bestrafung bestimmen zu lassen, sondern einzig der Stimme des Innern, die, unbeirrt und unverfälscht, stets das Rechte gebietet, Gehör zu geben, um so in würdiger Männlichkeit das Geziemende zu verrichten. Und neben Kant glänzt Herder, der dem deutschen Volke den echten und reinen Born der Poesie erschloß und der, wenn auch selbst eigentlich nur anempfindend und nicht schöpfrisch erzeugend, doch den größten deutschen Dichter auf den richtigen Pfad leitete. Und in Max von Schenkendorf pulsirt ja Alles, was deutsches Herz und deutsches Gemüth so anziehend, ja, einzig macht gegenüber den weniger tief und weniger innig empfindenden Völkern Europa's. Mit dem frommen Auge des Glaubens blickte Max von Schenkendorf nach oben, mit dem sehnsuchtsvollen Bangen der Minne trieb es ihn zu hohen und edlen Frauen, mit dem

flammenden Schwerte des Helden warf er sich entgegen den Bedrängern und Zerstörern deutschen Geisteslebens. Und eine Provinz, die drei solche Männer erzeugte, vieler andern deutschen Geisteshelden, die ebenfalls dort geboren wurden, zu geschweigen, eine solche Provinz wagt Herr A. de Quatrefages als von einer halb finnischen, halb slavischen Race bewohnt darzustellen. Freilich, in Frankreich, dieser jetzt festesten Burg des Ultramontanismus, findet man für das der Wahrheit und Wissenschaft am meisten Widersprechende den gläubigsten Zuhörerkreis. Credo, quia absurdum.

Da Herr A. de Quatrefages den Preußen doch einige Verdienste lassen muß, so verdanken sie diese, wie er meint, der französischen Einwanderung nach der Aufhebung des Edicts von Nantes. Doch irrt Herr A. de Quatrefages bedeutend, wenn er diese französische Einwanderung in Preußen jenen, vor den Osmanen fliehenden Griechen gleichzustellen scheint, die das mittelalterliche Europa durch die wieder aufgegrabenen Geisteswerke des Alterthums eintauchten in den Born der Humanität. Jene, in Preußen eingewanderten Franzosen, mit geringen Ausnahmen dem mittleren Bürgerstande angehörend, leisteten mehr für das Gewerbe, als für Kunst und Wissenschaft. Letztere, höhere und edlere, Gebiete, bebaute der deutsche Genius mit eigener Kraft und ward fremdem Volke wenig verschuldet.

Es giebt übrigens keine noch so ungeheuerliche Behauptung, die ein Franzose nicht vorbrächte, sobald sie dazu beitragen kann, sein eignes Volk zu erhöhen und ein fremdes herabzusetzen. Ganz, wie Herr de Quatrefages, behauptet auch Herr Esquiros, daß durch die französische Einwanderung in Deutschland dort erst die Möglichkeit genialer Menschen bewirkt worden. Mit einer Zuversicht, wie sie einem Franzosen nie fehlt, selbst wenn er, wie der Blinde von der Farbe, oder wie Professor Gervinus von der Musik

spricht, mit staunenswerther Sicherheit schreibt Herr Esquiros folgendes:

„Die Zurücknahme des Edicts von Nantes, wodurch 400,000 Franzosen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, hat unser Blut mit dem von Deutschland vermischt: mächtige Individualitäten entspringen aus der Kreuzung starker Racen. — Humboldt, Gall, Schiller und Goethe sind germanisirte Franzosen."

Bei derartigen Behauptungen kommt man aus dem „Risum teneatis amici" gar nicht heraus.

Die von den Franzosen den Preußen vorgeworfene slavische Abstammung fordert nun ebenfalls zum Lachen heraus. So hat Herr Giraud entdeckt, daß General Moltke wendischen Ursprungs sei. (Votre grand chef de guerre, M. de Moltke, est aussi origine wende.) Das „aussi" bezieht sich darauf, daß Herr Giraud schon früher hervorgehoben hatte, wie Fürst Bismarck slavischen Ursprungs sei.*) Ueberhaupt zeichnen die Franzosen in ihrem folgerichtigen Hasse den Fürsten Bismarck stets mit den schwärzesten Farben. Aus dem so bekannt gewordenen Berichte, den Jules Favre über seine Unterredungen mit Bismarck der Oeffentlichkeit abstattete, ergiebt sich ja deutlich, daß er halb und halb darauf gefaßt war, mit dem wahrhaftigen Gottseibeiuns zusammenzukommen. Dies erinnert uns an den Ausruf eines dänischen Officiers, der sich mit Klopstock im Vorzimmer des Grafen Bernstorff längere Zeit unterhalten hatte, ohne seinen Namen zu kennen. Als sich ihm nun Klopstock bei'm Weggehen nannte, so rief der Officier ganz verwundert aus: „Mein Gott, Sie sprechen ja ganz vernünftig!" (Der Officier hatte geglaubt, daß alle Dichter halb närrisch sein müßten). Ebenso hätte Jules Favre, wäre er mit seiner Herzens-

*) Je lis dans un almanach de la noblesse allemande que M. de Bismarck descend d'un ancien chef des tribus slaves qui ont peuplé son pays natal.

meinung zum Vorschein gekommen, zu Bismarck sagen müssen: „Mein Gott, wie geschickt sie ihren Pferdefuß zu verbergen wissen!“ Fürst Bismarck nun, der nicht so leicht Grillen fängt und sich wegen des französischen Hasses, der ihm so viel deutsche Liebe einbringt, keine grauen Haare wachsen läßt, wird oft herzlich gelacht haben über die Charakterschilderungen, die man in Frankreich von ihm entwirft, und in deren galligem Grundtone sich die Ersten und Letzten in nie gesehener Eintracht begegnen. Am meisten möchte die Schilderung des Herrn Caro, die wir unten in ihrem französischen Wortlaute geben*), zur Erheiterung des Fürsten Bismarck beigetragen haben. Nun, die Franzosen werden nicht aufhören, dem hochverdienten deutschen Staatsmanne, dem inmitten seines angreifenden Berufslebens kleine Aufheiterungen so sehr zu gönnen sind, auch künftighin Kurzweil zu bereiten, denn so viel Haß sondert ja stets neue Galle ab.

Wie die österreichischen Soldaten, als sie im Jahre 1866 in den Kampf gegen Preußen zogen, in ihren Kriegsgesängen einige besonders gegen Bismarck gerichtete Verse hatten, so auch die Franzosen, als sie ihren Feldzug im Jahre 1870 eröffneten. Es war dies beide Male ein neuer Beweis wie der Volksinstinct meist richtig zeigt. Die neidischen Augen Oesterreichs und die noch neidi-

*) Obstination invincible, arrogance implacable, glaciale ironie, vrai Méphistophélès de cour, se servant indifféremment selon l'heure du vrai et du faux, mentant presque toujours, et parfois, pour mieux tromper son monde, disant même la vérité, raisonneur à outrance. — — — Neben diese durch Haß verzerrte Zeichnung des Fürsten Bismarck von Seiten eines aus verletzter Eitelkeit rasenden Franzosen, wollen wir doch den deutschen Staatskanzler zur Abwechselung von einem Schweizer geschildert hören. Dies geschieht in einem sehr gelungenen Werke, das namentlich den Chronikenstyl des Mittelalters auf's Glücklichste nachzuahmen weiß und das unter dem Titel erschien: „Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangenen Tutschen Krieg. St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer 1871.“ Dort heißt es nun von dem deutschen Reichskanzler: „Bismarkius, der was der klugist under allem volk, und musztend all tun was er begert.

scheren Augen Frankreichs konnten das durch Preußen heraufgeführte Glanzgestirn Deutschlands nicht vertragen und die Volksseele in beiden Ländern täuschte sich nicht darüber, daß es Bismarck vor allen gewesen, der die früher nach den verschiedensten Seiten hin abirrenden Strahlen Deutschlands gezwungen habe, künftighin concentrirt zu wirken und so bis dahin nie geahnte Lichteffecte zu erzielen. In dem Kriegsgesange der Franzosen wird nun besonders Bismarck's „fichu nez“ mitgenommen. *)

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so ist die Nase des Fürsten Bismarck für einen gebietenden Staatsmann allerdings etwas zu klein. Man giebt gewöhnlich in seiner Vorstellung großen Persönlichkeiten, deren Name mit Herrscherkraft und Entschlossenheit gleichbedeutend geworden, stark entwickelte, römische Nasen. Daß eine wohlgeformte, römische Nase dem Gesichte etwas Bedeutendes verleiht, ist nicht zu bestreiten. Die Physiognomiker legen überhaupt auf eine tüchtig ausgebildete Nase ein besonderes Gewicht und hierauf bezieht sich der Spruch: „Non cuique contingit habere nasum.“ Die Nase des Fürsten Bismarck hat nun entschieden den Fehler, daß sie für den bedeutenden Mann nicht be-

*) Als Herr Gambetta, nachdem fast das ganze französische Heer in deutsche Kriegsgefangenschaft gerathen war, Hundertausende ungeübter Mannschaften zusammentrieb, da fehlte es ihnen nicht blos an jeglicher kriegerischen Ausbildung, sondern auch an einer zweckentsprechenden Bewaffnung. Da die Chassepotgewehre meist von den Deutschen erbeutet waren, so wurden den neu zu bewaffnenden Schaaren im Norden und Süden Frankreichs Gewehre verabreicht, deren Schlösser Tabacksdosen glichen. Sie hießen danach „fusils à tabatière.“ An das Aussehn dieser Gewehre knüpft nun folgende Strophe an, deren Schluß sich mit Bismarck's Nase beschäftigt:

„J'ai du bon tabac
Dans ma tabatière,
J'ai du bon tabac,
La Prusse en aura.
J'en ai du bon et du râpé,
Bismarck, ce sera pour ton fichu nez.“

deutend genug ist; indeß hat sie mit „fichu" nicht das Mindeste gemein, da man sie im Gegentheil fein und zierlich nennen muß. Uebrigens, wie nicht immer eine römische Nase bedeutenden Männern zu Theil wird, so wohnen nicht einmal immer Heldenseelen in einem Heldenkörper, welcher letztere Umstand bei Bismarck allerdings zutrifft. Denn Attila, Kanut der Große, Prinz Eugen von Savoyen, Suwarow und Napoleon I. waren von kleiner Natur. Wie gesagt, Fürst Bismarck hat eine Heldengestalt, aber eine zu kleine Nase. Doch ist sie, wie schon bemerkt, zierlich und fein, und keineswegs so zwerghaft und verkrüppelt, daß sie, wie bei dem Kaiser Paul I. und dem Justizminister Baroche, lächerlich wirkte. Baroche mußte sich wegen seiner abscheulichen Nase die abscheulichsten Spottbilder gefallen lassen.

Wie Fürst Bismarck sich über „le fichu nez" nicht wenig belustigt haben wird, so erheiterte es die Preußen insgesammt, als Victor Hugo in einer seiner apokalyptischen Auslassungen sich über ihre, zu so hohem Ruhm gelangte, schwarzweiße Fahne in Worten erging, die von dem „heiligen Wahnsinn" des Dichters doch fast allzu viel abbekommen hatten. Victor Hugo's Schmerzensschrei lautete nun:

„Seht dort hinauf, diese Leichenhausfahne, schwarz und weiß, wie ein Leichentuch mit dem Schweißlinnen! Um eurer selbst willen werft nur einen Blick hin: Des Preußen Fahne ist's, es ist das Banner der Trauer! Dieser trotzige Lappen bewacht euch. Ihr seht ihn nicht; finster, wie er ist, betrachtet er euch; wie Egypten über den Hebräern schwebt er dumpf und düster und sein Ruhm ist, dunkel zu sein."

Daß der Ruhm der preußischen Fahne keineswegs darin besteht, dunkel zu sein, könnte Victor Hugo, wenn ihn der Haß nicht taub und blind gemacht hätte, aus dem Lande vernehmen, wo die Sonne aufgeht, nämlich aus Indien. Dort spricht man von der preußi-

schen Helle mit Staunen und Verwunderung. Es war nämlich durch englische Zeitungen in Indien bekannt geworden, daß ein preußischer Husarenlieutenant über die Schlacht bei Sedan einen in Sanskrit geschriebenen Bericht abgefaßt habe. Ein indisches Blatt, „Licht der Augen" betitelt, erklärt nun die großartigen Siege Deutschlands aus der Gelehrsamkeit der deutschen Krieger. Diese hätten aus dem vierten Buche der Vedas die magischen Sprüche erlernt, vermittelst deren sie die Thatkraft der Franzosen zu lähmen vermocht. Das „Licht der Augen" räth nun den französischen Officieren, recht fleißig in den Puranas und Sutras zu lesen; dies werde das beste Mittel sein, später an ihren Siegern Rache zu nehmen.

Wenn Deutschland sich nicht eher zu beunruhigen braucht, als bis die französischen Officiere in den heiligen Schriften der Inder lesen, so wird es noch lange in Frieden leben. Die französischen Zeitungen berichteten uns, wie wir bereits anführten, von den Officieren in Paris, die mit feilen Dirnen sich unzüchtigen Tänzen in nichts weniger, als anständigen Räumen hingaben; doch von dem Lesen der sehr unheiligen gallischen Marssöhne in den heiligen Büchern der Inder vernahmen wir nichts.

Und wie man in Hindostan mit größter Bewunderung von der weitverbreiteten Bildung in Preußen spricht, so äußert man sich mit gleich staunender Hochachtung in noch zwei andern Reichen des Ostens über ein Land, das der Haß der Franzosen vergeblich in bösen Leumund zu bringen sucht. Durfte Goethe von sich rühmen, daß man „Werther und Lotte" in China auf Glas male, so ist in dem himmlischen Reiche der Mitte der Name Preußens und Deutschlands jetzt auf Aller Lippen. Ebenso in Japan. Wie man in diesem Reiche des Ostens, das bei der günstigen Beschaffenheit seines Bodens und den schönen Anlagen seiner Bevölkerung eine große Zukunft hat, über die Preußen unter allen europäischen

Völkern am günstigsten urtheilt, geht aus der Aeußerung eines japanesischen Ministers hervor, die uns von dem Capitän der „Hertha", gegen den er sie machte, berichtet wird und die so lautet: „Vor nicht langem waren wir Barbaren; jetzt sind wir Europäer geworden; wir wollen aber noch Preußen werden."

Also Aehnlichkeit mit den Preußen ist den Japanesen gleichbedeutend mit Erklimmung der höchsten Bildungsstufe.

Die Preußen, deren Ruhm bei gebildeten und ungebildeten Völkern erschallt, können es demnach mit einem Achselzucken des Mitleids hinnehmen, wenn die Franzosen sich durch ihren Haß zu den lächerlichsten Anschuldigungen und Beschlüssen hinreißen lassen. So hat ja die gelehrte Akademie zu Caën beschlossen, alle Deutschen aus ihrem Schooße zu verbannen, weil die Deutschen und namentlich die Preußen, nicht zu den civilisirten Völkern gehörten.

Sind nun wahrscheinlich nicht sämmtliche preußische Officiere im Stande, einen Schlachtbericht in Sanskrit abzufassen, wie es einer von ihnen bei Sedan zu thun vermochte, so sind sie doch ohne Ausnahme höchst tapfere Männer, die zugleich das würdigste Benehmen auszeichnet. Hiervon konnten sich an einem Sonntag des Jahres 1871 die Bewohner Amsterdam's überzeugen, als preußische Officiere in Uniform den dortigen Parksaal besuchten und einem Concerte beiwohnten, in dem auch die „Wacht am Rhein" gespielt wurde. Die holländischen Zuhörer nun, bei ihrer blinden Vorliebe für Frankreich und ihrem unverständigen Hasse gegen Deutschland, gaben, nach dem starken Zischen zu urtheilen, der Mehrzahl nach ihre Abneigung zu erkennen gegen die Nationalhymne eines siegreichen und ihnen nahe verwandten Volkes. Die preußischen Officiere beobachteten bei diesen Zeichen deutlichster Abneigung eine vornehme Gleichgültigkeit. Das Orchester, um den Zorn des Publikums in etwas zu beruhigen, stimmte jetzt die holländische Volkshymne an: „Wien Neerlands bloed in den aderen vlœit".

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo gute Erziehung von grober Leidenschaft sich vortheilhaft abhob. Kaum waren die ersten Takte der niederländischen Nationalhymne erschollen, so standen sämmtliche preußische Officiere auf und verharrten entblößten Hauptes, bis die letzten Akkorde verhallt waren. Ein in Amsterdam erscheinendes Blatt, das diesen Vorfall berichtete, fühlte sich zu der Bemerkung gedrungen, daß die preußischen Officiere nicht verfehlt hätten, „den Anwesenden eine feine Lection über Höflichkeit und Anstand zu ertheilen."

Von so wüthendem Hasse nun auch die Franzosen gegen Deutschland erfüllt sind, den, wie wir so eben Gelegenheit hatten zu bemerken, sie auch den Holländern einzuimpfen wußten, so ist doch kein sonst einsichtiger Franzose bis zu dem Grade verblendet, daß er, wie jener badensische Minister, dessen unbegreifliche Aeußerung wir an einer früheren Stelle durch die Hechel des Spottes zogen, daß er Deutschland die Dummheit zutraute, es würde sich bei der Entscheidung, ob Oesterreich, ob Preußen, für die schwarz-gelbe Fahne erklären. Nein, Herr Bérard-Varagnac erklärt bei der Gelegenheit, wo er die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus bespricht, unumwunden, daß Deutschland bei einer Wahl zwischen Oesterreich und Preußen keinen Augenblick habe schwanken dürfen.*) Wenn der einsichtige Franzose ferner äußert,

*) Mais l'Autriche était une puissance animée par l'esprit de l'ancien régime, ses finances étaient délabrées, son armée avait subi en 1859 un humiliant désastre; l'élément germanique était en minorité dans cet empire, et les nationalités les plus diverses, luttant de concert pour rompre le faisceau qui les unissait, travaillaient à dissoudre ce grand corps. En proie à ces difficultés intérieures, menacée par de si graves périls, l'Autriche pouvait-elle entreprendre et mener à bonne fin la lourde tâche de constituer une nation? Au reste, on l'avait vue à l'œuvre: depuis tant de siècles qu'avait-elle fait pour l'unité germanique? La Prusse, au contraire, apparaissait comme un État jeune, plein de vie et de séve, ayant pour soi l'avenir parcequ'elle savait être de son temps, réformant toujours et amé-

daß Deutschland Oesterreich am Werke gesehen und demnach habe beurtheilen können, was es von ihm für seine Einheit erwarten dürfe, so sagen wir: Ja wohl, wer nicht mit Blindheit geschlagen war, oder sich freiwillig mit Blindheit schlug, wußte, was er von Oesterreich zu erwarten hatte. Ueberall war Oesterreich der Mehlthau auf deutscher Geistesblüthe. Auch die Gefangenschaft Schubart's war durch den kaiserlichen Ministerresidenten, den General von Ried, sehr dringend angerathen worden, da derselbe ein „Oesterreich feindseliger Zeitungsschreiber sei, der auf dessen Kosten Preußen zu erheben suche."

Und wie Oesterreich im achtzehnten Jahrhunderte Schubart auf dem Hohenasperg einkerkern ließ, so sorgte es im neunzehnten Jahrhunderte dafür, daß die edelsten deutschen Jünglinge, die den Traum eines großen und herrlichen Vaterlandes zu träumen gewagt, in dumpfer Kerkerhaft dafür büßen mußten, daß sie sich emporgeschwungen in den Aether der Idee. Daß die Berliner Regierung einfältig genug war, sich von dem Wiener Cabinette bei der Demagogenriecherei in's Schlepptau nehmen zu lassen — denn die Früchte der geplanten deutschen Einheit konnten ja nur Preußen zu Gute kommen — daß die Berliner Regierung hartherzig genug war, so unschuldigem, ja, edlem Beginnen mit allen Quälereien des Polizeistaates entgegenzutreten, das hat ihr mit Recht für Jahrzehnte in Deutschland jede Zuneigung geraubt. Aber das preußische Volk im Großen und Ganzen trug keine Schuld, sondern die Kurzsichtigkeit seiner damaligen Staatsmänner, wenn diese ehrenvolle Bezeichnung auf Bureaukraten mit engstem Gesichtskreise überhaupt Anwendung findet. Doch Preußen hat sein fehlerhaftes Verhalten nach den Freiheitskriegen durch die großartige Aera, die es

liorant; aussi fortement unie que sa rivale était divisée; son gouvernement était économe, son prestige militaire intact; enfin, elle devenait chaque jour plus allemande.

seit 1866 eröffnet, reichlich wieder gutgemacht und jeder Deutsche — er braucht nicht einmal hochherzig zu fühlen, sondern nur einfach gerecht zu urtheilen — jeder Deutsche wird Preußen lieben, segnen und hochhalten heute und immerdar. Aber Oesterreich? Hat es doch deutsches Geistesleben mit härtester Folgerichtigkeit bei sich daheim, wie außerhalb seiner schwarzgelben Landespfähle, stets darniedergehalten. Wie Deutschland unter dem Kaiserthume der Habsburger seine schönsten Reichslande verlor, so hat im eigentlichen Oesterreich das Deutschthum überall zurückweichen müssen. Im südlichen Tirol greift die italienische Sprache immer weiter um sich; in Böhmen stehen die großen Adelsfamilien, ihrer Mehrzahl nach vom reinsten deutschen Blute, fast sämmtlich auf Seiten der deutschfeindlichen Czechen; in Ungarn bringt das Regierungsblatt allwöchentlich lange Reihen von deutschen Namen, deren Träger um die Erlaubniß nachgesucht haben, sich in's Magyarische umtaufen zu dürfen. Und wie kommt es, daß Nationalitäten, die nicht werth sind, der deutschen Bildung die Schuhriemen zu lösen, wie kommt es, daß diese sich überall den österreichischen Deutschen vorandrängen und sie zwingen wollen nach ihnen zu gravitiren? Weil die Deutschen in Oesterreich von der Regierung immer hintangestellt wurden, da letztere wußte, daß von so großer Geduld und Gutmüthigkeit niemals Auflehnung zu fürchten sei. Wie dem späteren Kaiser Karl VI. sämmtliche Sprachen der Völker, über die er einst herrschen sollte, in seiner Jugend gründlich gelehrt worden, aber das Deutsche sehr oberflächlich, so hat die österreichische Regierung auch stets ein viel feineres Gehör für die Wünsche der Czechen, Ungarn, Slovaken, Wallachen und sonstiger ungebildeten Völkerschaften gehabt, als für die gerechtesten Begehren der guten Deutschen.

Noch in jüngerer Zeit, wo die österreichische Regierung thörichter Weise der Provinz Galizien die weitesten autonomen Zugeständnisse machte — wollen doch die Galizier den festen Kern

bilden, um den sich später die von Preußen und Rußland abreißenden Polen crystallisiren sollen — noch in jüngerer Zeit flehten deutsche Städte und Gemeinden vergebens, nicht jenem wüsten sarmatischen Treiben überantwortet und um ihr so viel edleres Geistesleben betrogen zu werden. Die Bürger von Bielitz und Biala, sowie zahlreiche deutsche Dorfgemeinden, reichten nämlich bei der österreichischen Regierung und dem Reichstage eine rührende Bittschrift ein, in der sie einleuchtend nachwiesen, was sie für ihr Culturleben zu befürchten hätten, falls sie bei der sich auf ganz polnische Weise einrichtenden Provinz Galizien zu bleiben verdammt würden und den panslavistischen Despoten von Krakau und Lemberg geistigen Robot leisten müßten. Sie baten deshalb dringend, es möge ihr Bezirk von Galizien getrennt und mit dem österreichischen Schlesien, zu dem es auch geographisch gehöre, vereinigt werden. Doch wie die Deutschen Siebenbürgens sich jetzt magyarisiren lassen müssen, so wird das Polonisiren bei den Bürgern von Bielitz und Biala leider nicht ausbleiben. Hat doch der Bezirkshauptmann von Biala bereits auf die Bittschrift der deutschen Gemeinden fahnden lassen und mit den schwersten Strafen gedroht, falls die deutschen Bürger und Bauern auf ihrer Nationalität bestehen bleiben und sich der polnischen Wirthschaft nicht unterordnen wollen.

Ja, unter dem Hause Habsburg hat das Deutschthum die schwersten Verluste zu beklagen gehabt und wir danken Gott, daß das Volk, welches einen Luther, Kant und Humboldt gebar, mit einem jesuitenfreundlichen Herrscherhause hinfürder jede Verbindung abgebrochen hat.

In Oesterreich sieht es seit Jahrzehnten so verwirrt und traurig aus, daß der Kaiser Franz Joseph, falls er über einen scharfen Blick und ein richtiges Urtheil gebietet, kaum eine heitere Minute haben kann. Wie Kaiser Leopold I. in vier Jahrzehnten nur fortwährend traurige Nachrichten empfing, so auch Kaiser Franz Joseph

in zwei Jahrzehnten seines Herrscheramts, wo absolutes und constitutionelles Regiment mit einander abwechselten, ohne daß weder das eine, noch das andere Heil zu bringen vermochte. Wie Kaiser Leopold I. bei den sich häufenden Unglücksschlägen allmälig vollkommene Selbstbeherrschung erlernte und bei jeder neuen Hiobspost gelassen zu sagen pflegte: „Es ist schlimm, sehr schlimm, aber es wird noch viel schlimmer werden, ehe es besser wird," so mag auch Kaiser Franz Joseph, wenn zu ihm unaufhörlich Kunde gelangt von dem ewigen Hader unter seinen vielsprachigen Unterthanen — denn das Verschweigungssystem, wie es früher von den Ministern, bevor Preßfreiheit bestand, in Anwendung gebracht wurde, ist doch jetzt nicht mehr möglich — so mag auch Kaiser Franz Joseph nach den Schlachten bei Solferino und Sadowa, nicht minder nach den weitumfassenden Zugeständnissen, die man nothwendiger Weise den in stolzer Zurückhaltung verharrenden Ungarn machen mußte, so mag der schon von vielen Prüfungen heimgesuchte und hoffentlich durch die Schule der Leiden belehrte Kaiser Franz Joseph sich nicht verhehlen, daß bei dem Unfrieden, der zwischen den einzelnen Völkern Oesterreichs, selbst einem gröberen Ohre vernehmbar, seit dem Jahre 1848 ununterbrochen zu herrschen pflegt, daß noch viele Dissonanzen bis in die Hofburg hineinschallen werden und daß es eines musikalischen Staatskünstlers von seltener Begabung bedarf, um so grelle, sich gegenseitig anschreiende Töne melodisch zu vermitteln.

Für Deutschland wäre es jedenfalls von den verhängnißvollsten Folgen begleitet gewesen, wenn es noch durch längere staatliche Zusammengehörigkeit mit dem hin und her schwankenden Oesterreich in seiner freien und stolzen Bewegung wäre gehemmt worden. Aber es bewahrt für die Deutschösterreicher, diese herzigen, gemüthvollen Menschen, die in ihren ehrlichen, offenen Zügen den germanischen Typus so treu abspiegeln, die zärtlichste Bruderliebe. Wie auf dem

Siegesdenkmale, das man in Berlin dem glorreichen Jahrzehnte von 1860—1870 errichtet, nur die gegen Dänemark und Frankreich erfochtenen Siege verherrlicht werden, aber nicht die gegen Oesterreich, so will auch der deutsche Gedanke nicht in eine Zeit zurückeilen, wo so wackere und treue Deutsche durch ihre unglückliche staatliche Zusammengehörigkeit mit Völkerschaften auf der niedrigsten Stufe der Cultur zum unnatürlichen Kampfe gegen uns gezwungen wurden.

Von jetzt an giebt es zwischen uns und den Deutsch-Oesterreichern nur die innigste Zuneigung.

Beim Scheideblicke auf die unheilbaren Zustände Ungarn-Oesterreichs fallen einem unwillkürlich die Worte Friedrich's II. ein, die er niederschrieb, als er die Kunde empfing von dem Ableben des Kaisers Karl VI. „Der Stein ist losgerissen,“ so schrieb der große Preußen-König, „der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen herabrollen und es zermalmen wird.“

Ja, eine Regierung, bei der kein festes Princip vorwaltet, sondern die heute dies Experiment und morgen ein anderes versucht, vermag kein Zutrauen zu dem Bestande eines Reiches zu erwecken, das vergebens den Schwerpunkt sucht.

Dank dem Himmel, daß Deutschland in Preußen den Schwerpunkt gefunden hat!

Ja, Preußen ist der Hort Deutschlands.

Wie wir erst anführten, Herr Bérard-Varagnac habe trotz des Hasses, den Frankreich jetzt gegen Preußen hegt, doch richtig erkannt, daß Deutschland bei der Frage, ob Oesterreich, ob Preußen, sich bei nur halber Vernunft unbedingt für Preußen entscheiden müsse, so sagte auch der englische Unterstaats-Secretair, Herr Baxter, in einer Rede, die er vor seinen Wählern in Arbroath hielt und in die er auf den zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866

ausgekämpften Kampf um den Primat in Deutschland zurückblickte, voll richtiger Einsicht:

„Aber Preußens Sieg ist das größte Glück, das dem Welttheil begegnen konnte.“

Die Preußen und die mit ihnen von jetzt an eng verschmolzenen Deutschen, die nunmehr ein einziges, tapferes, frommes und hochgebildetes Volk bilden, können, bei der Anerkennung aller Einsichtigen und Unparteiischen, den Vorwurf der Barbarei, den die Franzosen ihnen in stets anderen Redewendungen zu hören geben, sich ruhig gefallen lassen. Außer den Franzosen glaubt kein Mensch daran und die Mehrzahl der Völker meint, die schimpfenden und sich spreizenden Gallier seien den Barbaren viel näher verwandt, als die ruhigen und bescheidenen Deutschen.

Wenn Leopold Schefer in einer seiner Novellen den Papst sagen läßt: „Die Deutschen sind ein furchtbares Volk, ein ehrenwerthes! Nur nehmen sie Alles zu ernst,“ so urtheilt Pius IX. noch ganz ebenso, wie ein deutscher Dichter einen Pontifex urtheilen läßt, der ihm in langer Ahnenreihe voraufging. Ja, warum nehmen die Deutschen das Dogma von der Infallibilität so erschrecklich ernst?! Warum rüttelt selbst Döllinger, früher eine der Säulen des Papstthums, jetzt ein zorniger Simson, an dem Sündentempel, in dem ein schwacher, irrender Mensch sich die Attribute der Gottheit beilegte?! Es kam daher, weil das deutsche Volk ein zu gewissenhaftes ist, als daß es mit den Lippen einer Lehre zustimmen könnte, gegen die sich sein Inneres aufbäumt. Es vermag nicht einem irrenden Menschen zu geben, was einzig dem Gotte der Wahrheit zukommt. Von diesem ernsten, durch das Gewissen gebotenen Widerspruche gegen die päpstliche Infallibilität, wie er in Deutschland zu Tage tritt, wird man in Frankreich nichts vernehmen. Der Absagebrief, den der Vicar der Madeleinekirche, der gelehrte Doctor der Theologie Michaud, dem Erzbischofe von Paris

schrieb, wird eine glänzende Ausnahme bleiben.*) Die Besorgniß, die der edle Montalembert noch auf seinem Sterbebette aussprach, daß Frankreich seine gallicanischen Freiheiten aufgeben und zu einem Vorzimmer des Vaticans herabsinken werde, war eine nur zu begründete. In Frankreich findet das Papstthum größere Unterwürfigkeit, als in Italien und Spanien. Aber Montalembert verzweifelte durchaus nicht, daß der Wahrheit doch zuletzt der Sieg zufallen werde und als ihr erster und bester Vorkämpfer erschien ihm Deutschland. In schöner Unvoreingenommenheit erklärte er, daß Deutschland auserwählt sei, „um einen Damm jener Strömung des knechtischen Fanatismus entgegenzusetzen, der Alles zu verschlingen drohe."

Ja, auf dem Primate Deutschlands, d. h. auf den sittlichen und religiösen Ausstrahlungen der deutschen Volksseele, beruht das Heil Europa's und der Welt.

Der hochbegabte Franzose Montalembert, der von dem im Großen und Ganzen protestantischen Deutschland wegen dessen Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit Heil erwartete auch für die katholische Kirche, hat unsern Lippen das Wort vom deutschen Primate entrissen; ein Wort, das, obgleich es seit Jahrzehnten mit Flammenschrift auf dem Grunde unsers Herzens leuchtete, doch vermöge der deutschen Bescheidenheit stets zurückgehalten ward. Aber jetzt sprang es hervor und wir wollen es im Angesichte des Tages ruhig weiter schreiten lassen. Wir sind wahrlich nicht blind eingenommen von

*) Daß unsere jetzige bloße Vermuthung durch die Zeit wird zur Gewißheit gestempelt werden, dafür zeugt schon, daß der Pater Gratry, der ebenfalls seine zornige Stimme gegen die päpstliche Unfehlbarkeit erhoben hatte, vor seinem Tode Alles, was er je gegen den Nachfolger Petri mündlich oder schriftlich vorgebracht haben könne, als nicht gesprochen und nicht geschrieben angesehen wissen wollte. Herr Nisard, der Erfinder der „doppelten Moral", nannte in einer Rede, die er am Grabe des talentvollen Père Gratry, der ja auch Mitglied der Akademie gewesen, hielt, nannte diese Verleugnung der Wahrheit „un acte de suprême humilité".

unserm Volke, sondern haben seine Schwächen und Fehler nur zu deutlich bemerkt und nicht verfehlt, sie ihm vorzuhalten bei jeder passenden Gelegenheit. Haben wir doch, da uns während der langen Betrachtungen, in denen wir deutsches und französisches Wesen einander gegenüberstellten, da es uns allmälig immer klarer ward, wie bei den in gerechter Wagschale gewogenen Eigenschaften beider Völker das deutsche werde als vollwichtiger befunden werden, haben wir uns doch für den voraussichtlichen Triumph Deutschlands die undankbare, aber nicht unnützliche Rolle jenes römischen Spottsclaven vorweggenommen, der dem auf dem Siegeswagen stolz daherziehenden Feldherrn alle seine früheren Schwächen in's Ohr rief, damit er an einem so berauschenden Tage sich nicht einen Gott dünke. Nunmehr, da wir gegenüber dem deutschen Volke eine nicht angenehme, aber sicher nützliche Rolle durchgeführt haben, auf daß es in seiner ruhmreichen Gegenwart nicht vergesse, wie klein es einst dastand in den Augen selbst der kleinsten, aber sich einheitlich zusammenfassenden Völker, nunmehr, nachdem wir einer unwillkommenen, aber unerläßlichen Pflicht Genüge gethan, wollen wir dem Weihrauche nichts in den Weg stellen, den rings die Nationen des Erdballs, indem sie huldigend sich nähern, im deutschen Pantheon emporsteigen lassen.

Hören wir zuerst eine Stimme, die über den atlantischen Ocean zu uns herüberschallt und zwar aus den Spalten einer der angesehensten Zeitungen des großen amerikanischen Freistaates! Der New-York-Herald erging sich nämlich in einem gediegenen Aufsatze über die für den allgemeinen Fortschritt höchst erfreuliche Thatsache, daß ein so den edelsten Zielen zugewandtes Volk, wie das deutsche, jetzt im Reigen der civilisirten Nationen der Chorführer sein werde. Die nordamerikanische Zeitung sagte unter anderm:

„Wir gehen nicht zu weit, wenn wir die Gesammtheit der Deutschen auf dem ganzen Erdkreis auf 60 Millionen schätzen.

Diese Zahl einer so ausdauernden strebsamen und bekanntlich so fruchtbaren Race stellt eine furchtbare Macht für die Gegenwart und Zukunft dar. —

Ordnung, Ruhe und Begeisterung begleiten diese wundervolle Entfaltung von lebenskräftiger Energie; und von Land zu Land, von der Küste der Ostsee bis an die entfernte Grenze der Adria hört man die männliche deutsche Stimme Worte der Brüderlichkeit und Freiheit hineinmengen in ihre patriotischen, dem Vaterlande geweihten Lieder, welche in allen Regionen der civilisirten Welt lauten Widerhall finden.

Diese plötzliche Erschließung eines ungeheuren, freiheitsliebenden Elementes auf dem ganzen Erdboden; dieses anerkannte Vorhandensein der Worte: „Heimath, Häuslichkeit, Vaterland, Ehre und Freiheit auf den Lippen einer kosmopolitischen Race, welche gründliche Geistigkeit, unermüdliche Ausdauer und heldenhaften Muth mit einer natürlichen Liebe für den Frieden und für alle häuslichen Tugenden vereinigt, ist eine imposante Offenbarung unseres Zeitalters, welches als entartet verschrieen wurde."

Und wie über die Atlantis die Rufe bewundernder Anerkennung zu uns herüberschallten, so ward der herrlich aufgehende, rein leuchtende Stern Deutschlands auch aus Ponte Belgada, also von der Azoren-Gruppe her, in schwungvoller Weise begrüßt. Es waren Bürger der Insel San Miguel, die dem Reichskanzler Bismarck in einer, am 18. März 1871 abgesandten Adresse ihre Bewunderung für die deutschen Großthaten ausdrückten. In dieser Adresse heißt es nun:

„Wie unser großer Dichter Camoëns in seinem unsterblichen Gedichte, die Lusiade, rufen wir, um unsere Begeisterung zu bezeugen:

Es schweige der Ruf von Alexander und von Trajan vor den Siegen des Jahres 1870!

Diesen Thaten gegenüber können wir sagen, daß die deutschen Heerführer in Monaten mehr thaten, als der erste Napoleon in Jahren.

Der ganze Ruhm, den diese glänzenden Erfolge für Deutschland zur Folge hatten, kommt dem großherzigen Kaiser Wilhelm, dem erhabenen Fürsten Bismarck und dem berühmten Feldmarschall Moltke zu und es sind diese drei, welche Deutschland den ersten Platz unter den Nationen und auf der Karte Europa's verschafft haben."

Aehnlich, wie über die Atlantis herüber und von den Azoren her, tönt der Ruhm deutscher Tapferkeit und Tüchtigkeit über alle Lande hin. Freilich spenden die fremden Völker uns erst seit dem Jahre 1870 Weihrauch, wo Siegesthaten ohnegleichen selbst den widerwilligsten Nacken zwangen, sich vor deutscher Größe zu beugen. Hervorragende Männer aus jedem Volke haben freilich von jeher begriffen, was dereinst von Deutschland zu erwarten stehe. So sagte Laing, das bekannte Mitglied der englischen Freihandelsschule, der mit einigen britischen Schrullen sehr vielen Verstand verband, als er im Jahre 1855 von einer Reise nach Deutschland in seiner Heimath wieder anlangte, nach seinem Dafürhalten seien die Deutschen das „gebildetste und zukunftsreichste Volk der Erde." (Aehnlich lauten ja die Worte Emerson's, die wir als Motto unsern Betrachtungen über Deutschland voranstellten.) Auch die „Times" ließen sich schon im Jahre 1855 sehr günstig über Deutschland vernehmen, freilich beklagten sie, wie es nicht gut anders möglich war, die politische Ohnmacht eines sonst so achtbaren Volkes. Das Weltblatt äußerte sich damals:

„Die Deutschen haben große Niederlassungen in Rußland, in den slavischen Theilen Oesterreichs und jetzt in noch viel größerem Maßstabe in den Vereinigten Staaten gegründet. Wir zweifeln nun nicht, daß wir bei der geringsten Aufmunterung Massen von

diesem betriebsamen und ordnungsliebenden Volke erlangen können, welche im gegenwärtigen Jahrhunderte den Schwarzwald in ein Paradies verwandelten und deren einziger Fehler der ist, daß sie viel mehr Lust haben zu pflügen, zu graben, zu spinnen, zu weben, Wälder in Häuser, Ströme in Canäle und Sümpfe in Kornfelder zu verwandeln, als sich mit Nachdruck an ihren politischen und nationalen Angelegenheiten zu betheiligen."

Freilich wurde England in dem Jahre 1864 von heftigster Abneigung gegen Deutschland befallen, als dieses die ihm gehörigen Provinzen Holstein und Schleswig von Dänemark zurückforderte. Doch wurden die damals in eine einseitige Richtung — wie es Insulanern so häufig begegnet — verrannten Engländer nach und nach zu vernünftigeren Ansichten bekehrt und einer der erleuchtetsten Söhne Albions — wir meinen Thomas Carlyle — äußert sich über die damalige Verkehrtheit seiner Landsleute und ihre allmälige Gesundung in folgenden Worten:

„Von manchen Urtheilen, die früher in England im Schwange waren, hört man schon jetzt hier keinen Laut mehr. Jene pathetische Niobe Dänemark, welche gewaltsam ihrer Kinder beraubt war — es waren dies gestohlene Kinder und Frau Niobe-Dänemark hatte sie herzlich schlecht gepflegt — ist schon beinahe geschwunden und das Bild wird ganz schwinden, sobald der wahre Thatbestand sich immer deutlicher herausstellt."

Daß Thomas Carlyle, der von jeher gegen Deutschland so gerecht war, weil er sich eines tiefen und weiten Blickes erfreute, die staatliche Entfaltung und kriegerische Herrlichkeit des deutschen Volkes mit innigster Genugthuung begrüßte, haben wir schon durch das unserm Buche voraufgedruckte Motto dargethan. Möge Carlyle sich noch ausführlicher in Stellen eines Briefes aussprechen, den er im Sommer des Jahres 1870 an einen Bekannten in Deutschland schrieb und in dem es heißt:

„Ihre Kriegsbesorgnisse werden von kurzer Dauer gewesen sein; sie müssen in der That in den ersten Tagen der thatsächlichen Erprobung sich in klare Hoffnung verwandelt haben, in eine Hoffnung, die beständig in mächtigen geometrischen Verhältnissen wuchs, bis sie zu dem emporgestiegen ist, was wir heute sehen. So weit meine Belesenheit reicht, hat es niemals einen solchen Krieg gegeben, niemals solch eine Zerschmetterung unverschämter menschlicher Eitelkeit, bedrohlichen, lange fortgesetzten Hochmuths zu schmachvoller Vernichtung. — Streich auf Streich, wie mit Thor's Hammer geführt, bis es wie ein unförmlicher Trümmerhaufen daliegt, zu sich selbst winselnd: „Was im Namen aller Götter und aller Teufel soll nun aus uns werden?“ .... Ganz Deutschland darf wohl schönere Tage sich versprechen, als es in politischer Beziehung gesehen, seit Kaiser Barbarossa es verlassen. Meine eigene Freude an alledem ist groß und ganz England, ich kann sagen, alles, was verständig ist in England, beglückwünscht von Herzen das tapfere alte Deutschland zu dem, was es für sich selbst gethan — eine thatsächliche Umwandlung in eine Nation, nicht länger mehr das chaotische Durcheinander, das den Einbruch aller übelgesinnten Nachbarn, namentlich dieses übelgesinnten Frankreichs, herausforderte, welches ihm in den letzten 400 Jahren so unendliches Wehe gebracht hat. Krieg gethürmt auf Krieg, ohne wirkliche Ursache, als unersättlichen französischen Ehrgeiz. Alles das ist nun durch Gottes Gnade beendet. Ich habe in meinen Zeiten nichts in Europa erlebt, was mich so erfreut hätte. „Ein tapferes Volk,“ wie Ihr Goethe Sie nennt, und, wie ich glaube, auch ein friedliches und biederes. Ich hoffe nur, der Himmel werde Ihnen die Weisheit, Geduld und fromme Bescheidenheit senden, um all die Vollendung zum Rechten zu nutzen.“

Dem Himmel sei Dank, daß diese dem deutschen Volke von Carlyle gewünschte Bescheidenheit der maßvollsten und hochmuthsfreiesten

Nation des Erdballs inmitten ihrer kaum glaubhaften Erfolge erhalten blieb! Denn selbst von französischer Seite, obgleich bei dem tödtlich verletzten Stolze des eitelsten aller Völker noch lange ein glühender Haß gegen Deutschland bestehen wird, ließ sich die Anerkennung der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit Deutschlands vernehmen, sobald die Leidenschaft nicht das Urtheil trübte. So schrieb ein französischer Kriegsgefangener, der offenbar den gebildeten Ständen angehörte, in wärmster Weise über das tüchtige deutsche Wesen, namentlich über die den Deutschen innewohnende Humanität, wie folgt:

„Je l'avoue à la honte de notre titre de Français, ils sont plus hommes, plus humains que nous; ils savent respecter le malheur, tout en restant fidèles et fermes dans leurs devoirs patriotiques; en un mot j'admire leur organisation militaire et tout homme intelligent avouera qu'au lieu de s'amollir et de se corrompre comme nos sommités françaises, ils sont devenus la première nation du monde et si ce n'était un crime, une lâcheté, une infamie de renier sa patrie, je serais fier d'être Prussien. — La France reçoit une leçon, elle en avait besoin. Le malheur, l'humiliation rabattront son orgueil et sa présomption."

Wenden wir uns von Frankreich zu den übrigen romanischen Nationen, so sind diese, die von ihrer übermüthigen Schwester häufig zu leiden hatten und ihr deshalb jegliche Demüthigung von Herzen gönnten, sämmtlich des deutschen Lobes voll und stimmen aus tiefster Brust in den Päan mit ein, der für die siegreichen Deutschen diesseits und jenseits des atlantischen Oceans zum Himmel erschallt. Allerdings hat einer der geistvollsten Spanier, nämlich Emilio Castelar, sich zuerst Deutschland ungünstig gezeigt; doch geschah dies, weil Frankreich durch die Erklärung der Republik — dieser von ihm mit Inbrunst umfaßten Staatsform — sein Urtheil

bestochen hatte und er nicht einsah, daß Deutschland, wenn auch erst klein und bescheiden anfangend, für die Verwirklichung würdigen Staatsbürgerthums unendlich mehr leisten werde, als Frankreich, das von einem Aeußersten in das andere taumelt. Dahingegen haben in Spanien die Männer, die zwar nicht über die glänzende Beredtsamkeit Emilio Castelar's, wohl aber über ein besonneneres Urtheil verfügen, sich ohne allen Umschweif für die gerechte Sache Deutschlands erklärt. Wir nennen nur den eine Zeitlang als Minister fungirenden, sonst als Schriftsteller bekannten Antonio Canovas del Castillo. Da Madrid, wie die meisten größeren Städte, einen Vereinigungspunkt für seine künstlerischen und literarischen Kräfte besitzt und diesen, das allgemeine Beispiel nachahmend, „Ateneo“ genannt hat, so sprach sich Antonio Canovas del Castillo vor den erleuchtetsten Männern seines Vaterlandes in einem längeren und sehr gediegenen Vortrage über die staunenswerthen kriegerischen Leistungen der Deutschen aus, die er für die natürliche Folge ihrer überaus tüchtigen und gesunden Volksnatur erklärte. Er sagte unter anderm in Bezug auf Preußen: „Niemand weiß mehr, Niemand kann mehr, als dieser Staat und Niemand weiß besser, als er, was er will und will mit größerer Ausdauer das, was er kann.“

Auch in Portugal begrüßte man den Sieg Deutschlands über Frankreich mit Jubel. Hatte man doch auch dort französischen Uebermuth noch unter Napoleon III. auszukosten Gelegenheit gehabt. In einer Streitsache nämlich zwischen Frankreich und Portugal, wo das Recht sich vollständig auf Seiten des letztern Landes befand, hatte der Mächtigere durchaus nicht auf die Stimme der Billigkeit gehört, sondern Kriegsschiffe in die Mündung des Tajo gesandt und mit der Beschießung Lissabon's gedroht, falls seinem Verlangen nicht entsprochen werde. Natürlich gab jetzt die portugiesische Regierung vor der offenbaren Gewalt nach und bezahlte

die ihr abgepreßte Summe. Es war damals jene für Europa beschämende Zeit, wo Frankreich sich alles gestatten konnte. Keine Großmacht erhob ihre Stimme für das so ungerecht behandelte Portugal, am allerwenigsten England, wo die Minister von Napoleon III. nicht anders sprachen, als von „unserm sehr mächtigen Bundesgenossen." Aber wie wußte man in England zu schreien, und die englische Regierung allen voran, als Deutschland es endlich müde ward, sich von dem kleinen Dänemark Nasenstüber geben zu lassen! Also für das von Frankreich übermüthig und ungerecht behandelte Portugal erhob sich keine Stimme im europäischen Areopage, wodurch es sehr erklärlich wird, daß in Lusitanien rings lauter Jubel erscholl, als derjenige, der glaubte, sich alles erlauben zu dürfen, so schmählich in den Staub sank. Deshalb sprach die aus Portugal an den Fürsten Bismarck gerichtete Adresse die Herzensmeinung des ganzen Volkes aus, das die ihm früher widerfahrene Schmach noch nicht vergessen hatte. In der bezüglichen Adresse heißt es nun:

„Wir wünschen Glück zu den herrlichen Erfolgen, welche die deutschen Heere in dem denkwürdigen Feldzuge gegen Frankreich davontrugen. Wurde dieses Letztere doch, obgleich so sicher in seinem Stolze und in seiner Eitelkeit, von Anbeginn an zu Boden geworfen durch das tapfere deutsche Heer, das die geschicktesten und ausgezeichnetsten Generale des Erdballs an seiner Spitze hatte.

Zu gleicher Zeit verbessert das Ergebniß dieser Ereignisse die unsichere Lage der Völker gegenüber den stolzen und abgeschmackten Anforderungen des französischen Kaiserreichs, das sich auf der Erde als einzig und bevorzugt ansah. Die Lehre wird ihm nützlich sein."

Italien, das im Bewußtsein seiner verhältnißmäßigen Schwäche den französischen Uebermuth jahrelang knirschend ertragen hatte, jubelte gleichfalls auf, als es die Botschaft von den glänzenden deutschen Siegen empfing. Hatte doch der französische Minister

Rouher den Italienern, die nach Rom als der natürlichen Hauptstadt ihres geeinten Vaterlandes verlangten, sein höhnendes „Jamais“ zugerufen und hatte doch bei Mentana das Chassepot an ihren Leibern seine Wunder erprobt. Im „Diritto“, einem stark demokratisch gefärbten, aber sehr tüchtig geleiteten Blatte, ward mit großer Einsicht entwickelt, welchen Vortheil es für die europäische Freiheit und Civilisation habe, daß jetzt Deutschland die Führerschaft im Welttheile übernommen.

„In der That,“ so heißt es in einer längern Auseinandersetzung des „Diritto“, das sich seit 1870 immer mehr und mehr von Frankreich abwendet, „wenn Deutschland jetzt die Führung der europäischen Civilisation übernommen hat, so verdankt es diese Stellung nicht seinen Waffen allein, denn die Waffen haben seiner Ueberlegenheit nur die Krone aufgesetzt; nein, es verdankt sie seinen geistigen, sittlichen und industriellen Fortschritten; es verdankt sie der Beharrlichkeit seiner Anstrengungen, die seine Bestrebungen zu realem Ziele geführt hat.

Die deutsche Suprematie heute in Abrede zu stellen, wäre kindisch, aber bedeutet diese Führung für Europa ein bedrohliches Uebergewicht? Sicherlich nein! Die Führung ist die natürliche, berechtigte, unabweisliche Folge der Ueberlegenheit.

Wo ist heute ein Zweig des sittlichen, staatlichen, geistigen oder wirthschaftlichen Lebens, in dem die Völker des europäischen Festlandes sich Deutschland überlegen, ja auch nur gewachsen nennen könnten? Ein flüchtiger Blick über die politischen Theilungen der Karte von Europa genügt, uns eine schmerzliche und demüthigende Antwort darauf zu geben. Wie tief Frankreich verhältnißmäßig steht, lehrt der Augenschein; von Oesterreich reden wir gar nicht, noch weniger von Rußland und Spanien. Bleibt Italien. Kann Italien den Anspruch erheben, mit Deutschland in die Schranken zu treten? — Victor Hugo hat in seiner ruhmredigen, declama-

torischen Ansprache an die Deutschen gesagt, es gebe nur zwei Nationen in Europa: Frankreich und Deutschland. Ein recht schmeichelhaftes Compliment für die Völker, denen er das Dasein abstreitet. An uns ist es, wenigstens was Italien betrifft, zu zeigen, daß der berühmte Dichter sich täuscht. Aber wird da ein Protest genügen? Wird es genügen, zur Rechtfertigung ein zweibändiges Buch zu schreiben: „Der sittliche und politische Primat der Italiener?" Unsern Landsleuten wird die Antwort hierauf nicht schwer fallen.

Immerhin, die deutsche Hegemonie ist eine Thatsache, die gefallen oder mißfallen kann, aber sie ist eine Thatsache, die man erkennen, die man hinnehmen muß. Die Nationen, denen sie widerwärtig ist, haben nur ein einziges Mittel, um sie hinwegzulöschen: sie müssen Deutschland auf dem Wege der Civilisation und vornehmlich auf dem der Freiheit überholen. Und das wird keine leichte Arbeit sein.

Man begegnet in Italien den seltsamsten Vorstellungen über Deutschland und besonders über Preußen. Für Viele ist das ein centralisirter, feudaler, absolutistischer Militärstaat. Nun weiß aber, wer diesen Staat kennt, daß von dem allen das gerade Gegentheil die Wahrheit ist. Es ist jetzt nicht der Augenblick, die preußischen Institutionen im Einzelnen zu prüfen, das wird die Aufgabe ruhigerer Tage sein; soviel indeß können wir sagen, ohne Furcht, man werde uns der Unwahrheit zeihen, daß das preußische System in Verwaltung, Wirthschaft, Unterrichts- und Heerwesen das breiteste und liberalste in Europa ist, wobei man England und die Schweiz ausnehmen mag.

Somit hat von Deutschland jetzt Europa und vorzugsweise Italien viel zu lernen, viel zu gewinnen, nichts zu fürchten."

Vor allem neigt sich Italien in der allerdings nicht beträchtlichen Zahl seiner Söhne, die geistig hoch genug stehen, um das

weite Feld deutscher Culturarbeit überschauen zu können, vor allem neigt sich das intelligente Italien vor den germanischen Wissenschaftsthaten, die von Leibnitz bis Alexander von Humboldt eine so stattliche Reihe bilden. In gereimter wie ungereimter Rede bringt das noch immer für das Große empfängliche, wenn auch nach so langer geistigen Versumpfung noch nicht urschnell Großes leistende Italien dem hehren und edel-bescheidenen Deutschland seine Huldigungen dar. Wir nennen zuerst Civinini — Mitglied des italienischen Parlaments — der in einem gediegenen Aufsatze, den die „Nuova Antologia" brachte, die großen kriegerischen Erfolge Deutschlands und die bald daraus entstehende National-Einheit sehr richtig durch die voraufgegangene unablässige Geistesarbeit erklärt und begründet. Civinini sagt nun:

„Derselben (nämlich der deutschen Einheit) ist die Vorarbeit einer geistigen Thätigkeit vorausgegangen, welche begonnen hat, man darf sagen, mit Leibnitz und sich fortgesetzt hat bis zu unsern Tagen. Philosophen und Poeten, Historiker und Kritiker haben dazu mitgewirkt, so daß man behaupten darf: die Wiedergeburt Deutschlands ist vorzugsweise das Werk des Gedankens und der Wissenschaft. Von Goethe bis Mommsen, von Kant bis zu Ranke, von Winckelmann bis zu Humboldt, in jedem Gebiete menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens hat das geistige Deutschland das neue politische Deutschland vorbereitet. Wissenschaft, Literatur, Geschichte, Philosophie, haben dem deutschen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt, sich als für eine große historische Mission bestimmt zu betrachten, haben ihm deren Erfüllung als eine Pflicht dargethan. Ja, das ist recht eigentlich der wahre Charakter der deutschen Bewegung, daß sie zuerst ein Werk des Geistes gewesen und daß erst, als dieses gereift war, sie ein Werk der materiellen Kraft wurde; die Idee ging der That voran und ehe die Deutschen das materiell

mächtigste Volk Europa's wurden, waren sie das intellectuell gebildetste; die politische Hegemonie ist Wirkung und Folge der geistigen Hegemonie. Wie beneidenswerth ist dieses Loos Deutschlands im Vergleich mit dem, was einem andern Volke widerfahren; denn wer da glaubt, daß der Geist etwas bedeute in dieser Welt, hat wenig Glauben an die Dauerhaftigkeit von Werken, welche nur die Frucht sind politischer und militairischer Operationen, ohne genügende geistige und sittliche Vorbereitung. Aber wo ein Volk bereits eine wahrhaft nationale, von allen geschaffene, allen gemeinsame Philosophie, Geschichtschreibung, Poesie, Wissenschaft, Musik hat, wo seit länger denn einem Jahrhundert eine fortwährend wachsende Entwickelung schon die Einheit im Bereiche des Gedankens und Wissens gegründet hat, da mögen Sadowa und Wörth kommen: sie finden einen urbaren Boden, der gesunde, dauernde Früchte hervorbringen wird. Dieses Reich ist also nicht, wie gemeinhin gesagt wird, ein Kind der Gewalt; es ist nicht, wie einst das Reich Napoleon's I., auf einem Schlachtfelde geboren worden; es ist die langsam gezeitigte Frucht der Idee, es ist die politische Aeußerung einer intellectuellen Bildung, die vielleicht nur hinter der griechischen zurücksteht; es ist nicht der Triumph der Barbarei, für welche die Gewalt Mittel und Endzweck ist; es ist der Triumph einer langen Bildungsarbeit, erlangt — wie die Siege im Reiche der Thatsachen immer erlangt werden — durch Anwendung der Kraft im Dienste der Idee. Und diesen Charakter weist auch der germanische Militarismus auf. Es ist nicht Liebe zu Waffen und Sieg aus Vergötterung der Macht oder lächerlicher Tapferkeitsprahlerei; es ist das große Princip der Pflicht, aus der Kant'schen Philosophie herübergewachsen in die Welt der That; es ist die Erfüllung jener hohen Mission, welche, nach Hegel'scher Anschauung, der Krieg hat als Werkzeug der Civilisation behufs der Verjüngung der Welt."

Mit solcher Anerkennung sprach ein hochbegabter Italiener von der Tüchtigkeit des deutschen Volkes.

Und auch der Dichter ist in dem Lande des Gesanges und der Melodien nicht ausgeblieben, um Deutschlands Großthaten würdig zu feiern. Es ist der schon einmal von uns erwähnte Antonio de Marchi, der in Palermo ein längeres, ganz in die neueste Zeitsphäre getauchtes Gedicht herausgab, unter dem bezeichnenden Namen: „Alla Germania". Wenn Antonio de Marchi seine so harmonischen Canzonen dem sich ja auch durch höchsten Wohllaut auszeichnenden Emanuel Geibel, als erstem deutschen Lyriker der Gegenwart, sehr passend gewidmet hat, so geschah es wohl vorzüglich auch deshalb, weil der Trave-Schwan schon vor Jahren in gar süßen Tönen nach Italien hinübergesungen hatte. Und wie Emanuel Geibel dem eine bessere Zukunft ersehnenden Italien seine vollen Sympathien aussprach, so setzt Antonio de Marchi seine uneingeschränkte Bewunderung dem vom hellsten Ruhmesschimmer umleuchteten, Mars und Minerva vereinigenden Deutschland. Antonio de Marchi singt nun:

„Dir, Mutter der Tapfern, dir, neue Meisterin der Völker, erhabene Königin des Gedankens, gilt mein Lied."

Und wie zu Deutschlands Ruhm Italiens Dichter ihren Harfen süße Töne entlockten, so sandten edle italienische Frauen zur deutschen Siegesfeier 100 Lorbeerkränze nach der Bundeshauptstadt. Durch die Vermittelung einer am Lago Maggiore wohnenden, durch längere Ansässigkeit mit italienischem Leben und Treiben innig vertrauten Preußin ließen die Gräfin Angelina Castelbaro und die Gräfin Paulina della Porta de Carli, die Gemahlinnen zweier Officiere des italienischen Landheerrs, nach Berlin in reichen Kränzen ihren vaterländischen Lorbeer gelangen, als Zeichen ihrer Sympathien für Deutschland im Allgemeinen und ihrer Bewunderung für deutsche Tapferkeit im Besondern.

Wenn edle italienische Frauen den Lorbeer ihrer Haine übersandten zum Schmuck für die Stirn deutscher Helden, so verweigerten belgische Gärtner, an die man sich von Deutschland aus gewandt hatte, weil für die Hunderttausende von Kriegern, die durch den Kranz der Tapferkeit zu ehren waren, der heimische Vorrath nicht ausreichte, trotz der in Aussicht gestellten sehr guten Bezahlung, jegliche Aushülfe. Sie erklärten in einer Antwort an Berliner Gärtner, da sie mit ihrem Herzen auf französischer Seite ständen, so erlaube ihnen ihr Gefühl nicht, irgendwie zur Erhöhung der deutschen Siegesfeier beizutragen.

Doch auch in Belgien hat sich in letzterer Zeit die Stimmung zu Gunsten Deutschlands bedeutend gebessert, oder, richtiger ausgedrückt, die Vlamingen, denen früher von Seiten der Wallonen der Mund verboten ward, und die, seit der germanische Genius so groß dasteht in den Augen der Welt, sich ihrer nahen Verwandtschaft mit den Deutschen voll Stolz bewußt sind, die Vlamingen wagen jetzt die Lippen zu öffnen und sprechen in Prosa und Versen von ihrer Liebe zu ihren Namensbrüdern. So trat der Professor Leo van der Kindere in der Sitzung des Provinzialraths von Brabant, als er über die Nothwendigkeit sprach, in Belgien die allgemeine Schulpflicht einzuführen, mit Herz und Hand auf die Seite Deutschlands. Bei einem Rückblick auf den deutsch-französischen Krieg äußerte er seine entschiedene Abneigung gegen das Franzosenthum mit folgenden Worten:

„Die Geschichte, ja, die Weltgeschichte selbst ist es, die uns in diesen Ereignissen eine große, heilsame Lehre ertheilt hat. Die Geschichte hat uns unwidersprechlich gelehrt, daß der erste Rang unter den Völkern nicht länger dem Leichtsinn, der Unwissenheit und der Sittenlosigkeit angehören kann."

Nachdem der Professor Leo van der Kindere den Franzosen den Scheidebrief geschrieben, pries er mit warmen Worten die

deutsche Volksart und bekannte, wie er von dem Siege Deutschlands das größte Heil für Belgien erwarte. Seine hierauf bezüglichen Worte lauten:

„Den ersten Rang unter den Völkern nimmt fortan das deutsche Volk ein. Deutschland wird, wie ich überzeugt bin, diesen Rang würdig zu behaupten wissen, denn dieses Land verdient ihn, wie durch seine Wissenschaft, so auch durch seine Sittlichkeit und Kraft. Wir dürfen nie vergessen, daß für ein Volk die moralische Gesundheit ebenso nothwendig ist, wie die physische und während wir seit geraumer Zeit in der französischen Literatur die Zeichen des sittlichen Verfalls wahrnehmen konnten, haben uns von der andern Seite die Werke der medicinischen und der statistischen Wissenschaft gelehrt, daß die körperliche Gestalt der Einwohner Frankreichs sich sehr in's Ungünstige umgebildet und zugleich ihre Fortpflanzungskraft sich vermindert hat. Es scheint hiernach unzweifelhaft, daß Deutschland an der Spitze der Weltcultur der Platz gebührt und daß wir vor allem nach Deutschland zu blicken haben, um zu lernen. Nur zu lange ist Belgien leider auf französischen Bahnen einhergeschritten; es ist Zeit, daß es umkehre und sich von seiner germanischen Mutter eines Bessern belehren lasse."

Doch nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen hat man von belgischer Seite die deutschen Großthaten gepriesen. Wir haben hier besonders den talentvollen belgischen Dichter van Sonst de Borckenfeldt im Auge, der in schwungvollster Weise das Erwachen Deutschlands besingt, jenes Deutschland, das von jetzt an für immer seinen Platz in der Sonne behaupten werde. Fürst Bismarck läßt die Hoffnungen des belgischen Dichters sicher nicht zu Schanden werden und sein Adlerblick wird die schwarzen Nachtvögel verscheuchen, die in dichten Geschwadern — protestantischer Pietismus und katholischer Ultramontanismus verbünden sich ja innig, wo es der gemeinsamen Abwehr des Lichtes gilt — sich den Ausstrahlungen

des Sonnengottes in den Weg stellen. Der belgische Dichter singt nun:

„Chassés par l'aigle d'Allemagne
Les corbeaux fuiront la montagne,
Et ce sera le grand reveil!
Le reveil de la Germanie,
En armes, invincible, unie,
Reprenant sa place au soleil!"

Van Sonst de Bordenfeldt schildert in einem andern Gedichte, wie Deutschland voll schönen Gottvertrauens muthig in den Kampf zog und wie es bei seinen großen Erfolgen nicht vermessen ward, sondern dem die Ehre gab, dem sie einzig gebührt:

„A sa majesté sainte
L'Allemagne sans crainte
Se confia;
Humble dans la victoire
Elle lui rend la gloire
Alléluia!"

Wir wollen aus demselben Liede noch eine Strophe anführen, in welcher der Jubel über die Größe und Einheit Deutschlands so hell ausklingt, daß, wenn die fremde Sprache nicht wäre, man sie einem deutschen Dichter zuschreiben würde. Diese Strophe lautet:

„O patrie allemande,
Libre et fière, une et grande!
Dieu te marqua
Dans ce jour de victoire
Du signe de sa gloire,
Alléluia!

Wir haben schon in einer ausführlichen Betrachtung des Umstandes gedacht, daß die romanischen Nationen, die man nach der ersten oberflächlichen Annahme unbedingt auf der Seite Frankreichs vermuthen mußte, sich gerade für Deutschland erklärten und daß die germanischen Nationen, gleichsam um Frankreich einen Ersatz zu bieten, sich meist franzosenfreundlich bezeigten. Auch diese

letztere, ebenso auffallende als betrübende Erscheinung zogen wir vor unser Forum und gaben der Hoffnung Ausdruck, es werde bei den Holländern, Dänen, Schweden und Norwegern, die den Deutschen mehr oder minder zum Danke verpflichtet sind, sich mit der Zeit eine billigere, den geschichtlichen Vorgängen und dem geistigen Bildungsprocesse mehr gerecht werdende Auffassung Bahn brechen. In Schweden ist dies nun hier und da bereits der Fall. So sprach sich das „Morgenbladet" in einem längern Aufsatze über Deutschland mit höchster Achtung aus. Wir geben aus jener schwedischen Zeitung eine besonders für unsre Behauptung sprechende Stelle, die so lautet:

„Das Volk, das nun als das erste auf Erden dasteht und das, man mag früher über dasselbe gesagt haben, was man will, unleugbar eine bewunderungswürdige Einheit, Kraft und Kühnheit bewiesen hat, die Deutschen, sie stehen ja auf dem Höhenpunkte der Bildung und Weltcultur und ihre Schulen sind seit Jahren die Muster für Europa geworden."

Auch in Griechenland, wo man den Franzosen noch nicht vergessen hatte, daß sie während des Krimkrieges Athen besetzten, fand der Ruf von den deutschen Siegen ein jubelndes Echo. Von dieser für Deutschland und besonders für Preußen günstigen Stimmung hatte der Pastor Liebetrut Gelegenheit sich zu überzeugen, als er sich in den Herbstmonaten des Jahres 1870 auf einer Reise durch Dalmatien, Montenegro und Griechenland befand. In Griechenland sprach man von nichts, als dem großen Könige Guilermos und vom Kyrios Bismarkos. Auch mit dem preußischen Thronfolger und dem Helden Friederikos Karlos beschäftigte man sich viel. Auf der Rückfahrt von Syra trat ein Mann aus dem Volke, der nicht weit vom Pastor Liebetrut neben dem Hauptmaste stand, ehrerbietig auf diesen zu und fragte ihn, ob — wie man ihm gesagt habe — er ein Preuße sei. Als der Pastor dies der

Wahrheit gemäß bejahte, da sprach der Grieche mit feierlicher Stimme, indem er seinen Hut lüftete und die Augen zum Himmel erhob:

„O, mein Herr, wir beten zu Gott und danken ihm für alles, was er durch Preußen und den großen Bismarck thut; denn was er jetzt durch Preußen thut, ist für die ganze Welt gethan.“

Aehnlich sagte ja der englische Unterstaats-Secretär Baxter: „Aber Preußens Sieg ist das größte Glück, das dem Welttheil begegnen konnte.“

Deutschland hat mit edler Bescheidenheit und mit jenem demüthigen Danke gegen Gott, den ein belgischer Dichter besang, alle die Ruhmeshymnen, die aus sämmtlichen Erdtheilen an sein Ohr schlugen, still-glücklich, aber ohne den leisesten Anflug von Hoffahrt entgegengenommen. Wohl ihm, daß es frei und heiter zur blauen Himmelsdecke emporblicken kann, weil sein Gewissen ihm sagt, daß der Krieg nicht von ihm verschuldet worden.

Um der von uns beobachteten Methode treu zu bleiben, bei Fragen, die zwischen Deutschland und Frankreich zum Austrag zu bringen sind, wegen der zu erstrebenden höchsten Unparteilichkeit mehr fremde als deutsche Urtheile anzuführen, eröffnen wir unser Beweisverfahren, daß die Franzosen den Krieg von 1870—1871 verschuldet, mit einer Stimme aus ihrer eigenen Mitte. Es sagte nämlich Herr Target in der französischen Nationalversammlung: „La guerre contre la Prussa a été entreprise follement et avec une criminelle légèreté.“ Daß Preußen niemals den Krieg an Frankreich erklären werde, hatte Bismarck mit jener Ehrlichkeit und Offenheit, die ihn charakterisiren, in einer Unterhaltung mit dem Obersten Baron Stoffel kundgethan und war diese Aeußerung von dem französischen Militärbevollmächtigten auch nach Paris gemeldet worden. Die eigensten Worte Bismarck's waren:

„Wir werden Ihnen nie den Krieg erklären, Sie müßten denn mit Gewehrschüssen auf Schrittweite an uns herankommen."

Ein solches offenes Eingeständniß, daß man den Krieg um des Krieges willen nicht liebe, war nun der Mehrzahl der Franzosen vollkommen unverständlich. Sie witterten demnach in dieser Erklärung preußische Furcht vor französischer Unbesiegbarkeit. Deshalb sprach ja Herr Emil von Girardin, als er, gleich den meisten Franzosen, noch die Furcht hegte, daß es wegen der von Deutschland aus gezeigten Mäßigung leicht nicht zu dem heißersehnten Kriege kommen könne, deshalb sprach ja der den Mund so voll nehmende Herr Emil von Girardin, man müsse die Preußen mit dem Gewehrkolben so lange in den Rücken stoßen, bis sie sich zum Kampfe entschlössen.

Auch das „Siécle" gestand nach der Veröffentlichung des Benedetti'schen Buches uneingeschränkt zu, daß die Regierung Napoleon's III. den Krieg verschuldet habe. Dies geschah von Seiten der französischen Zeitung in folgenden Worten:

„Man kennt jetzt alle Mittel, die angewendet wurden, um das schreckliche Abenteuer, dessen Verantwortlichkeit die Bonapartisten von sich wälzen wollen, in's Werk zu setzen. Eine vom französischen Gesandten (aus Ems) abgeschickte Depesche wird unterschlagen; eine andere verstümmelt, entstellt. Im letzten Augenblicke läßt man Herrn Benedetti durch den König von Preußen insultiren und die vorgebliche Insultirung ist Pariser Fabrikat. Der König von Preußen und Herr Benedetti, welche keine Ahnung davon haben, der eine der Beleidiger, der andere der Beleidigte zu sein, erfahren es durch die in der Kammer abgegebene Erklärung der Herren Ollivier und Gramont. Man will sich durchaus schlagen, man schlägt sich, man wird geschlagen und als Entschuldigung gesteht man ein, daß man nicht bereit war."

Herr Thiers, als er sich nach England begab, um dort Hülfe für Frankreich zu erbitten, machte in seiner Unterredung mit dem Lord Granville kein Hehl daraus, wer der Anstifter des Krieges sei. Er konnte dies um so eher thun, da ja die Kriegserklärung von ihm in der gesetzgebenden Versammlung so entschieden bekämpft wurde. Freilich versuchte Thiers nach französischer Weise die Fehler seines Volkes zu vertuschen. Er sagt nämlich zu Lord Granville, „que le dernier jour notamment, c'est-á-dire le 15 juillet, elle (la Chambre) ne s'était laissé entraîner que par le mensonge fort coupable d'un prétendu outrage fait á la France.“

Und in seiner feierlichen Botschaft an die französische Nationalversammlung, als Thiers unterdessen zum Präsidenten der Republik erwählt worden, spricht er noch unumwundener aus, daß Frankreich den Krieg hervorgerufen. That er es auch nur, um die tolle Vermessenheit der von ihm verabscheuten Bonaparte'schen Regierung an's Licht zu stellen, sein Haß läßt ihn doch mit der Wahrheit zum Vorschein kommen.

Nachdem wir aus dem Munde von Franzosen, also von Menschen, die den Deutschen alles mögliche Böse nachsagen, vernommen, daß der Krieg von 1870—1871 durch die Regierung Napoleon's III. frecklich und frevelhaft eröffnet worden, brauchten wir für die deutsche Schuldlosigkeit eigentlich keinen weiteren Beweis vorzubringen. Doch wir wollen noch Stimmen aus andern Ländern anführen, die ebenfalls die deutsche Unschuld bezeugen. So schreiben die „Times“ am 15. Juli 1871, dem Tage, wo ein Jahr früher Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt hatte, von dem „Verbrechen“, welches die kaiserliche Regierung begangen, als sie so ohne alle Veranlassung den Frieden gebrochen habe. Auch die Blätter der Schweiz, unter andern die „Tagespost“, sprachen sich in neuerer Zeit über die Leichtfertigkeit aus, mit der

von Frankreich an Deutschland der Krieg erklärt worden. Diese Aeußerungen traten zu Tage, als die schweizer Behörden und das schweizer Volk verdrießlich wurden, weil französische Beamte die Forderungen der Eidgenossenschaft beanstandeten, die letztere für die ihr durch das Bourbaki'sche Armeecorps verursachten Unkosten erhob. Die schweizer Zeitungen bemerkten jetzt in ihrer bösen Laune, daß die Franzosen eigentlich froh sein müßten, daß die Eidgenossenschaft keine Vergütung des indirecten Schadens beanspruche, der ihr durch den von Frankreich mit solcher „Leichfertigkeit" erklärten Krieg erwachsen sei.

Man ersieht aus dem letzten Satze, daß, wäre die Schweiz ebenso mächtig, wie Nordamerika, sie nicht übel Lust hätte, dem schon genug geplagten Frankreich durch „indirecte" Forderungen ebenso „directe" Unruhe zu bereiten, wie Bruder Jonathan dem armen John Bull.

Man kann sich übrigens kaum noch darüber wundern, daß die Franzosen so gewissenlos den Krieg gegen Deutschland begannen, wenn man in Erwägung zieht, daß sie bei ihrem grenzenlosen Leichtsinn nicht im Mindesten darüber nachdenken, was es heißt, die Bellona zu entfesseln. Wie leicht im Allgemeinen die Franzosen den Krieg nehmen, der doch ein sehr ernstes Ding ist, beweist die Stelle aus einem Briefe, den der französische Gesandte in China, Herr von Bellonet, an den Prinzen Kung schrieb, als dieser im Namen des minderjährigen Kaisers das Reich regierte. Prinz Kung hatte den französischen Gesandten, der mit Feindseligkeiten drohte, in einem sehr verständigen Schreiben ersucht, er möge doch erwägen, ob der Krieg unvermeidlich sei. Hierauf antwortete Herr von Bellonet am 11. November 1866 in ausführlicher Weise. Wir wollen aus diesem merkwürdigen Schreiben hier die bezeichnendste Stelle anführen, da sie beweist, daß vielen Franzosen der Krieg gleichbedeutend ist mit einer Carnevalsbelustigung. „Viertens,"

so schreibt Herr von Bellonet, „scheint Ew. kaiserliche Hoheit nicht zu wissen, daß der Krieg, der für uns Franzosen ein leidenschaftlich aufgesuchtes Vergnügen ist, dem Volke im Allgemeinen durchaus nicht zum Verderben gereicht."

Dies „leidenschaftlich aufgesuchte Vergnügen" wollten nun die Franzosen sich 1870 auf den Fluren ihres friedlichsten Nachbarn bereiten. Zum Glück, daß sie diesmal nicht die Jäger waren, sondern die Gejagten. Freilich erwarteten sie mit größter Sicherheit einen für sie ruhmvollen Ausgang. Möge doch der Staatsrath von Grimm, der so fesselnd zu erzählen weiß, uns von seiner Begegnung mit einem Franzosen in Wiesbaden berichten, die während des verhängnißvollen Julimonats des Jahres 1870 stattfand. Aus den Worten des Franzosen, die er mit dem Herrn von Grimm austauschte, geht zweierlei hervor: erstens, die sichere Ueberzeugung seines Volkes, daß es siegreich sein und bis zum 15. August Berlin genommen haben werde; zweitens, daß es schon lange nach einem Vorwande zum Kriege mit Preußen sich umgesehen. Doch hören wir die eigensten Worte des Herrn von Grimm:

„Den nächsten Morgen, 15. Juli, traf ich meinen russischen Freund in einem lebhaften Gespräche mit einem Franzosen und erfuhr aus des Letzteren bescheidenem Munde, daß der Napoleonstag dies Jahr am 15. August in Berlin gefeiert würde; ja, der großmüthige Sieger beklagte mein Geschick, ein Deutscher zu sein. Freimüthig fügte er hinzu: die spanische Krone sei nur ein geeigneter Vorwand zum Kriege gegen Preußen, der schon lange in jeder französischen Brust beschlossen sei."

Diese Worte des übermüthigen Franzosen, die auf's Treueste die Stimmung Frankreichs vor den Niederlagen von Weißenburg und Wörth abspiegeln, beweisen, daß Volk wie Herrscher gleich schuldig waren an der Kriegserklärung vom 15. Juli 1870 und daß man auf sie den Spruch anwenden kann: „Gleiche Brüder,

gleiche Kappen." Diesem Gedanken giebt auch der belgische Dichter van Sonst de Borckenfeldt in folgender Strophe einen wahren und beredten Ausdruck:

„Après avoir courbé la France
César veut laver cette offense
Dans les libres ondes du Rhin!
Absolvant César de son crime
La France conspire avec lui:
Hier elle était sa victime,
Elle est sa complice aujourd'hui."

Hat Deutschland also das Zeugniß aller Gerechten und Unparteiischen für sich, daß es den Krieg mit Frankreich nicht veranlaßt, so wird ihm ebenfalls von braven und unparteiischen Persönlichkeiten bestätigt, daß es sich während des Kampfes milde und menschlich benommen. Wir erwähnten bereits den Ausspruch des nordamerikanischen Generals Sherman, daß die Deutschen bei ihren Siegen in Frankreich durch zu weit getriebene Humanität sich um schnellere und zwingendere Wirkungen gebracht hätten. Auch ein Engländer, Master Allanson Winn, ein Mann von großem Vermögen, der als Freiwilliger den Krieg im Heere der Deutschen mitmachte, auch dieser ganz unverdächtige Zeuge urtheilt, wie folgt:

„Während zwei Monaten marschire ich nun mit der preußischen Armee, habe jedoch nie etwas gesehen, was einer Plünderung ähnlich sah, kaum davon gehört. Es ist sogar meine bestimmte Ansicht, daß die Regiments-Commandeurs viel zu große Schonung den französischen Bauern bewiesen."

Eine englische freiwillige Krankenpflegerin, die sich gleichfalls durch die Blutsverwandtschaft zu ihren germanischen Vettern hingezogen fühlte, urtheilt über die Milde der Deutschen ebenso günstig, wie ihr Landsmann. Sie hat ihre im Felde gemachten Erfahrungen in Blackwood's Magazin veröffentlicht, aber nicht ihren Familiennamen genannt, sondern sich als Miß Vera bei der Lesewelt

eingeführt. Sie berichtet nun unter anderm, daß sie sich in Corbeil bei einer Französin, Madame Herbert, nach dem Benehmen der deutschen Soldaten erkundigt habe. Lassen wir, damit wir auch nicht den leisesten Farbenton anders wählen, ihr Zeugenverhör bei den Franzosen wörtlich genau berichten. Sie fragte: „Haben die deutschen Soldaten irgend etwas gestohlen?“ Madame Herbert antwortete: „Nein, aber sie haben, um ihr Essen zu kochen, die Stühle zum Feuern benutzt und außerdem schrecklichen Lärm gemacht.“ „Oh, pour ça,“ setzte ihr Mann hinzu, „il faut être juste. Ils gaspillent, salissent et cassent tout, mais au moins, ils vous respectent les femmes, et payent comptant pour tout ce qu'ils boivent et mangent.“

Möge noch eine dritte englische Stimme für das tadellose Benehmen der deutschen Krieger in Frankreich zeugen! Ein Berichterstatter des „Daily Telegraph“ schrieb nämlich nach einer Rundreise durch Frankreich an sein heimisches Blatt:

„Was die deutschen Occupationstruppen betrifft, so ist jeder Franzose steif und fest davon überzeugt, daß sie sich schauderhaft, greulich, überhaupt in einer Weise aufführen, die jeder Beschreibung spottet; dies gilt aber nicht von dem Bezirke, in dem der Betreffende wohnt, sondern von andern Gegenden. So machte ich in Sedan die sorgfältigsten Nachforschungen über die Führung sämmtlicher Regimenter, die dort seit dem 1. September gestanden und absolut Niemand hatte ein Wort gegen die Soldaten zu sagen. Im Gegentheil, alle Welt räumte ein, daß die Haltung der Mannschaften in jeder Beziehung exemplarisch gewesen sei — das heißt in Sedan, aber alle Welt war auch bereit, mit den heiligsten Eiden zu beschwören, daß die in Rheims begangenen Schandthaten das Blut eines Nero gerinnen machen würden. Mein Erstes, was ich in Rheims zu thun hatte, war darauf festzustellen, ob diese Angaben begründet seien. Nicht im geringsten. „Les gens se

sont conduits parfaitement bien," sagte man, „mais à Nancy" und so weiter. Es that mir leid um Nanzig. Ich dachte zwar an das Gerede in Sedan über Rheims, machte mich aber auf, um an Ort und Stelle, wo die Einwohnerschaft schon seit 1866 wüthend deutschfeindlich war, Nachfrage zu halten. Diesmal war ich übrigens schon nicht mehr so überrascht, als früher, zu vernehmen, daß „pour cela" Nanzig in der That Glück gehabt, „en somme" eigentlich nicht zu klagen habe. Bonin „un homme charmant" und Zastrow! Ah, Zastrow, voyez-vous mon cher, obschon der Mann ein Preuße war, mußte man ihm doch gut sein. Parbleu! ein vortrefflicher, ein ganz vortrefflicher Mann! Aber die übrigen besetzten Provinzen, was haben die nicht alles gelitten! Welche Grausamkeiten! Armes Frankreich! Epinal zum Beispiel!" Ich sagte meinem Gewährsmann, was ich darüber erfahren, aber er versicherte mir mit Bestimmtheit, das müsse er besser wissen. Es ist das überhaupt das allgemeine Lied. Jeder weiß hier, wie anderswo in Frankreich, alles besser."

Und wie die Deutschen in Frankreich einen ihnen schändlich aufgedrungenen Krieg auf's Tapferste und Mildeste führten, so waren sie auch gegen die Hunderttausende von französischen Kriegsgefangenen, die seit der Capitulation von Sedan und seit der Uebergabe von Metz sich in Deutschland befanden, von rühmlichster Humanität. Hierfür haben wir, außer vielen andern Zeugnissen, sogar die Stimmen zweier Franzosen und zwar von Männern, die durch gesellschaftliche und staatliche Stellung hervorragen. Es sind dies der Vicomte von Calonne und der Graf von Damas. Letzterer, als Almosenier des französischen Heeres, machte eine Rundreise bei den französischen Gefangenen. Ebenso überzeugte sich der Vicomte von Calonne durch den Augenschein und erklärte, daß die Deutschen für die französischen Kriegsgefangenen gethan, was sie nur irgend für sie thun konnten.

So hat Deutschland den ihm von Frankreich ruchlos, weil ohne alle Veranlassung angekündigten Krieg auf's Tapferste und Siegreichste geführt, hat sich in Feindesland mit größter Schonung benommen und den Hunderttausenden von gefangenen Franzosen ihre trübe Lage so erträglich wie möglich zu machen gesucht. Es durfte demnach der Prorector der Göttinger Universität in einer Antwort an die Akademie von Dublin sich mit Recht auf ein Bild berufen, das der größte englische Geschichtschreiber der Gegenwart in Bezug auf den Kampf Deutschlands mit Frankreich gebracht hatte. Carlyle nannte nämlich den Streit zwischen dem gewissensreinen, Jedem das Seine gönnenden Deutschland und dem ränkevollen, nach stets neuem Raube lüsternen Frankreich den Kampf der Engel wider Belial. Und so wird das jetzige deutsche Kaiserreich immer der Streiter des Lichts sein wider die Finsterniß. Es wird sich von dem „heilig römischen", das sehr unheilig und sehr wenig deutsch war, unterscheiden, wie der strahlende Tag von trüber Dämmerung. Geharnischt, wie die Minerva, ist es aus dem Kreißen einer großen Zeit hervorgegangen. Demnach bleibt ihm alles Mythische und Mystische erspart. Es ist klar, fest, nach allen Seiten hin plastisch und nirgends im Dämmerlichte verschwebend. Der deutsche Kaiser schwört dem Papste und der römischen Kirche keine „getreue Deferenz". Sicher hätte der jetzige Bischof von Mainz, dieser trotz seiner in einem Duell abgeschlagenen Nase streitlustigste aller Kirchenfürsten, große Lust gehabt, den neuen deutschen Kaiser zum Kampfe für Papstthum und Pfaffenthum zu verpflichten. Wie gerne würde er, wie Kurmainz in früherer Zeit, einen Kaiser aus dem Hause Habsburg begrüßen und an diesen die alterthümliche Frage richten: „Willst Du den heiligen katholisch-apostolischen Glauben halten und denselben durch gerechte Werke bewahren?" Natürlich hätte ein Habsburger hierauf mit freudigem „Ja" geantwortet. Denn, wie vortrefflich es mit dem Katholicismus der

Habsburger bestellt war, geht am besten daraus hervor, daß selbst unter dem erleuchteten Kaiser Joseph II. die Protestanten 25 Stockhiebe aufgezählt bekamen, wenn sie öffentlich ihren Glauben zu bekennen wagten. Auch folgende Frage würde der Bischof von Mainz mit größter innerer Befriedigung an einen deutschen Kaiser katholischen Glaubens richten: „Willst du dem allerhöchsten Vater, dem römischen Papste und der heiligen römischen Kirche geziemend gewärtig leben und ehrerbietig Folge leisten?“ Die Antwort des Kaisers lautete: „Ich will.“

Trotz dieses Frage- und Antworte-Spiels, und trotz der von Seiten des Erzbischofs von Mainz dem Kaiser bei der Salbung ertheilten Versicherung, wie er ihn „auswendig fett mache,“ schwand diese marklose Figur doch allmälig so hin, daß sie im Jahre 1806 unbeachtet verduftete.

Wie mächtig dagegen der deutsche Kaiser der Jetztzeit in den Augen des Morgen- und Abendlandes dasteht, beweist, daß selbst im himmlischen Reiche der Mitte, das sonst in seinem Canzleistyl den Beherrschern der übrigen Völker weit geringere Titel einräumt, als seinem eigenen Gebieter, dem deutschen Kaiser dieselbe ehrenvollste Bezeichnung, wie dem chinesischen Kaiser, nämlich Hwang-ti, zugestanden wird. Alle andern Kaiser und Könige müssen sich mit einer weit weniger vornehmen Titulatur begnügen. So bringt es der Kaiser von Oesterreich nur bis zu einem Hwang-Shang.

Wenn Rousseau in seinen Betrachtungen über den ewigen Frieden vorzüglich auf den deutschen Kaiser rechnete als Bewahrer eines gerechten und heilsamen Zustandes in Europa, so hat er prophetisch in die Zukunft geschaut. Das jetzige deutsche Kaiserreich wird die damaligen Hoffnungen des Genfer Bürgers in's Leben führen.

Setzte Rousseau das größte Vertrauen in die friedlichen Absichten des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes, so hatte

dagegen Leibnitz desto schärferes Mißtrauen gegen das ruhige Verhalten Frankreichs und seines Königs. Denn, wenn Leibnitz, um den europäischen Frieden zu sichern, den etwas seltsamen Plan ausheckte, daß sämmtliche Fürsten Europa's, je nach der Gefahr, die aus ihrem um sich greifenden Charakter für die Ruhe des Welttheils erwachse, größere oder kleinere Summen in eine durch Amphiktyonen zu verwaltende Bank einzahlen sollten und daß, sobald einer von ihnen unverantwortlicher Weise Krieg erkläre, aus diesem allgemeinen Schatze die Kosten des gegen ihn aufzubietenden Heeres zu bestreiten seien, so hätte nach der Leibnitz'schen Ansicht der König von Frankreich, weil man von ihm sich stets des Schlimmsten gewärtigen müsse, 100 Millionen Thaler gerichtlich zu deponiren gehabt. Also zwei Männer von unbestreitbarem Genie, wie Rousseau und Leibnitz, trauten Deutschland und mißtrauten Frankreich in ausgesprochenster Weise.

Deutschland wird seinen Nachbarstaaten stets geachtet und gefürchtet gegenüberstehen, wenn es den Wahlspruch des Kaisers Otto III. zu dem seinigen macht: „Facile singula rumpuntur jacula, juncta non item.“ Daß die deutschen Fürsten nur geachtet werden, wenn das deutsche Volk geachtet wird, davon sich zu überzeugen hatten sie genugsam Gelegenheit, als einst der Schwede und Franzose in Deutschland den Ton angaben. Johannes von Müller erzählt uns, „daß selbst edle deutsche Fürsten sich von einem gebieterischen, habsüchtigen Oxenstierna, der sich Befreier nannte, ungleich härtere Begegnungen gefallen ließen, als von ihrem Kaiser“ und als Napoleon I. Protector des Rheinbundes war, erlebten sie das Aeußerste an Demüthigungen. Mußte sich doch der Kronprinz von Würtemberg, der im Hintergrunde einer Theaterloge stand, in deren vorderster Reihe sich Napoleon I. befand, von einem französischen General hart anfahren lassen, da er nach dessen Meinung eine nachlässige Stellung angenommen hatte. „Eine

solche Haltung gezieme sich nicht in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers."

Ueber so geringschätzige Behandlung deutscher Fürsten kann man sich kaum wundern, wenn man hört, daß der liederliche Hieronymus den Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal zum Kammerherrn und den Erbprinzen von Salm-Salm zu seinem Adjutanten hatte. Nicht minder bekannt ist es, daß er unter den Töchtern des hessischen Adels seine Kebsweiber suchte und fand.

Also Fürsten und Adel spielen die niedrigste, ja, schändlichste Rolle, wenn sie nicht von einem großen und freien Volke getragen und durch dieses zu einer selbstbewußten Würde berechtigt werden. Die Fürsten und Vornehmen sind die Planeten, die um die Sonne des deutschen Volkes zu kreisen und von ihm all' ihr Licht zu borgen haben. Das Lied von der Majestät, das während der funfziger Jahre in Berlin so viel gesungen ward, enthält eine Strophe, die für die Jetztzeit gedichtet sein könnte. Sie lautet:

„Und wenn dann über's ganze Land
Der Eintracht Banner weht,
Dann ruft begeistert, Hand in Hand:
„Heil Deutschlands Majestät!"

Ja, für die Bewahrung der Majestät Deutschlands, die endlich errungen worden, streite Jeder mit den blitzendsten Gedanken seines Gehirns und mit dem feurigsten Flammen seines Flambergs!

Wie der edle Freiherr von Stein am 1. December 1812 schrieb: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig;" *) wie Fichte, keinen Unter-

*) Möge die ganze Stelle hier Platz finden, in welcher der Freiherr von Stein bekennt, daß neben der Majestät Deutschlands sämmtliche Fürsten ihn wenig bekümmern. Die herrliche Stelle lautet: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig. Man wünscht, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist im Interesse der Nation und

schied der Stämme berücksichtigend, zu „Deutschen schlechthin" sprach; wie Heinrich von Gagern in den Tagen seiner politischen Frische ausrief: „Erst bin ich Deutscher, dann ein Hesse," so ist dieser schöne und richtige Grundgedanke seit dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 nicht mehr das Losungswort einzelner erleuchteten Männer, sondern das Alpha und Omega von Hunderttausenden und Millionen geworden, die dem großen und freien Vaterlande nicht die kleine und enge Heimath wollen unterschieben lassen. Das

„Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es fest zu Schutz und Trutze
Liebevoll zusammenhält,

ist jetzt der Gesang aller edlen und freigesinnten deutschen Männer, und die päpstlichen Raben, die ein anderes Lied krächzen — nicht blos Bischöfe, wie Herr Ketteler von Mainz, sondern auch Consistorialräthe, wie Herr Vilmar, hatten am erstehenden deutschen Reiche viel auszusetzen — die pfäffischen Raben mögen sich eine nächtlichere Gegend aussuchen; in dem geistig hellen und musikalisch so feinhörigen Deutschland finden sie hinfürder keinen Platz mehr. Das deutsche Volk will jetzt auf Erden wandeln frisch, fröhlich und fromm; es fürchtet sich nicht vor Hölle und Teufel, durch welche Phantasiegeburten die Pfaffen es noch so gern in dem engen Pferch ihres Dogmenkrams zurückhalten möchten; es horcht in seinem Gewissen auf die Stimme Gottes und hält jede mythologische Ausschmückung eines Jenseits, von dem wir, so lange wir in unsre leibliche Hülle gebannt sind, uns niemals eine klare Vorstellung machen können, für Narrethei und Hokuspokus. Doch das wahre, echte Christenthum wird durch Deutschland verwirklicht werden: die Liebe des Nächsten, die Treue gegen Gott und gegen sich selber, das demüthige Bewußtsein der menschlichen Schwäche, aber auch

ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Mein Glaubensbekenntniß ist Einheit."

der starke Trost eines guten Gewissens und die gläubige Hoffnung, daß am Ende aller Dinge der Tugend stets ihr Lohn ersteht. Dahingegen ist es für immer vorbei mit jener abscheulichen Entstellung des Christenthums, wo das süße Wort „Liebe" in das bittre Wort „Haß" verwandelt ward, wo die Inquisition Hunderttausende folterte und verbrannte, wo der Papst und die Bischöfe um die Wette alle Andersgläubigen verfluchten, wo, um mit Heine zu reden, „span'sche Majestäten sich erquickten am Geruche von gebrat'nen alten Juden."

Durch Deutschland wird die Liebe des Christenthums und die Humanität, dieses köstliche Vermächtniß aller edlen und hohen Denker ein Gemeingut der Völker des Erdkreises werden. Deutschland wird der Johannes sein unter den Nationen, mit seinem hohen Geiste zu dem Himmel emporstrebend und mit seinem warmen Herzen alles schützend und bergend, was sich vertrauensvoll ihm anschmiegt.

Und wegen dieser seiner seltenen Eigenschaft hat Deutschland den begründetsten Anspruch auf den Primat unter den Völkern. Haben wir doch Stimmen der erleuchtetsten Männer unter fremden Nationen vernommen, die auf den deutschen Primat mit vollstem Vertrauen hinblicken. Doch vergaßen wir nicht zu erwähnen, daß die auswärtigen Nationen Deutschland erst anerkennen, seitdem es seine Einheit errungen und die stolzeste Kriegsmacht Europa's bezwungen hat. Da Welfen, Ultramontane und sonstige Feinde der deutschen Größe es unablässig versuchen werden, den früheren unwürdigen Zustand durch alle möglichen Sophismen als den unsern jetzigen Verhältnissen vorzuziehenden hinzustellen, so erscheint es nothwendig, dieser unheilvollen Dialektik entschieden entgegenzutreten. Man muß dem deutschen Volke vor die Augen führen, wie die auswärtigen Nationen es während des frühern heiligen römischen Reiches und des spätern Bundestages verachteten, während

man es unter dem jetzigen Kaiserthume allgemein achtet und häufig bewundert.

Wie Cyrus seinen Landsleuten, den Persern, die unter medischem Joche seufzten, durch die verschiedene Behandlung, die er ihnen an zwei auf einander folgenden Tagen zu Theil werden ließ, das Herbe der Knechtschaft und das Süße der Freiheit anschaulich machte, so kann man auch den Deutschen es klar vor die Augen führen, welchen Vortheil es hat, als große Nation dazustehen. Man braucht nur die oft verletzende Art und Weise, wie man ihnen früher begegnete, mit der ausgezeichneten Höflichkeit und sichtbaren Hochschätzung zu parallelisiren, die ihnen seit jenem großen Augenblicke zu Theil wird, wo sie ihren großen Inhalt in eine große Form prägten.

Aeneas Sylvius nannte im funfzehnten Jahrhunderte die Sprache der Deutschen eine „barbarische", obgleich er sonst allerdings nichts Barbarisches an ihnen entdeckt haben will und sie sogar höchlichst lobt.*) Hiermit im Widerspruche wurden die Deutschen von den Franzosen noch im neunzehnten Jahrhunderte als Barbaren verschrieen.

Swift behauptete von den Deutschen, sie seien die „dullest nation" (das dümmste Volk). Diese Herabsetzung des deutschen Geistesvermögens von Seiten des stets übellaunigen Dechanten von St. Patrick wird kaum befremden, wenn man sich die früher von uns angeführte Aeußerung eines Tory-Blattes vergegenwärtigt, die Deutschland in den Staub zog. Außer den hohnvollen Aeußerungen des Standard besinnen wir uns auf einen Herrn Henry Mayhew, der über seine Reiseeindrücke in Deutschland ein Buch veröffentlichte, das förmlich strotzte von Grobheiten und deshalb eigentlich nicht beleidigen konnte. Henry Mayhew nannte das deutsche Volk „im

*) Tantus hodie hominibus vestris et rebus nitor interpositus est, ut praeter sermonem patrium nihil inter vos barbarum remansisse videatur.

tiefsten Innern bettelhaft" (ein Franzose hat einmal in einer Reisebeschreibung gelogen, daß er von deutschen Studenten angebettelt sei); ferner behauptete er, die Deutschen seien „geduldig, wie Esel und knechtisch wie Sclaven", endlich machte er von dem deutschen Adel eine höchst klägliche Schilderung. „Die niedern deutschen Adeligen" sind nach der Aussage des Herrn Henry Mayhew „gemeiner, schmutziger und weniger gebildet, als selbst englische Schuhmacher." Wir wollen nach diesem Geschimpfe eines einzelnen Engländers, der vielleicht den Spleen hatte, noch ein angesehenes Blatt Großbritanniens, nämlich die Londoner „Saturday Review" anführen, in deren Spalten wir ebenfalls der schnödesten Mißgunst in Betreff Deutschlands begegnen. Kurze Zeit, nachdem Deutschland im Herbste 1863 die funfzigjährige Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Völkerschlacht festlich begangen hatte, ließ das Londoner Blatt seine verletzenden Aeußerungen von Stapel. Es behauptete, daß die deutsche Literatur fast todt sei. Ferner verglich die „Saturday Review", die mit dem „Standard" an Geringschätzung gegen Deutschland wetteiferte, München mit einem großen „eklektischen Rumpelkasten, Cornelius und Kaulbach wurden „erbärmliche Pfuscher" genannt, kurz, alles Deutsche ward in den Staub getreten.

So sprach man in England von Deutschland noch im Jahre 1863, mithin ist es, wie die Sonne, so klar, daß die Hochschätzung sich erst einstellte, als endlich ein günstiges Geschick es fügte, daß die kleinen Fürsten ihre schnöde Haltung gegen Preußen aufgeben und der willigen Kraft ihrer Länder nicht länger verwehren durften, im Anschluß an den Staat Friedrich's des Großen das Größte zu vollbringen.

Und wie sprach man in den andern Ländern Europa's von Deutschland? Fast eben so verächtlich, wie in England. Hieß es doch sogar im kleinen Dänemark: „Pus paa ham, han ere en

Tydske.“ (Schlag' ihn, er ist ein Deutscher.) Freilich konnte der Däne solch' keckes Wort sprechen, da man ja früher der Deutschen gedachte, als

„Des Volkes, das, zum Handeln matt,
Gelehrte nur und Dichter hat,
Und dem die Männer fehlen.“

Der Russe nannte den Deutschen „Niemiec“ (den Stummen) — ein Wort, das bei der politischen Blödigkeit unsers Volkes leider lange auf uns paßte.

Auch die Holländer hatten einen besondern Ekelnamen für ein Volk, das durch seine klägliche Geduld allerdings zum ungestraften Schimpfen herausforderte. Sie schimpfen den Deutschen „Mof“.

Die Franzosen haben nun in Herabsetzung der Deutschen alle übrigen Völker weit übertroffen. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß sie von Denjenigen, die sie so hagebüchen schilderten, auch hagebüchene Hiebe empfingen. Die Franzosen, die, sobald sie sich auf das halsbrechende Gebiet der Etymologie begeben, die ängstlichsten Purzelbäume machen, haben entdeckt, daß das Wort „German“ aus dem Gallischen stamme und mit „Schreihals“ gleichbedeutend sei. Der „Schreihals“, den die Franzosen dem Deutschen Schuld geben, widerspricht nun allerdings dem Titel: „Der Stumme“, den ihnen die Russen beilegen. Doch ist dieser Widerspruch nur scheinbar. Hat doch Hegel behauptet, daß jedes Ding zugleich sein Gegentheil sei, mithin ist der Stumme ein Schreihals und umgekehrt. Böswillige Nachbarn und bodenlos tiefe Philosophen kommen zu denselben Ergebnissen.

Herr Victor Duruy schilderte ein Volk, über welches alle herfielen, in seinen „Causeries de voyage de Paris à Bucharest“ folgendermaßen:

„Der Deutsche überschwemmt seinen Magen mit Bier und benebelt seinen Geist durch Tabacksqualm. Vierschrötig sitzt er da,

vertilgt große Massen Gerstensaftes und läßt Rauchwolken in die Luft steigen."

Alexander Dumas hatte schon vor Herrn Victor Duruy den Deutschen in folgender Weise charakterisirt: „C'est un homme qui prend de la bière et qui rend de la fumée.

Die Franzosen bedenken ferner den Deutschen mit dem Ehrentitel: „Tête carrée", was mit Ochsenkopf so ziemlich zusammenfällt. Nun diese letztere Bezeichnung war für die Deutschen nicht ganz unverdient, wenn man bedenkt, was sie sich nach den Freiheitskriegen gefallen ließen. Immermann spricht sich in seinen Memorabilien hierüber aus, wie folgt:

„Deutschland hatte seine Waffen bis in das Herz des feindlichen Landes getragen und wenige Jahre später stand der besiegte Feind wieder tonangebend, in den großen Angelegenheiten da, während Deutschland abermals bestimmt schien, in diesen Dingen die Rolle des Zuschauers oder wenigstens des zuletzt Befragten zu spielen."

Auch sprach Immermann von dem Trübsinn, der seit den Täuschungen der Freiheitskriege über Deutschland gekommen sei. „Man wende nicht ein," so lauten seine Worte, „daß ich der Hamletsstimmung so vieles Gegenwärtigen eine so beschränkte Ursache gegeben habe. Ich werde nachher noch andere bestimmende Motive aufzählen, aber diese sind untergeordneter Natur. Der Hauptgrund des geistigen und gemüthlichen Schwankens bleibt das Bewußtsein von der Größe der vorangegangenen Arbeit und von der scheinbaren Kleinheit oder unreinen Natur der Ausbeute."

Freiligrath verglich ja später Deutschland mit „Hamlet", weil es vor lauter Dialektik nicht zur Taktik kam, das heißt, weil es den bösen Stiefvater Oesterreich, der die Idee im Mutterleibe tödtete, nicht zu beseitigen wußte.

Der Gedanke an die große herrliche Gemeinschaft war seit dem bleiernen Drucke, der nach den Freiheitskriegen sich über Deutschland lagerte, den Pfahlbürgern und Philistern theilweise ganz verloren gegangen. Durfte doch ein Mitglied der Lübecker Bürgerschaft ohne Zornesrufe der Versammlung Folgendes vorbringen:

„Daß ich ein schlechter Deutscher bin, gebe ich zu; dafür glaube ich ein desto besserer Lübecker zu sein."

Gegenüber solchem verruchten Ausspruche müssen wir hervorheben, daß die ausgezeichneten Söhne Deutschlands sämmtlich das große Vaterland mit Inbrunst umfaßten und daß sie, die stets die Seele ihres guten und reichbegabten Volkes belauschten, niemals an seiner Fähigkeit zweifelten, das Höchste zu erreichen und das Schwerste zu vollbringen.

Alexander von Humboldt, der in der Einleitung zu den gesammelten Werken seines vor ihm verstorbenen Freundes Arago sagte: „Der Gedanke macht mich stolz, daß ich ihm durch liebevolle Hingebung und beharrliche Bewunderung 44 Jahre hindurch angehört habe und daß mein Name dann und wann an der Seite seines großen Namens genannt werden wird," er, der stets bescheiden von sich dachte, dachte stets groß von seinem Volke und er war überzeugt, daß es das Höchste vollbringen werde, sobald es nur über die von ihm schmerzlich beklagte „mythische" Einheit zu einer wirklichen, gegenständlichen vorgedrungen sei. Wie er stets den Adel des deutschen Volkes gegen die Höflinge Friedrich Wilhelm's IV. vertheidigte, die auf alle Weise den damals sich reckenden und noch unsicher umhertaumelnden Riesen zu verdächtigen suchten, so fühlte er sich auch jedesmal wohl, wenn er hier und da mit Männern aus den untern Schichten zusammenkam. So, wenn er seine Bürgerpflichten erfüllte und einen Volksvertreter zu wählen hatte. Auch daß er seinen Diener zu seinem Universalerben einsetzte, bewies, wie er, der durch Geist fast alle Andern überragte, sich ohne die ge-

ringste Rücksicht auf Rang und Geburt Denjenigen am nächsten erachtete, der das treueste Herz hatte.

Aber schon vor Alexander von Humboldt hatte ein anderer herrlicher Mann, der Edelstein der Deutschen, der Freiherr von Stein, für das deutsche Volk Zeugniß abgelegt und zwar an der kaiserlichen Tafel zu St. Petersburg. Obgleich von Napoleon geächtet und eigentlich heimathlos, obgleich von dem russischen Kaiser mit Gunstbezeugungen überhäuft, schwieg er doch nicht, als er glaubte, daß man sich erlaubt habe, über das herrliche Volk, dem er angehörte, in geringschätziger Weise sich auszudrücken. Und die Kaiserin-Mutter, die am Hofe und in ganz Rußland wie eine Heilige verehrt ward, hatte dies Wort gesprochen. Wir müssen hier einschalten, daß Stein's leidenschaftliche Liebe zu seinem Volke ihn etwas zu empfindlich gemacht hatte, indem aus dem Munde der Kaiserin-Mutter eigentlich kein, das deutsche Volk beleidigende Wort gefallen war. Die hohe Frau hatte nur, nachdem so eben Nachrichten von der Niederlage der Franzosen in Rußland eingegangen waren, geäußert, sie könne das deutsche Volk nicht mehr achten, falls es einen einzigen Franzosen über den Rhein entwischen lasse. Da erhob sich der Freiherr von Stein, seine gewaltige Nase kreideweiß vor Zorn und sprach mit bebender Stimme: „Das hätten Ew. Kaiserliche Majestät nicht sagen sollen, am allerwenigsten in Gegenwart von Russen, die den Deutschen zu so großem Danke verpflichtet sind! Daß die Franzosen so weit in Deutschland vordringen konnten, ist nicht die Schuld eines tapfern und zu jedem Höchsten fähigen Volkes, sondern die Schuld Ihrer Herrn Vettern, die es schlecht führten und theilweise verriethen.“ Die Kaiserin-Mutter erblaßte vor Schreck, denn so hatte wohl noch Niemand zu ihr gesprochen. Doch sie bezwang sich schnell und hinter ihm an Edelmuth nicht zurückbleibend, gab sie, die geborne würtembergische Prinzessin, ihre schuldigen Verwandten preis und legte ebenfalls

Zeugniß ab für das herrliche Volk, dem sie entsprossen. Sie antwortete dem großen deutschen Vaterlandsfreunde ohne alle Erregtheit: „Sie haben ganz recht, Herr Baron. Ich danke Ihnen für diese Lection."

Der ehrwürdige Arndt, welcher den ihm angeborenen Mannesmuth noch gekräftigt hatte in der Nähe des Freiherrn von Stein, der das „Thue recht und scheue Niemand" zum Wahlspruch erkoren, Arndt, der die Tugenden des deutschen Volkes so hell erkannte, war außer sich bei dem Gedanken, daß dem besiegten Volke der Franzosen Freiheiten zugestanden wurden, die man den siegreichen Deutschen vorenthielt. Er erröthete vor Scham, daß selbst den Polen vom Kaiser Alexander I. eine Verfassung ertheilt wurde, während man den Deutschen zumuthete, noch länger nach dem „car tel est notre plaisir" ihrer Fürsten*) zu leben oder vielmehr zu vegetiren. Denn eine Nation lebt nicht, wenn sie nicht die Luft der Freiheit athmet und unter selbst gegebenen Gesetzen ihre Aufgaben vollbringt. Arndt schrieb nun, als man Franzosen und Polen zugestand, was man den Deutschen verweigerte, voll heftigen Unwillens:

„Haben wir nicht den Franzosen für die lange Pein, womit sie uns gräulich geplagt, mit dem Schwerte in der Hand eine Verfassung errungen und verbürgt? Haben nicht selbst die Polen, ein Volk, von welchem viele gezweifelt haben, ob es für die Freiheit tauge, eine Verfassung bekommen? Und wir, wir Deutsche, die Enkel der treuen und hochherzigen Germanen? Und wir? — Uns will man in dummer Geistlosigkeit hinstrecken, wie die todten Klötze."

Ueberhaupt fehlte es dem deutschen Volke nach den Freiheitskriegen nicht an Männern, die in bestimmter und beredter Weise den berechtigten Forderungen einer so guten und edlen Nation den

---

*) Die wichtigsten Erlasse schlossen in Baiern mit dem Satze: „So lange wir nicht anders befehlen."

würdigsten Ausdruck gaben. Hierfür allein zeugt schon der „Rheinische Mercur", in dem Görres, der ja erst später, gleich Heinrich von Gagern, durch grausam getäuschte Hoffnungen dem Obscurantismus verfiel, in dem Görres auf's Schwungvollste verlangte, „das Recht", um uns eines Uhland'schen Ausdrucks zu bedienen, solle „festgestellt" werden; er schrieb damals mit demselben hinreißenden Pathos, wie jetzt Heinrich von Treitschke. Wohl dem Letzteren, daß er in einer glücklicheren Zeit geboren wurde! Auch Görres verlangte vor allem, daß die Fürsten sich der Majestät Deutschlands beugen sollten. Die Forderungen, die der beredte Einzelne im Namen der damals noch so blöden Gesammtheit aussprach, lauten:

„Deutschland will eine Verfassung, welche sichere, was das Volk mit seinem Blut erworben; nicht Theilungen will es sehen, denn kein Sterbehaus ist nach diesem Kriege das Reich geworden, wo lachende Erben sich in die Verlassenschaft theilen, sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt, wo für lange Zeiten Freiheit, Glück und Ruhe gegründet werden sollen. Worauf die Nation sieht, ist die Weise, in der geherrscht werden soll, und was man thun wird, um sie innen frei und glücklich, nach außen stark und geehrt zu machen. Man soll nicht glauben, daß es gethan ist mit leeren Worten; die Völker haben in der That geleistet und in der That wollen sie den Lohn empfangen. Es ist kein Mensch, der also unsinnig wäre, die Grundvesten der Throne im Vaterlande zu untergraben; es ist vielmehr Aller Wille, sie zu befestigen, damit sie stark von innen und außen eine Gewähr geben dem Volke für seine künftige Ruhe und Sicherheit. Wenn unsere Fürsten verhüten wollen, nicht von Riesen zerrieben zu werden, so müssen sie nicht blos eine Conföderation bilden, die ein allzu schwaches Band ist, sondern am besten und sichersten für Alle wäre es, sich nur als untergeordnete Glieder einer einzigen Einheit und Staatsgewalt zu betrachten. Nur wenn Jeder als Reichsfürst beschränkte Hoheit

ausübt, dem Schein entsagt für wirkliche Rechte, ist seine Herrschaft auf Jahrhunderte gesichert. Vor allem müßte darum festgestellt werden: Integrität des deutschen Gebiets, Zusammenhang der Nation, gemeinsame Festungen, allgemeine Volksbewaffnung, eine allgemeine deutsche Ständeversammlung, eine gleiche Gerechtigkeitspflege, ein allgemeines Steuersystem, eine allgemeine Handelsverbindung aller Deutschen und ein beständiges Bundesgericht zur Aufrechthaltung dieser Ordnung. Könnte man nicht alle Unterthanen und Soldaten zuerst zur Treue gegen das gesammte Reich, dann erst zur Treue gegen die einzelnen Fürsten beeidigen lassen und diese Grundsätze im Volkskatechismus entwickeln?"

Bekanntlich wurde Görres, der während der Freiheitskriege eine demosthenische Beredtsamkeit entwickelte, so daß man ihn „die fünfte der gegen Frankreich verbundenen Mächte" nannte, gezwungen fünf Jahre nach dem Pariser Frieden in Straßburg eine Zuflucht zu suchen, da die deutschen Regierungen durch ihn nicht an ihre Wortbrüchigkeit gemahnt sein wollten. Frankreich war hochherzig genug, dem deutschen Vaterlandsfreunde, von dem es so hart angegriffen worden, das Asyl nicht zu versagen und ihm jede Plackerei zu ersparen. Es beschämte demnach das edelmüthige Frankreich das kleindenkende Oesterreich. Warf letzteres doch bekanntlich den gleich Görres für die Freiheit und Größe seines Vaterlandes erglühenden Marquis von Lafayette in den scheußlichen Kerker von Olmütz, aus dem ihn erst das Machtgebot Bonaparte's befreite.

Wie Görres für die politische Mürdigkeit des deutschen Volkes Zeugniß ablegte gegenüber von Fürsten, die in selbstherrlicher Weise weiter zu regieren gedachten und zum Schaden des Gesammtvaterlandes auch noch Jahrzehnte hindurch nach ihren engen und beschränkten Gesichtspunkten verfahren durften, so zeugte Bismarck für den vortrefflichen Charakter des deutschen Volkes gegenüber den

Franzosen, die so oft die friedlichen Fluren ihres harmlosesten Nachbarn mit Mord und Brand heimgesucht hatten.

Fürst Bismarck, der in Bezug auf Charakterstärke und unerschütterlichen Muth so schön an den Freiherrn von Stein erinnert, zeugte für das deutsche Volk gegenüber den Franzosen, als er nebst dem Feldmarschall von Moltke die Bedingungen der Uebergabe von Sedan zu regeln hatte. Da General von Wimpffen während der Verhandlungen andeutete, daß Frankreich für einen milden Frieden sich sicher dankbar beweisen werde, da brach der Unmuth Bismarcks ebenso ungestüm hervor, wie einst der Stein'sche Zorn an der kaiserlichen Tafel zu St. Petersburg. „Es wäre Tollheit," unterbrach Bismarck den General von Wimpffen, „auch nur einen Augenblick zu glauben, daß Frankreich uns je unsere Erfolge verzeihen werde. Ihr seid ein reizbares, neidisches, eifersüchtiges Volk und Euer Hochmuth kennt keine Grenzen. — — Ihr glaubtet, daß der Sieg Euch einzig zukomme und daß der Ruhm der Waffen Niemandem gebühre, als Euch. Und Ihr solltet uns die Niederlage von Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt Frieden schlössen, in fünf, in zehn Jahren, sobald Ihr nur könntet, würdet Ihr den Krieg wieder beginnen. Das wäre der Dank, den wir von dem französischen Volke zu erwarten hätten!"

Und nun, nachdem er, ein Cicero, donnernd gegen die Catilina's, die stets über Europa, Mord und Brand heraufzuführen geneigt sind, nachdem er den Franzosen ihren Standpunkt klar gemacht, zeugt er für das brave deutsche Volk mit derselben Beredtsamkeit.

„Wir Deutschen," rief er in edler Entrüstung dem General Wimpffen zu, „wir Deutschen sind im Gegensatze zu Euch eine ehrenhafte und friedliche Nation, eine Nation, die nicht von Eroberungsgier zerfressen ist und die nichts verlangt, als sich friedlich

ihres Daseins zu freuen. Aber, da kommt Ihr beständig in Eurem streitsüchtigen Hange und stört sie in ihrer Ruhe."

Jetzt erhob sich Bismarck's Heldengestalt zu ihrer vollen Höhe und mit blitzenden Augen und stolzer Armbewegung sprach er zu dem französischen Unterhändler sein Quos ego!

„Aber jetzt ist es genug! Die Gerechtigkeit will es, daß Frankreich für seinen Stolz, für seine Eroberungssucht, für seinen unersättlichen Ehrgeiz gestraft werde! Wir wollen die Zukunft unserer Kinder sicherstellen. Dazu ist es nöthig, daß sich zwischen uns und Frankreich ein Schutzwall erhebe. Wir müssen eine Grenze und Festungen haben, die uns gegen die unberechenbaren Angriffe Frankreichs einen vorläufigen Schutz gewähren." *)

So zeugte auch Fürst Bismarck für den braven Charakter der deutschen Nation und so wird es Jeder thun, der in die reinen Tiefen dieser schönen Volksnatur hinabgedrungen. Doch wie Klopstock stets den Deutschen zurief, sie sollten gegen das Ausland nicht zu gerecht sein, so möchte man ihnen jetzt zurufen: „Seid nicht allzu bescheiden!" Mit Recht hebt Frau von Staël hervor, daß die Deutschen vielleicht das einzige Volk seien, dem man geringere Bescheidenheit anrathen könne und das durch Befolgung dieses Rathes sich wahrscheinlich veredeln werde. Die für Recht und Freiheit so begeisterte Frau meinte natürlich hiermit, daß ein mit den

---

*) Goethe würde sich dieser Worte des deutschen Reichskanzlers gefreut haben. Klagte er doch in „Hermann und Dorothea" über Deutschlands unbeschützte Lage gegenüber der steten Angriffslust Frankreichs. Die auf diesen Gegenstand bezüglichen Verse lauten:

— — Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!"

Auch König Wilhelm von Würtemberg, der in einem Gespräche mit Bismarck Straßburg „ein stetes Ausfallsthor gegen Deutschland" nannte, würde eine herzliche Freude empfunden haben über die Rückkehr der „wunderschönen Stadt" zu Deutschland.

schönsten Anlagen ausgestattetes Volk hinfürder nicht mehr von der Gnade leben dürfe, sondern sein Dasein zu verbringen habe unter Gesetzen, die es sich selber gegeben. Und so wird es mit Gottes Hülfe auch in Zukunft geschehen. Durfte noch Gervinus in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben: „Denn auch in ihm (dem preußischen Volke), wie in allen Deutschen ist die Geduld so unergründlich, wie die Unlust zu allem verantwortlichen Handeln unbesieglich ist," so wird hoffentlich, wenn am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts von einem deutschen Tacitus die Summe des in dem letzten Menschenalter Geschehenen gezogen wird, es so heißen:

„Das deutsche Volk, durch die herrlichen Siege über Frankreich seine Bescheidenheit nicht einbüßend, lernte doch voll begreifen, was ihm gebührte. Keine Vergewaltigung sich zu Schulden kommen lassend gegen seine Nachbarn, duldete es auch daheim keine Vergewaltigung von Seiten Solcher, die glauben, die Weisheit in Erbpacht genommen zu haben. Es lebte unter Gesetzen, die es sich selber gegeben hatte und denen es in seinem vernünftigen Sinne zu gehorchen wußte. So sind die Deutschen jetzt das erste Volk Europa's und haben zu ihren glänzenden Leistungen in Kunst und Wissenschaft, zu ihrem strahlenden Waffenruhme das Verdienst gesellt, weiteste Freiheit mit breitester Gesetzlichkeit harmonisch zu verbinden."

Wir wollen hier noch einmal die erfreuliche Wahrnehmung hervorheben, daß selbst in den Tagen, wo das deutsche Volk in jämmerlichster politischer Gestalt dastand, seine begabten Söhne doch fast nie daran zweifelten, es werde ein Riese sein können, wenn es nur den Hemmschuh „Oesterreich" von sich schleudere und seine Fürsten zwinge, gute Deutsche zu sein. Selbst Friedrich Schlegel, der ein schwankendes Rohr war und weder sittlichen, noch religiösen Halt besaß — er ist uns besonders verhaßt wegen seiner

frechen Angriffe auf Schiller — selbst Friedrich Schlegel, dem man eine wahrhafte Begeisterung für das Große und Hohe gar nicht zutrauen sollte, wird doch in einen reineren Aether gehoben, wenn er sich mit der Zukunft seines Volkes beschäftigt. Durch seine Aeußerungen über Deutschland adelt sich Friedrich Schlegel, während er sich durch sein ewiges Schuldenmachen, durch sein Zusammenleben mit der Ehefrau eines höchst achtungswerthen Juden und durch seinen Sprung in die katholische Kirche entadelte. Er schrieb nun im Jahre 1802 in Bezug auf Deutschland, das damals der Schmach von Jena entgegentaumelte, voll stolzester Hoffnungen:

Wenn man solche Gegenstände sieht (die Wartburg und den Rhein), so kann man nicht umhin, sich zu erinnern, was die Deutschen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte .... Darum wollen wir festhalten an dem Bilde oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren lassen durch die gegenwärtige Armseligkeit, unter welcher dieses große Volk erliegt. Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen."

Wenn selbst ein Friedrich Schlegel sich für die künftige Größe des deutschen Volkes zu erwärmen vermochte, so ist es nur zu natürlich, daß deutsche hervorragende Persönlichkeiten, denen außer dem Verstande des charakterlosen Romantikers auch ein edles, hochklopfendes Herz zu Theil geworden war, einerseits aufwallten bei dem Gedanken, was die Deutschen bei richtiger Führung zu leisten vermöchten, aber auch andrerseits von Schwermuth umnachtet wurden, wenn sie ihre Nation in den Staub gestürzt sahen, weil, um mit Hans Sachs zu reden, letztere nicht hatte „einen sollichen theuren Hauptmann".

Wohl dem deutschen Volke, daß ihm im Jahre 1870 „ein sollicher theurer Hauptmann“ erstand und daß aus dem Könige Wilhelm, auf den ganz anders, wie auf Victor Emanuel, das Wort paßt: „König-Ehrenmann“, sich ein deutscher Kaiser entfaltete, der den reichen Kräften einer hochbegabten Nation eine Arena eröffnete, in der sie ihren Beruf zum europäischen Primate zu beweisen vermag!

Doch wir wurden abgelenkt von unsrer Absicht, darzuthun, wie inmitten der kläglichsten Gegenwart und trotz herbster Enttäuschungen edle deutsche Gemüther an der Zukunft ihres Volkes nicht verzagten.

Die würdige Gattin Wilhelm von Humboldt's, deren wir schon einmal rühmend gedachten, schrieb im Jahre 1811, als es so traurig aussah in Deutschland, folgendes:

„Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe giebt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Loos bereitet man da dreißig Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O, wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet! Wie glücklich preise ich den Theuren (Schiller), der Deutschlands Fall nicht gesehen hat!“

Und später, als die französische Tyrannei von Deutschland abgewälzt worden, als aber wegen des kleinlichen Verhaltens der Fürsten sich kein würdiger und erfreulicher Zustand herauszubilden vermochte, da vernehmen wir noch einmal die Stimme der edlen Caroline von Humboldt in Bezug auf die Zukunft ihres Volkes. Es geschah dies, als sie in einem Briefe ihr Urtheil abgab über Niebuhr's Schrift: „Preußens Recht an den sächsischen Hof“. Sie

urtheilte über diese Arbeit des großen Geschichtschreibers, der, gleich Stein, nicht in Preußen geboren, doch ebenso, wie der herrliche Reichsfreiherr, nur von Preußen Heil erwartete für Deutschland, sie urtheilte über die Niebuhr'sche Arbeit deshalb so günstig, weil der Kenner der Völker Blicke geworfen hatte in die leuchtende deutsche Zukunft. Sie schrieb nun:

„Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im Ganzen, im Großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion."

So haben, wie gesagt, die ausgezeichneten Geister Deutschlands sich niemals durch Zweifel an dem „Können" ihres Volkes versündigt; sie zürnten ihm nur, daß es seine Kraft brach liegen ließ und in Knechtsgestalt umherwandelte unter den Völkern Europa's. Herder sprach mit nur zu gutem Grunde von der „duldsam-trägen" Eselei der Deutschen." In der Staatsschrift, die von deutschen Fürsten dem Könige Heinrich II. von Frankreich überreicht ward, hieß es: „Die Deutschen haben sich durch ihre zu große Geduld und ihre Tragfähigkeit in aller Welt einen üblen Namen gemacht." Nach der Geduld, mit welcher die Deutschen alles ertrugen, möchte man an ihre besonders „dicke Haut" glauben, von der Montesquieu fabelte, um durch sie zu erklären, daß die mittelalterlichen Deutschen die Proben bei den Gottesurtheilen, wie z. B. das in die Hand Nehmen von glühendem Eisen, oder das Eintauchen in kochendes Wasser, so gut zu bestehen vermochten. Hoffen wir, daß die Deutschen von jetzt an sehr weichhäutig sein werden, wenn anmaßende Regierungen, den Beirath und die Mitthat aus den Besten des Volkes verschmähend, ihnen wieder zumuthen sollten, Gesetzen

zu gehorsamen, die einzig am grünen Tisch von Beamten ausgeklügelt wurden. Doch dergleichen Zumuthungen würden mit dem Falle einer so anmaßenden Regierung gleichbedeutend sein. Das deutsche Volk wird zu dem Ehrenschmucke seiner Kriegstüchtigkeit den höhern Ruhm gesellen, daß es Freiheit mit Ordnung, Selbstbewußtsein mit Treue, aufgeklärte Denkungsart mit Religion zu verbinden weiß. Daß es vor allem wachse an Staatsbürgerthum, daß es nicht ein Werkzeug sei in der Hand von Heroen, sondern selbst ein Heros!

Wenn wir einerseits wiederholt darauf hinwiesen, daß die Nationen des Erdballs Deutschland erst preisen, seitdem es im Streite mit Frankreich tapfer war, wie Achilles, und edelmüthig, wie Hektor, so haben wir andrerseits auch stets betont, daß denkende und begabte Männer aus jedem Volke von jeher große Achtung vor der tiefen deutschen Bildung kund gaben. So widmete Bulwer — mag er auch an Unmittelbarkeit und plastischer Gegenständlichkeit hinter Walter Scott bedeutend zurückstehen, so bleibt er doch einer der geistreichsten Romanschriftsteller, den bis dahin die Weltliteratur kennt — so widmete Bulwer seinen „Maltravers" dem deutschen Volke als „einem Volke von Denkern". Dann wollen wir noch an die Worte Richard Cobden's erinnern, die er in der Unterhaussitzung vom 5. Juni 1855 an Lord John Russel richtete, als dieser sich etwas hochmüthig über Deutschland auszudrücken beliebte. Cobden antwortete nun dem sich oft Blößen gebenden Minister mit folgenden Worten:

„Ich bemerke dem Lord John Russel, daß, indem er von Deutschland spricht, er ein hochgebildetes Volk vor sich hat, wo Jeder seine Zeitung liest und wo die mittleren Classen so erzogen werden, daß sie sich auf lateinisch unterhalten können. Ist es also nicht anmaßlich und unvernünftig, wenn der Lord das ganze Volk anschuldigt, es sei durch Rußland corrumpirt?"

Sagte Richard Cobden sicher etwas zu viel, als er behauptete, daß die mittleren Classen Deutschlands sich auf lateinisch zu unterhalten vermöchten, so ist doch gegen den Satz der Baronin von Staël-Holstein, daß Deutschland ein erstaunlich unterrichtetes Land sei, nicht das Geringste einzuwenden. Wie die deutschen Gelehrten in andern Ländern aushelfen müssen, ward von uns bereits angedeutet. Uebrigens hatte England noch in jüngerer Zeit Gelegenheit, das tiefe Wissen und die seltene Sprachkenntniß der Deutschen bewundernd kennen zu lernen. Es waren nämlich von Seiten des abessinischen Fürsten Kassa Geschenke für die Königin Victoria, nebst einem eigenhändigen Begleitschreiben eingetroffen. Das „Athenäum" berichtet nun, daß, um dies in abessinischer Sprache abgefaßte Schreiben zu lesen, sämmtliche gelehrte Männer im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, im India-Haus und am britischen Museum in Bewegung gesetzt wurden. Nach anhaltendster Mühe seien sie am Ende ebenso klug gewesen, wie am Anfange. Da habe man glücklicher Weise an den gelehrten Deutschen, Dr. Gustav Oppert, gedacht, den Assistenten an der königlichen Bibliothek zu Windsor-Castle. Dieser nun habe das Schreiben des abessinischen Fürsten ohne weitere Anstrengung sogleich entziffert. Das Athenäum war gerecht genug, den ganzen Vorgang, wie er sich zugetragen, obgleich er für das englische Selbstgefühl nicht gerade schmeichelhaft war, ohne alle Vertuschung zu erzählen, während Lord Enfield, der diesen Gegenstand im Oberhause berührte, sich geflissentlich hütete, des deutschen Gelehrten auch nur mit einer Sylbe zu gedenken.

Als Niemand das an die Königin gerichtete abessinische Schreiben zu übersetzen wußte, hätten die englischen Minister nach ihren indischen Erfahrungen sogleich rufen müssen: „Ist kein deutscher Gelehrter da?" Erfüllte doch Martin Haug, der an der indischen Universität Puna (im Dekan) eine Professur der Sanskrit-

wissenschaften bekleidete, alle Weisen des Morgenlandes mit Bewunderung für seine Sprachkenntniß. Es entsandten deshalb auch die Parsen von Bombay — es ist dies die vornehmste Parsengemeinde des Morgenlandes — Vertrauensmänner an ihn, mit dem Ersuchen, er möge die Leitung des Unterrichts in ihrem Priesterseminar übernehmen. Einen ähnlichen Antrag hatten die Parsen noch nie einem Europäer gestellt, denn ein Eingehen auf diesen Vorschlag machte Martin Haug dem Wesen nach zum Oberhaupte der parsischen Religionsgenossenschaft. Vielleicht wäre es ihm vergönnt gewesen, durch Herstellung der ursprünglichen Zoroastrischen Lehre, indem er bei seiner außerordentlichen Sprachkenntniß die heiligen Bücher in ihrem Urtexte wiedergab, für jene merkwürdige Religion dasselbe zu thun, was Luther durch die Herausgabe der Bibel für das Christenthum. Haug, den Kraft, Geschick und eine hinlänglich freie Auffassung zu der Uebernahme eines so schwierigen Amtes befähigten, glaubte doch der ehrenvollen Aufforderung nicht entsprechen zu sollen, da die Bigotterie der Engländer seinen Schritt arg mißdeutet haben würde.

Da wir so eben zwei Deutsche anführten, nämlich die Doctoren Gustav Oppert und Martin Haug, die auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft das Erstaunlichste leisteten, so wollen wir bei unserm Bestreben, von den Franzosen stets Löbliches zu sagen, wo es nur irgend möglich ist, hier rühmend Anquetil du Perron erwähnen, den man mit Recht den Vater des Zendstudiums genannt hat. Antequil du Perron war von einem solchen Eifer für die Sprachen des Morgenlandes erfüllt, daß, da ihm die Mittel fehlten, sich nach Asien als Reisender zu begeben, er sich auf einem nach Indien segelnden Schiffe als Matrose verdingte, um so dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. Sein Aufenthalt in Indien währte von 1754—1761. Nachdem er hierauf in seinem Vaterlande zehn

Jahre hindurch auf's Angestrengteste gearbeitet hatte, veröffentlichte er seine Uebersetzung des Zendavesta.

Die Franzosen können überhaupt auf dem Gebiete der morgenländischen Sprachwissenschaft strahlende Namen herzählen.

Indem wir mit unsern Gedanken von Anquetil du Perron zu Haug und Oppert und von diesen zu den Engländern zurückkehren, welche Gelegenheit hatten, von der erstaunlichen Sprachkenntniß der Deutschen Proben zu empfangen, ist es uns angenehm, daß wir nicht zu erwähnen vergaßen, wie erleuchtete Engländer — wir nannten Bulwer, Richard Cobden und Thomas Carlyle — im Gegensatze zu ihren, der jedesmaligen Volksmeinung schmeichelnden und gern einen Bulldoggenton anschlagenden Zeitungen bei passender Gelegenheit niemals verfehlten, sich mit großer Achtung über die Leistungen Deutschlands auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft auszusprechen. In noch höherem Grade geschah dies aber von Seiten hervorragender Nordamerikaner, die das wohlthätige Walten des deutschen Volksgenius in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten; in ihrer Anerkennung klingt etwas durch von inniger Familienanhänglichkeit. So sagte William Seward, der unter den Staatsmännern Nordamerika's stets einen ehrenvollen Platz behaupten wird, als er auf einer im Jahre 1860 durch den Westen der Union unternommenen Reise in St. Louis rastete und dort nach der Gewohnheit seiner Landsleute eine öffentliche Rede hielt: „Missouri must be germanized“. Er begründete seine Ansicht durch eine feurige Lobrede auf Deutschland, aus der wir folgende Stelle hervorheben:

„Ueberall, wohin Deutsche kommen, da betrachten sie es als Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Der germanische Geist hat in England die Magna-Charta in's Leben gerufen; die Philosophie der Deutschen hat die Herzen aller freien Männer mit den schönsten Hoffnungen erfüllt. Der wahre deutsche Geist ist der

Geist der Humanität und der Freiheit; wohin er gedrungen, hat er die Willkür zertrümmert und der Heuchelei ihre Maske abgerissen. Deutsche sind es, denen die Welt die Reformation verdankt — die Grundlage und Quelle aller Segnungen, deren wir uns erfreuen."

Ueberhaupt ist man in Nordamerika, über welches ja Millionen ausgewanderter Deutschen, die ihnen eigenthümlichen Tugenden, namentlich den Zauber des Gemüths verbreiteten, überhaupt ist man in Nordamerika, was seine erleuchteten Männer anbetrifft, von jeher sehr günstig für Deutschland gestimmt gewesen. So sagte Parker: „Nach unserm Dafürhalten ist die deutsche Literatur die schönste, die richtigste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuen Zeit."

Wie sehr amerikanische Dichter sich von deutscher Gemüthstiefe und Deutschlands trautem Daheim angesprochen fühlen, beweist Henry Longfellow in berühmt gewordenen Versen, die das mittelalterliche Schmuckkästchen unter Deutschlands Städten zum Gegenstande haben.

Wenn im Jahre 1860 ein nordamerikanischer Staatsmann sich auf's Wärmste über Deutschland aussprach, so that dasselbe im Jahre 1872 ein nordamerikanischer Gesandter und berühmter Geschichtforscher, nämlich Bancroft. Dies geschah in einer Staatsschrift, die Bancroft dem deutschen Kaiser überreichte. Außer der leidigen Alabama-Frage besteht nämlich noch ein zweiter Streitpunkt zwischen England und Nordamerika, da beide Staaten den Besitz der Insel San-Juan beanspruchen. Da nun dieser Punkt in dem Vertrage von Ashburton, der im Jahre 1846 andere Mißhelligkeiten zwischen England und Nordamerika regelte, nicht hinlänglich festgestellt worden, so ist er ein Vierteljahrhundert hindurch in der Schwebe geblieben. Beide Staaten haben sich nun endlich dahin geeinigt, den deutschen Kaiser zum Schiedsrichter zu wählen und seinem Ausspruche sich unweigerlich zu fügen.

Herr Bancroft hat die amerikanische Staatsschrift, in der er das Recht seines Volkes an der Insel San-Juan nachweist, in deutscher Sprache abgefaßt, was dem Journal des Débats einige Seufzer auspreßte*). Er erwähnt im Eingange der Staatsschrift, die einen stattlichen Band bildet, daß man den Vereinigten Staaten zu sechs verschiedenen Malen vorgeschlagen habe, den Streit um die Nordwestgrenze durch ein Schiedsgericht zu schlichten; diese hätten sich aber bisher stets geweigert, hierauf einzugehen, einmal weil ihnen ihr Recht sonnenklar erschienen, und zweitens, weil der bestrittene Gegenstand für sie von äußerster Wichtigkeit sei. Als man aber vernommen, daß die Entscheidung dem deutschen Kaiser solle anheimgestellt werden, da seien alle Bedenken verstummt. Bancroft sagt dann weiter, daß, da es sich in der streitigen Angelegenheit um verwickelte Fragen der Erdkunde, der Geschichte und des Staatsrechts handele, so schätze man sich glücklich in Nordamerika, daß die Entscheidung inmitten eines Volkes erfolgen solle, das einen Karl Ritter, einen Ranke und Heffter zu seinen Söhnen zähle.

Am Schlusse äußert Bancroft die Ansicht, daß es dem deutschen Kaiser, der Ruhm und Ehren erlangt, wie nur wenige Sterbliche, daß es dem deutschen Kaiser am Abende seines Lebens ein erhebendes Gefühl bereiten müsse, die zwei jüngern Töchter der großen germanischen Völker-Familie mit einander versöhnt zu haben.

So ist dem stolzen England und dem noch stolzeren Nordamerika die nahe Verwandtschaft mit Deutschland jetzt kein Stein des Anstoßes mehr, sondern es beglückt sie im Gegentheil und sie freuen sich ihres erlauchten Ursprungs. Doch hat diese Stimmung

*) „La déférence qui a fait rédiger en allemand le Mémoire américain, et la façon dont M. Bancroft fait valoir les liens de parenté pour son pays, comme dernière née de la grande famille germanique, ne pourront qu'être bien accueillies à Berlin.“ Journal des Débats du jeudi 15. Février 1872.

erst Platz gegriffen, seitdem Deutschland den Primat errungen auf dem europäischen Festlande. Wie in Nordamerika alle Einsichtigen es als ein Glück betrachten, daß Deutschland jetzt in Europa den ersten Platz einnimmt, möge folgende Stelle aus dem „Newyork-Herald“ beweisen:

„Das neue Deutschland, wie es nun dasteht, ist die stärkste Macht in Europa, welche, falls sie wollte, allen ihren Nachbarn Gesetze vorschreiben könnte. Es hat sich klar herausgestellt, daß die Deutschen die kriegstüchtigste Nation sind, aber wer ehrlich ist und die Wahrheit sagen will, muß zugeben, daß sie auch das friedlichste und verständigste Volk Europa's bilden.“

Obgleich nun, wie aus den verschiedensten Stimmen erhellt, die Einsichtigen unter sämmtlichen europäischen und außereuropäischen Nationen es für ein Glück erklären, daß bei dem großen Streit zwischen Deutschland und Frankreich dem ersteren Lande der Sieg zufiel, so wollen wir uns mit diesem aus fremden Anschauungen geschöpften Gesammtergebnisse doch nicht begnügen, sondern, die Summe der von uns angestellten Forschungen ziehend, indem wir hoch über beiden Völkern schweben und für alles, was Blut und Stammesneigung uns zuflüstern möchten, kein Ohr haben, uns jetzt die ernste Frage vorlegen: Ist der Deutschland zu Theil gewordene Primat ein verdienter und verspricht er der Menschheit zum Heile zu gereichen? Wir haben, uns der Unparteilichkeit eines Minos befleißigend, mit einem unbedingten „Ja“ zu antworten.

Durch Deutschlands Primat werden die Völker Europa's vor allem Bescheidenheit lernen im Verkehre mit einander und Demuth in ihrem Verhältnisse zur Gottheit. Frankreich dagegen, wäre es siegreich gewesen, hätte sämmtliche Völker noch mehr über die Achsel angesehen, als es schon bisher geschah, und die davon getragenen Erfolge seiner Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit zugeschrieben, nicht aber dem Lenker der Schlachten. Alle unparteiischen Zuschauer

aus fremden Nationen haben zugestanden, daß selten ein Volk nach so glänzenden Thaten sich so bescheiden und anspruchslos benommen habe, wie das deutsche. Hätten die Franzosen sich ähnlicher Erfolge zu rühmen gehabt, wie die Deutschen, so würden dem Erdkreise die Ohren gegellt haben von ihrem rasenden Siegesgeschrei. Man braucht sich nur zu erinnern, wie sie sich rühmten und priesen, als sie endlich, im Verein mit den Engländern, nach einjähriger Belagerung einen Theil von Sebastopol eingenommen hatten. Als in Folge der Siegesnachricht Louis Napoleon mit seiner Gemahlin und seinen Großwürdenträgern sich in feierlichem Zuge zum Dankfeste in die Kathedrale der französischen Hauptstadt begab, empfing ihn der Erzbischof von Paris am Eingange des Gotteshauses und sagte in der Rede, die er an den Kaiser hielt, daß die weiten Hallen der Notre-Dame-Kirche von dem Ruhme Frankreichs erdröhnten. Hätte Victor Hugo in dem Priesterrocke gesteckt, so wäre das „Erdröhnen" in seinem Munde noch ein viel zu schwaches Wort gewesen; für den Ruhm Frankreichs hätte er den Himmel und die Hölle in Bewegung gesetzt, kurz, sich jener Uebertreibungen schuldig gemacht, die Hamlet den Schauspielern so weise widerräth. Der Unterschied zwischen deutscher Bescheidenheit und französischer Großrednerei zeigt sich nirgends deutlicher, als wenn man das verschiedene Verhalten Friedrich's des Großen und des Grafen von Saint-Simon bei demselben Anlasse einander gegenüberstellt.

Als Friedrich der Große, noch im Greisenalter seine Königspflichten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllend, eines Abends überdachte, daß er am folgenden Tage sehr viel werde zu arbeiten haben, befahl er seinem Kammerdiener, ihn noch früher zu wecken, als gewöhnlich. Da er aber befürchtete, daß er im Augenblicke des Gewecktwerdens vielleicht schwach sein werde und nicht aufstehen wolle, so schärfte er dem Kammerdiener für diesen Fall ein, ihm ohne Gnade die Bettdecke von den Füßen zu ziehen. Graf

Saint-Simon, der von Jugend auf sich mit dem Gedanken umhertrug, dermaleinst ein weltberühmter Mann zu werden, ließ sich ebenfalls früh am Morgen von seinem Diener wecken, aber in ganz anderer Weise. Der Diener mußte ihm nämlich folgende Worte in's Ohr rufen: „Herr Graf, erheben Sie sich! Sie haben dereinst Großes zu vollbringen!“ Bekanntlich dachte Saint-Simon viel über die Lage der niedern Classen nach und sann auf Abhülfe ihres beklagenswerthen Zustandes. Seine socialistischen Theorien zeugen jedenfalls von einem milden, menschenfreundlichen Herzen, wenngleich ihre praktische Verwirklichung den ernstesten Bedenken begegnet. Als nun Graf Saint-Simon das Ergebniß seiner fleißigen Forschungen veröffentlicht und sich allerdings dadurch einen Namen gemacht hatte, wenngleich keineswegs einen europäischen, wie er sich bei seiner französischen Eitelkeit schmeichelte, entsandte er an Frau von Staël folgende Botschaft: „Sie sei jetzt die berühmteste Frau, die man kenne, er desgleichen der berühmteste Mann, deshalb wollten sie zusammen das berühmteste Kind des Weltalls erzeugen.“ Frau von Staël vernahm wohl die Botschaft, aber ihr fehlte der Glaube. Sie heirathete in zweiter Ehe nicht den Grafen von Saint-Simon, sondern den Herrn von Rocca und da sie von ihrem schwedischen Gatten Kinder hatte, mit denen sie zufrieden sein konnte (wir erinnern nur an die vortreffliche Herzogin von Broglie), so begnügte sie sich fortan mit literarischen Prachtgeburten.

Also Europa und die Welt hätten von Frankreich, falls es den Sieg davongetragen, nur die übermüthigsten Prahlereien gehört und sich nicht der schönen Bescheidenheit zu freuen gehabt, die Deutschland auf der Höhe seines Ruhmes bethätigte. Bescheidenheit ist nun das sicherste Kennzeichen großer Völker, wie großer Persönlichkeiten. Von Sokrates bis zu Alexander von Humboldt waren alle bedeutenden Männer bescheiden und beklagten mehr, so vieles

nicht zu wissen, als daß sie sich dessen gerühmt hätten, was sie wußten.

Und wie von Deutschland die Völker des Erdballs Bescheidenheit lernen können, so wird auch von hier aus die wahre Religion ihren Rundgang halten über das Universum. Wenn Schiller noch bei der Unduldsamkeit sämmtlicher Kleriker sagen konnte oder vielmehr wegen seiner milden Natur sagen mußte, daß er sich zu keiner der herrschenden Religionen bekenne und zwar aus „Religion“, so wird für die kommenden Tage in Deutschland von einem priesterlichen Geschlechte, das nach Millionen zählt, der Gottheit in so würdiger, einfacher und entsagender Weise gedient werden, daß sicher auch die höchsten und edelsten Geister geneigt sind, an so schönem Wirken sich verständnißinnig zu betheiligen. Es sollen von jetzt an die Millionen und aber Millionen, die man früher zurückstieß von der schöngeschmückten Tafel des Lebens, ihren berechtigten Antheil haben an den Gütern, die Gott für Alle gleich bescheerte. Was Christus in seiner Bergpredigt der Menschheit an die Himmelsdecke geschrieben, danach ringe ein Jeder empor: zur Besiegung der Selbstsucht, zur Unterstützung der Schwachen und Hülfsbedürftigen, zur Liebe selbst Desjenigen, der uns wehe gethan! Um diese Grundsätze zu verwirklichen, dazu bedarf es des steten und unablässigen Ringens eines Jeden gegen die bösen Mächte seines Innern. Aber kämpft er nur einen ehrlichen Kampf, so wird er zuletzt siegreich sein. Doch bedarf es zum Siege keines Papstes und keiner Priester; es bedarf, daß Jeder selbst Priester sei, daß Jeder sich heilige und in seinem Gewissen die reine und hehre Stelle bewahre, wo die allgegenwärtige Gottheit erscheinen und ihm befehlen könne, was er zu thun habe, wie sie einst Zwiesprache führte mit Moses im feurigen Busche.

So wird in Deuschland ein priesterliches Volk erstehen und die aus hellem Kopfe entspringende Wahrheit, sowie die aus warmem

Herzen sich entbindende Menschenliebe werden sich von hier aus über die Welt verbreiten. Wenn die Torquemada's nahe daran waren, den Erdkreis in eine Hölle zu verwandeln, so wird von dem Augenblicke an, wo ein Jeder im weißen Gewande des Friedens der Gottheit dient, indem er Opfer darbringt auf dem Altare der Menschheit, so wird von da an die Welt sich umgestalten in ein Paradies.

Von den Franzosen wäre für die wahre Religion kein Heil erblüht, da sie in der Werkthätigkeit des Katholicismus den wahren Begriff des Christenthums gänzlich einbüßten. Weil Ludwig XIV. seine unglücklichen protestantischen Unterthanen durch die abscheulichsten Martern zum Katholicismus zwang, so glaubte er dem lieben Gotte gegenüber als Gläubiger auftreten zu dürfen. Als man ihm nun einst meldete, daß die Franzosen in einer großen Schlacht besiegt worden, da rief er entrüstet aus: „Gott vergaß also, was ich für ihn gethan habe!“ Diese vermessene Ansicht, daß die Franzosen einen besondern Anspruch an die Gottheit haben, trat noch in dem jüngsten Kriege hervor. Als die Niederlagen von Weißenburg und Wörth nach Paris gemeldet wurden, da las man in der vom ehemaligen Minister Rouher ihre Eingebungen empfangenden Zeitung: „Le Public“, folgende, wahrem Christenthume in's Gesicht schlagende Aeußerung: „Unsere Wiedervergeltung wird glänzend sein. Gott schuldet sie uns!“ Noch manchen andern, von wahnsinniger Ueberhebung zeugenden Aeußerungen begegnete man in den französischen Zeitungen, als die niederschmetternden Ereignisse so gänzlich den gehegten stolzen Erwartungen widersprachen. Las man doch im „Paris-Journal“, das allerdings an Ueberhebung das Unglaublichste leistete, folgendes:

„Gott wird Frankreich nicht verstümmeln lassen, das ja seine rechte Hand ist!“

Also Hochmuth, Unduldsamkeit, kurz, entschiedenster Gegensatz zum Christenthume war das Kennzeichen Frankreichs in unserer Zeit, wie in den Tagen Ludwig's XIV. Wenn der Heiland in Frankreich einkehrte, würde er von den Tugenden, die er in so einfachen und dabei so erhabenen Worten empfahl, nur wenige antreffen.

Wir dürfen demnach behaupten, daß die Deutschen in allem, was den wahren Werth des Menschen anlangt, den Franzosen weit überlegen sind. Sieht man nicht auf das äußere Auftreten, auf die sogenannten Manieren — auf welchem Felde die Germanen den Romanen und selbst den Slaven den Vorzug zugestehen müssen — sondern auf die innere Bildung, auf die Geistesblüthen und Gemüthsausstrahlungen, mit einem Worte, auf das echte Menschenthum, so glänzt hier Deutschland in der Vorderreihe der Völker, den meisten voranleuchtend, von keinem verdunkelt. Wie die griechischen Colonisten zu den Punkten, wo sie sich ansiedelten, stets das heilige Heerdfeuer ihrer Heimath trugen, so begleitet auch die Deutschen überall hin, wo sie Hütten bauen — und dies geschieht ja eigentlich auf dem ganzen Erdkreise — die zu Hause eingesammelte Bildung, oder wenigstens der Trieb zur Bildung. So bieten sie überall, wo sie dichter wohnen, einen höchst anziehenden und zur Nachahmung auffordernden Anblick dar. In den Vereinigten Staaten, wo sie fast den sechsten Theil der Einwohnerschaft ausmachen, wirken sie überaus wohlthätig, indem sie namentlich die gemüthvolle Seite des Deutschthums — eine Eigenschaft, die dem Yankeethum gänzlich abgeht — zur erfreulichen Geltung bringen. Durch Turnen, Gesangsfeste und heitere Vereinigungen übermalen sie das Sauertöpfische und Verschlossene, das den puritanischen Nordamerikanern trotz ihrer unerträglichen Fragewuth eigenthümlich ist, allmälig mit anziehenden Farben, so daß das Dürre, Eckige, Selbstsüchtige nicht mehr auf's Grellste zum Vorschein kommt, sondern hier und da einem innigeren Tone Platz zu machen beginnt. Auch an Schul-

bildung können die Deutschen den Nordamerikanern — mögen sich die rohen Knownothing's gegen dies Anerkenntniß noch so sehr sträuben — zum Muster dienen. Die unerbittliche Statistik, die kein Deuteln und Feilschen gestattet, spricht zu ihren Gunsten. So ergab sich, daß unter den Hunderten von Regimentern, die von den Nordstaaten zur Unterdrückung der großen Rebellion aufgeboten wurden, man nur auf vier traf, in denen jeder Einzelne seinen Namen schreiben konnte; doch befand sich in diesen Regimentern kein Yankee, da sie ausschließlich aus Deutschen gebildet worden.

Ja, die Deutschen sind das unterrichtetste Volk der Welt und Deutschland ist aus mannigfachen, in unserer obigen Darstellung aufgezählten Gründen des erstrittenen Primates vollkommen würdig. Es verdient demnach die reichen Lobsprüche, die Hecker in seiner großen Festrede über dasselbe ausströmte. Vor allem beglückt es uns, daß Hecker nicht daran zu zweifeln scheint, Deutschland werde den Tempel der Freiheit immer fester und sicherer ausbauen. Die hierauf bezüglichen Worte des edlen Vaterlandsfreundes lauten:

„Fürwahr, man weiß nicht, was man bei der Einkehr des Friedens mehr bewundern soll, die Siegeslaufbahn oder das mannhafte Gebahren nach beendigtem Kampfe. Das ist Mannheit eines ganzen Volkes!

Und hierin liegt die sicherste Bürgschaft, daß, nachdem das Schlachtschwert zu den Penaten aufgestellt, bei den Hausgöttern aufbewahrt wurde, das deutsche Volk daheim auf dem Forum für sein gutes Recht und seine Freiheit einstehen werde."

Lassen wir die gegen den Schluß hin in einen Hymnus austönende Rede des wackern Hecker unser Ohr noch weiter mit wohlthuendem Klange umschmeicheln!

„Von allen Zonen und Klimaten," so sagt oder singt vielmehr der frühere Süddeutsche und jetziger Nordamerikaner, „von all, überall her ein begeistertes „Heil Dir und Sieg, mein Vaterland,"

von all, überall her strecken gabengefüllte Hände sich nach der Heimath aus. Zerstreut in alle Welt und doch eine Familie. Das sind nicht die in der Fremde verloren gegangenen Stämme Israels.

Das ist ein Geschlecht, das gedeiht und sich mehrt, wie der Sand am Meere, auf welchem ruht der Segen Jakobs. Ueberall hin trägt es die Laren und Penaten, die Sitte und den Brauch, die häuslichen Tugenden und zeugende Kraft seiner Väter pflanzt sich fest ein bei allen Stämmen und Völkern der Erde, unter allen Zonen und Himmelsstrichen und wo einmal eingebettet, entwickelt es sich und breitet sich aus mit nie lassender Zähigkeit. Das ist die neue germanische Wanderung, das ist der neue germanische Weltgang, ein stetiger, immer mehr sich verästender Strom und Bach, zusammenhängend mit seinem Ursprung, seiner Quelle. Das ist die gewaltige germanische Strömung, welche begann, als unsre Vorfahren von den Schneekuppen des Himalaya herniederstiegen in zwei mächtigen Strömen gegen Nordland und Nordwestland.

Das Gefühl der Zugehörigkeit, welches sich kundgiebt bei diesem Kriegsgang, wie ein einziger gemeinsamer Herzschlag wallt es in uns, tönt es wie die Glocken eines gothischen deutschen Domes, welche den Auferstehungstag einläuten. Mit der Reichseinigung wird es, in mächtigen Verhältnissen fortschreitend, sich entwickeln und Erfolge zeitigen, unberechenbar und voll Wunderbarkeit. Scheltet mich einen Träumer, einen Schwärmer, einen Thoren, wenn's beliebt; aber ihr könnt mir das Credo meines ganzen Lebens nicht aus meinem Herzen reißen:

„In fünf Jahrhunderten ist das Erdenrund germanisch vermittelt."

Darum stimme auch du, täglich kleiner werdendes Häuflein der Männer, die ihr den hohen schönen Traum träumtet von einem gewaltigen, mächtigen deutschen Freistaate; ihr, deren Haare die

Sorgen des Exils gebleicht, auf deren Antlitz die Mühen Furchen gezogen und deren müder Leib sich sehnt einzugehen zur ewigen Freiheit, darum stimmt auch ihr in den Ruf ein: „O Freiheit, laß deine Diener in Frieden scheiden, denn sie haben ihrer Nation Kraft und Herrlichkeit geschaut!"

Hochauf mein Volk!
Heil dir, mein Vaterland!"

So braucht Deutschland von jetzt an die Stirn vor keinem Volke mehr zu senken, weil es endlich seine Kräfte zusammenfaßte und nicht mehr ein Feind ist seiner eigenen Größe. Es wird aber klug thun, in seiner jetzigen Herrlichkeit von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen auf die klägliche Vergangenheit, damit es sich nicht wieder Schlingen legen lasse um den nunmehr so sicher dahinschreitenden Fuß.

Also stehen wir immer auf der Wacht! Es fehlt uns nicht an äußern, wie an innern Feinden. Doch werden wir uns siegreich gegen die Einen, wie die Andern, behaupten, wenn wir stets des Wahlspruches eingedenk sind, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Wir selbst waren treulos gegen uns, nicht der treue, allgütige Gott. Denn er leuchtete in unsere Zerrissenheit und Versumpfung immer hinein durch das kraftvolle Wort und durch die machtvolle That deutscher Männer, die er anblies mit seinem belebenden Odem. Und wie Gott früher einzelne deutsche Männer erleuchtete, daß sie seine Sendboten wurden für Freiheit, Recht und Wahrheit, so wolle er nunmehr mit seinem heiligen Geiste sich gnädig herabsenken auf das ganze deutsche Volk! Daß es als ein Muster dastehe für die Völker des Erdballs, daß es ein Hort sei jeglicher Tugend und daß, wie bald sämmtliche deutsche Stämme sich in religiöser Verehrung nahen werden dem Einen, Allgütigen und Allgewaltigen und nicht mehr ein Heer von Heiligen und Halbgöttern dulden zwischen

sich und dem Allgegenwärtigen, dieselben auch hinfürder den Kaiser und das Reich, die Quelle ihrer Kraft und Größe, nicht trüben und gefährden lassen zum Vortheile kleiner Potentaten, die für sich einen Cultus beanspruchen, auf den doch Niemand Anspruch hat, als das, wenn man es nicht hindert, zu jedem Guten und Großen fähige und geneigte Volk der Germanen!

Druck von Diedr. Soltau in Norden.